

DR. ERICH POHL

Die Volkssagen Ostpreußens

1943

**Gräfe und Unzer / Verlag
Königsberg (Pr)**

Herausgegeben
vom Institut für Heimatforschung und Volkskunde
an der Albertus-Universität
Königsberg (Pr)



34935

54187

Einbandzeichnung
von Hans Hermann Hagedorn



Alle Rechte vorbehalten
Druck von R. Leupold, Königsberg (Pr)

Meinen lieben Eltern

Friedrich Wilhelm Pohl und Bertha Emilie geb. Hein

in Dankbarkeit gewidmet

ERICH POHL

gefallen am 26. 8. 1941

vor Reval



Einleitung.

Die Abgrenzung geschlossener Gebiete für volkskundliche Untersuchungen mag im Innern des deutschen Vaterlandes häufig Schwierigkeiten bereiten, und es mag ohne Willkür oftmals nicht abgehen können. In Ostpreußen sind solche Grenzen fast nach allen Seiten natürlich gegeben.

Die ostpreußischen Volkssagen umfassen Ostpreußen in der Ausdehnung, die es bis zum Inkrafttreten des Versailler Diktates im Jahre 1920 hatte; sie nehmen den Teil der alten Provinz Westpreußen hinzu, der nach dem Abstimmungssiege vom 11. Juli 1920 als Regierungsbezirk Marienwerder, später Regierungsbezirk Westpreußen, zu Ostpreußen kam, schließen andererseits das abgetrennte Memelland und Soldauer Gebiet nicht aus. Es handelt sich also im wesentlichen um das alte Ordensland rechts der Weichsel und der Nogat.

Eine „natürliche“ Grenze meint nicht etwas starr und durchaus Abschließendes; der Begriff der Grenze trägt es vielmehr in sich, daß er auf das weist, was hinter dieser Grenze ist. Deutscher Kultureinfluß ist weit über die Nord-, Ost- und Südgrenzen der Provinz hinausgedrungen. Noch anders die Westgrenze: Wer die Sagen des ganzen früheren Westpreußen kennt, für den scheidet die in dieser Sammlung gezogene Linie an der Weichsel und Nogat entlang nicht Eigenes von Fremdem, für den ist diese Sagengrenze offen. Wurde der Einschnitt doch gemacht, so möge er der Tatsache Rechnung tragen, daß jener Teil des alten Ordenslandes links der Weichsel mit seinen nicht erst heute so wechselvoll eigenen Geschicken sehr wohl trotz aller Gleichläufigkeit auch ein eigenes Gepräge hat. Zugleich wurde die Beschränkung auf Ostpreußen in seiner heutigen Gestalt deswegen nötig, weil für jenen anderen Teil nicht die Möglichkeit von neuen Sageneinsammlungen bestand, nur gedruckte Quellen zur Hand gewesen wären. Darunter hätte das Gleichgewicht dieses Sagenbuches leiden müssen. In dem Kapitel „Die Geschichte des Landes in der Sage“ ist für die Ordenszeit und darüber hinaus bis in die Herzogszeit das ganze Ordensgebiet berücksichtigt worden, damit wenigstens hier, wo die Überlieferung sich ohnehin auf gedruckte Quellen stützen muß, die innere Einheit des ungeteilten Ganzen sichtbar würde.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist aus mancherlei Bausteinen gefügt. In ein Land, das von den zur baltischen Sprachgruppe gehörenden Alten Preußen bewohnt wurde, die ihrerseits wiederum dem Blut und der Kultur nach bereits von Germanischem durchsetzt waren, Gaben jener germanischen Stämme, die schon lange vor Christi Geburt um die Weichsel herum und ein Stück nach dem heutigen Ostpreußen hinein saßen, in ihrer großen Masse aber im dritten nachchristlichen Jahrhundert in südöstlicher Richtung abzogen, lockenden Fernen entgegen, — in dieses Land kam im Jahre 1231 der Deutsche Ritterorden und machte es in einem über sechs Jahrzehnte währenden Kampfe seiner Macht untertan. Als gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Altpreußen Friede unter deutschem Schild und Rechtsspruch eingekehrt war, kamen aus dem zu eng gewordenen deutschen Mutterlande die Bauern in dieses noch aufnahmebereite Land. Sie kamen aus Mittel- und Niederdeutschland, besiedelten den Boden und lebten fortan neben und mit den Alten Preußen. Dem deutschen Bauerntum in Ostpreußen stand ein deutsches Bürgertum in schnell aufgeblühten Städten und ein bald sehr selbstbewußter deutscher landsässiger Adel zur Seite. So wurde hier deutsches Land, heute deutsches Mutter- und Vaterland so gut wie ein deutscher Gau am Main oder an der Nordsee.

Geriet auch der Siedlerstrom aus Deutschland um die Mitte des 14. Jahrhunderts ins Stocken, die Deutschwerdung des Landes machte trotzdem Fortschritte. Blieben die deutschen Bauern von jenseits der Elbe aus, so war nun das in Ostpreußen bereits ansässige deutsche Bauerntum fähig, aus sich heraus die Besiedelung mit Bauern deutschen Blutes weiter vorzutreiben. Unter den Herzögen kamen weiterhin Holländer und Schotten ins Land. Die sorgenden preußischen Könige zogen Schweizer aus der französischen Schweiz, Nassauer, Pfälzer und Salzburger herein.

Das große Endergebnis ist dieses, daß aus den Alten Preußen mit ihren ostgermanischen Einschlägen, aus Deutschen verschiedenster Gaue, in verschiedenen Zeiten in Ostpreußen eingewandert, aus fremdvölkischen Splittern, wie Schotten, Holländern ein deutscher Volksstamm geworden ist, die Ostpreußen. Und so groß ist die Kraft des bestimmenden Deutschtums gewesen, daß selbst die einstmalige geringfügige litauische und masovische Unterwanderung an den östlichen und südlichen Grenzen diese Einheit nicht hat stören können, daß vielmehr auch diese Zuwanderer völlig im Deutschtum aufgegangen sind, woran nichts die Tatsache ändert, daß einige aussterbende litauische Sprachreste im Nordosten der Provinz sich dem

forschenden Auge entdecken, und daß in Masuren in verschwindendem Umfange von der alten Generation das Misch-Idiom des Masurischen gesprochen wird. Trotz mancher Jahrhunderte der schwersten politischen Geschieke, Jahrhunderte, die Fremdherrschaft über das Land brachten und den Versuch ewiger Zerstückelung, trotz des mancherlei Blutes, das ineinander geflossen ist, es wohnt in Ostpreußen ein Volk gleicher Kultur, gleichen Geistes und gleichen Willens, — ein deutscher Stamm. Dem entspricht es auch, wenn der Sagenbestand über ganz Ostpreußen hin einen hohen Grad von Gleichförmigkeit in seiner inneren Beschaffenheit aufweist.

Was die Sagen allgemein angeht, so liegt eines dem Herausgeber dieses Buches am Herzen zuvor zu sagen. Man möge an das hier zusammengetragene Volksgut nicht von vornherein mit einer romantisierenden Geisteshaltung herangehen, die sich aus Vorstellungen von einem halb paradiesischen Naturzustande, den das sogenannte „einfache Volk auf dem Lande“ verkörpere, speist. Gewiß, diese Sagen entstammen zum größten Teil dem Umkreis der ostpreußischen Bauern und Arbeiter auf dem flachen Lande. Nun aber: Zum Unterschied vom Märchen will die Sage als wahr geglaubt werden, sie spiegelt die Lebenswirklichkeit dieses Volkes wieder, und jede Neigung zu einer romantisierenden Betrachtung würde die volle Lebenstiefe, in der die Sage schwingt, verflachen. Die Sage steht im Leben des Volkes, gleichsam in seinem Alltag und Werktag, und wie der Alltag nicht immer nur hell, fröhlich und kraftvoll ist; sondern zu Zeiten auch trübe, kleinmütig und ungelöst, so ist es auch die Sage in manchen Teilen. Man muß in den Kreisen des ostpreußischen Landarbeiters vertraut sein, um etwa ermessen zu können, wie der Spukglaube ängstigende Schatten über das Gemüt der Glaubenden zu werfen vermag, wie der Glaube an übernatürliche Kräfte des andern, Kräfte, die einen am eigenen Leibe oder am Besitz schädigen könnten, Mißtrauen säen, friedliche gemeinschaftliche Bindungen lockern, ja vorübergehend den Frieden einer ganzen Dorfgemeinschaft stören kann. Erwähnen wir auch jenes, wovon nur mit dem Gefühl der Ergriffenheit von einer historischen Schicksalhaftigkeit gesprochen werden kann: daß es nämlich nicht gut gewesen ist für den ostpreußischen Menschen, daß eine unerbittliche geschichtliche Entwicklung vergangener Jahrhunderte große Teile des Bauerntums immer tiefer in Abhängigkeit, Unfreiheit, bis in vollkommene Leibeigenschaft führte. Die Spuren verloren sich seither langsam, die dieses harte Schicksal an der Gestalt des ostpreußischen Menschen hinterließ; aber ganz sind sie noch nicht getilgt, wie lange jenem Prozeß auch schon ein Ende gesetzt, ja er rückläufig gemacht

worden ist von der Bauernbefreiung an bis zu den umfassenden Umwälzungen der letzten Jahre. Es ist, wie wenn nicht alle Nacken, die unter dem langwährenden Druck ein wenig gar zu tief gebeugt worden sind, heute schon wieder ganz aufgerichtet wären. Auch das prägt sich in der ostpreußischen Sage aus. —

Die Sagen spiegeln den Menschen im Guten wie im Schlechten, in unserem Falle also das ostpreußische Landvolk, aus dem sie gesammelt sind. Das müssen wir sehen, wenn wir dieses Volk aus seinen Sagen recht verstehen wollen. Jedes Idealisieren eines Teiles der eigenen Volksgenossen bringt uns diese Volksgenossen nicht näher, stößt sie vielmehr aus der Gemeinschaft mit uns heraus; denn Gemeinschaft entsteht nur durch das Eingehen auf das Sosein des andern, nicht durch hochfliegendes Übersehen seiner Nöte, seiner dunkeln Seiten und verwundbaren Stellen. Mögen diese Ausführungen nicht den Eindruck erwecken, als ob nun die Sage unter dem Gesichtspunkt des Dunklen, Schattenseitigen gesehen werden sollte. Das wäre ganz falsch; aber weil, wie dem Herausgeber scheint, durchweg nur die Lichtseite und harmlose Helligkeit gesehen wird, so sollte auch einmal auf deren Gegenseite das Augenmerk gelenkt sein.

Wenn wir versuchen, einiges hervorzuheben, was die ostpreußische Sage allgemein kennzeichnet, so wollen vier Wesensmerkmale genannt werden, die alle unter sich zusammenhängen:

An dem Gesamtbestand der ostpreußischen Sagen fällt ins Auge, daß er arm ist an mythischen Gestalten des Volksglaubens; so fehlen weibliche Naturdämonen ganz, mit Ausnahme der sehr spärlich überlieferten Seejungfern und Moorhexen, dem Holleweibchen, das wohl in Ostpreußen nicht deutschen Ursprungs ist, ferner der Kornmutter, von der es aber keine richtigen Sagen gibt. Diese Gestalten, die insgesamt eine alte Stufe des Volksglaubens verkörpern und beim Volke an Glaubwürdigkeit im Laufe der Zeit allgemein eingebüßt haben, sind anscheinend zu einer Zeit nach Ostpreußen gelangt, als man schon nicht mehr recht an sie glaubte, und konnten deswegen auf ostpreußischem Boden nicht mehr von Grund auf heimisch werden. Hinzu kommt, daß die Natur des Landes für andere dieser Gestalten (Riesen, Zwerge) kein ideales Wohngebiet darbot.

Dem verhältnismäßigen Mangel an mythischen, naturdämonischen Gestalten steht eine große Fülle von Spuksagen aller Art gegenüber. Diese Bezirke erscheinen auf den ersten Blick allerdings — wegen der geringen Zahl jener „mythischen“ Sagen eben — verhältnismäßig ausgedehnter, als sie es in Wirklichkeit sind. Jedoch auch dann, wenn man diese Täuschungsquelle ausschaltet, bleibt im Gesamtbild doch der Ein-

druck des Vorwaltens von Spukhaftem aller Art. Diese Eigenart ist sicherlich durch den Menschen und das Land gleicherweise bedingt. Ostpreußen hat eine Reihe großer Männer hervorgebracht, die die dem Mystischen, Geheimnisvollen, ja Unheimlichen zugewandte Seite seines Wesens deutlich offenbaren, es sei nur an das sinnfälligste Beispiel erinnert: E. T. A. Hoffmann. Hinzu tritt bedingend und formend zugleich das Land, weit und meist flach, zu einem Teil von großen Wäldern erfüllt, dazu mannigfach gegliederte Landseen und kleine, dunkle Waldseen; ein Land, in dem die heimelige Enge mitteldeutscher Gaue nicht so sehr zu finden ist, als daß der Mensch im weiteren Raum viel mehr auf sich selbst gestellt und angewiesen ist.

Was mit der Häufigkeit der Spuksagen zusammenhängt, das ist der Drang zum Wunderbaren überhaupt. Der Glaube an Sageninhalte wird auch in solchen Fällen noch aufrecht erhalten, wo wir es nicht mehr erwarten würden, weil die Wahrheit des Geschehens — auch im Sinne des Volkes — nie nachprüfbar war. Etwa in solchen Fällen, wo mit ausführlicher Schilderung der Einzelzüge von der grauenvollen Begegnung eines Lebenden mit einem Totengespenst oder dem Teufel erzählt wird, ohne daß der einzig Beteiligte Gelegenheit gehabt hätte, Bericht zu erstatten, weil er nämlich sein Leben bei diesem Abenteuer einbüßte, morgens tot aufgefunden wurde. Zweifelt man einem Erzähler einer so beschaffenen Sage gegenüber (um einen Eindruck von seiner Stellung zu einer solchen Sage zu bekommen) die Wahrheit des Inhaltes an mit dem Hinweis darauf, daß sie ja garnicht kontrolliert werden konnte, so wird man mit großer Bestimmtheit abgefertigt als einer, der sich über ernstzunehmende Dinge leichtfertig hinwegsetzen wolle. Aufschlußreich ist, was in der Sage vom Gotteslästerer, die im Jahre 1905 in der Osteroder Umgegend zuerst überall auf einmal erzählt wurde, als Wahrheitsbeweis angegeben wird: weil alle Schulkinder in Osterode und die Arbeiter des Eisenbahnausbesserungswerkes schon davon wissen, so muß die Geschichte wahr sein. In derselben Linie liegt es, daß Nachprüfbares nie nachgeprüft wird. Die Sagen von der Unergründlichkeit so vieler Seen, die sich bei früheren Meßversuchen herausgestellt hätte, werden immer von neuem weiter überliefert, obwohl es ein Leichtes wäre, in jedem Falle die wirkliche und meist geringe Tiefe des Gewässers festzustellen. Die Beete im Wald werden mit der Ackerei aus der Zeit vor der Sintflut erklärt, obwohl eigentlich jeder Landbewohner weiß, daß in den Neupflanzungen im Walde eine Art von Beeten angelegt wird, deren Spuren natürlich noch eine lange Weile erhalten bleiben, wenn die Bäume schon größer geworden sind.

Gewiß, das sind alles Züge, die sich auch sonst in Deutschland auffinden lassen; jedoch der ostpreußische Mensch, wie er sich uns in der Sage darstellt, ist unbedingter, ungestümer möchte man fast sagen: unmittelbarer und tiefer fühlt er die Bedrohung durch die übersinnlichen Mächte und innerlicher, sehnlischer verlangt er nach dem Wunderbaren, Geheimnisvollen.

Ein viertes sei schließlich hervorgehoben: Die Schicksale des ostpreußischen Menschen in der Geschichte tragen ein durchaus heldisches Gepräge, sowohl die, die von außen immer wieder hereinbrachen und die die Ostpreußen als Volk an Grenzen härteten, als auch das angedeutete Verhängnis im Innern, das den Bauern wohl tief beugte, aber doch den Menschen nicht zerbrach. In der ostpreußischen Sage spiegelt sich das alles nicht unvermittelt wieder, sondern in einer gewissen Umsetzung: Das Verständnis seiner selbst, das der ostpreußische Mensch uns in der Sage darbietet und das wir aus ihr ablesen können, hat sein Merkmal darin, daß nicht die Bezwingung der Gefahren und alles Schweren in den Vordergrund gerückt wird — auch anderswo sind die Volkssagen nicht im landläufigen Sinne heroisch — sondern das standhafte Ertragen, das Tragen in der Gemeinschaft. Dazu gehört zweierlei: Das Mitleid auch mit dem Unglücklichsten und die Gerechtigkeit, die die Sage jedermann zuteil werden läßt. Selbst der Teufel wird nicht ausgeschlossen: In einer Schatzsage fährt ein Mann in die Hölle, nicht etwa, weil er sich durch die Bergung des Teufelsschatzes leichtfertig der Gewalt des Bösen anheimgegeben hat, vielmehr weil er den Teufel bestohlen hat und für diesen Diebstahl in der Hölle büßen muß. Die große Kraft des Mitleids zeigt sich vielleicht am ergreifendsten in der Werwolfsgeschichte von der stillen Frau. Diese Frau, die zu Zeiten als Werwolf gehen muß, bedroht aufs höchste das Leben der Dorfbewohner und ihrer Kinder, und doch waltet ob dem Grauen und der Angst vor dieser Bedrohung bei jenen deutlich das Mitleid mit dem Furchtbaren und Unabänderlichen des Geschickes der Frau. — Es wäre billig, von einer gewissen Mittelmäßigkeit des Volkes zu sprechen, das das Extrem des Bösen (Teufel) nicht bis zum Ende zu denken vermöge, sondern es abmildere und das sein Mitleiden selbst auf den Teufel ausdehne; wer so schließt, sieht nur das Äußerliche und nicht, wie viel lebendige Kraft hier überall aufgebracht wird im Ertragen karger und harter Lebensschicksale, in der geschichtlichen Vergangenheit und im Leben des einzelnen heute, und daß das die notwendige Ergänzung ist zu der anderen Seite der tatkräftigen Bezwingung aller Nöte und Bedrohungen, hundertfach bewiesen in der Geschichte, wenn auch die Sage diese Seite gerade nicht hervorkehrt.

Die hier noch folgenden Bemerkungen zu den einzelnen

Kapiteln verfolgen nicht das Ziel, die Sagen psychologisch zu erklären, auch nicht das Ziel genetischer Untersuchungen und Klarstellungen, sondern es soll etwas deutlicher gemacht werden, in welcher Weise sich die Sagen und ihre Inhalte im Bewußtsein des Volkes spiegeln, was sie ihm sind, in welcher Weise es sie wohl versteht.

Die Geschichte des Landes in der Sage.

Der unbeeinflußt von einer ausgesprochenen historischen Bildung gebliebene Mensch lebt von sich aus in der Gegenwart, darin dem Kinde gleich. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Geschichte in der wirklich lebendigen Volkssage keinen allzu großen Raum einnimmt, auch nicht in der ostpreußischen. Drei Generationen, hat man wohl gesagt, reiche das geschichtliche Bewußtsein des Volkes in die Vergangenheit hinauf. Das ist zu viel und gleichzeitig zu wenig gesagt. Es ist auf der einen Seite durchaus nicht die Regel, daß das geschichtliche Geschehen der letzten drei Generationen selbst nur im nächsten Umkreis zusammenhängend und als wirklich Geschichtliches gesehen wird. Auf der anderen Seite hat sich Kunde aus längstverflossenen Jahrhunderten, wenn auch noch so verworren, auf die jetzt Lebenden fortgerbt.

Soll die Geschichte des Landes zu Beginn zum Aufleuchten gebracht werden in der Sage selbst, so muß der Herausgeber zu den Chroniksagen greifen, wobei allerdings mit Fleiß darauf Bedacht genommen ist, an die Spitze selbst der frühesten Abschnitte „altpreußische Zeit“ und „Ordenszeit“ das zu setzen, was an heute noch lebenden Sagen, die sich auf jene frühesten Zeiten beziehen, im Volke aufzufinden ist. Eine lebendige Anschauung jener Zeiten ließe sich mit diesem Wenigen allerdings nicht geben. Dazu sollen, bis hinauf in die Herzogszeit, Chroniksagen dienen. Von diesen Chroniksagen läßt sich nie erweisen, ob sie einmal — in ihrer Zeit wenigstens — volkläufig gewesen sind. Bei vielen wird man mit guten Gründen sogar das Gegenteil annehmen müssen, bei denen etwa, die aus dem Anschauungsumkreis einer mittelalterlichen allgemein-europäischen katholischen Kirchlichkeit stammen. Aus diesem Grunde sind aus den reichen sagenhaften Einschlägen der Chronikliteratur der Ordenszeit und den sich an diese anschließenden frühesten Historiker bis zum 16. Jahrhundert nur solche Stücke ausgewählt worden, die für jene Zeiten, von denen sie reden, charakteristisch sind. Und sie tragen den heißen Atem der Vergangenheit in der Tat spürbar auch noch für uns in sich, waren doch die, die diese Berichte niederschrieben, glühende Parteigänger, die die Zeit zuinnerst miterlebten, etwa der Ordenschronist Peter von Dusburg.

So mögen diese Chroniksagen verstanden werden: Wie der Orden sich selbst und seine Mission begriff, als eine Streiterschar, die im Namen und Auftrage Gottes kämpfte, das zeigt die Vision jenes Bruders Cunebrecht von Decken, dem Maria die Wunden der für ihren Sohn gefallenen Brüder zeigt. („Die Herrlichkeit des Ordens“.) Eine Reihe von Sagen vergegenwärtigt das Menschenideal, das der Orden hervorbrachte: Es ist auf der einen Seite der mit den christlichen Tugenden der Milde und Demut ausgestattete Mensch (Michael Rimpitz), ebenso sehr, wie auf der anderen Seite der tapfere Kämpfer, ein Ritter wohl, aber nicht der höfische Ritter des hohen Mittelalters in Deutschland, sondern ausschließlich ein Kämpfer im Dienste Gottes: wenigstens für die erste Zeit des Ordens gilt das uneingeschränkt so. In einem solchen Kampf kann Gottes Beistand nicht fehlen, und so sind denn die Chroniken voll von Berichten über wunderbare Hilfe vom Himmel. Neben diesen Sagen, die uns Geist und Menschenideal der Ordenszeit nahebringen, sind noch einige aufgenommen, die entweder bezeichnend sind für typische Konflikte jener Zeit, als Deutschtum und Christentum auf Preußentum und Heidentum stieß (wie die von Herkus Monte und Hirschhals), oder die durch den Mirakel-Charakter ihres Inhalts den Glauben jener Zeit ebenso sehr beleuchten, wie oft auch die Absicht des mit der Feder für den Orden streitenden Chronisten. (Der getreue Macko). Auch eine Heiligenlegende durfte zur Abrundung des Bildes nicht fehlen.

Die Sage von Hans von Sagan möge wie in einem Bilde das langsame Erstarken des Bürgertums im geistlichen Ordensstaate sichtbar machen, eines Bürgertums, das nach freudig mitzutragender Verantwortung strebt; die folgende Sage „Schuß auf den Pfeiler“ erhellt wie ein greller Blitzstrahl für einen Augenblick die bedrängte und unsichere Lage, in die der Orden je länger je mehr durch den Ansturm der äußeren Feinde geriet. Das Ende dieser Entwicklung — der Orden nach außen in seiner Macht gebrochen und im Lande nicht geliebt, weil er seine Herrschaft nicht teilen wollte mit den einheimischen, stark gewordenen Kräften des Bürgertums und Adels — dieses Ende tritt uns greifbar im Schicksal jenes Ordensgebietigers, Herrn Wolfgang Sauers, vor Augen, den die Rastenburger in einem Eisloch schmählich ertränkten. — Wie das Heidentum nach einigen hundert Jahren christlicher Kulturarbeit noch fortlebt und gelegentlich durchbricht, zeigt sich in dem sakralen Opfer des Bauern Valtin Supplit im Samland. In den Sagen aus der Reformationszeit weht uns zuerst die Unsicherheit an, die bei dem Glaubenswechsel zunächst Platz greifen konnte (Der Mönch aus Wehlau), dann ist aber auch etwas von der freudigen Hingabe an das Neue zu spüren (Das Abendmahl in

Thorn), nicht ohne daß auf der Kehrseite auch schon frühe Zwistigkeiten und Unklarheiten ihren Niederschlag gefunden hätten (Der Irrlehrer Osiander).

Für die folgende Zeit bis zur Gegenwart konnte der Herausgeber sich auf mündliche oder in jüngerer und jüngster Zeit gedruckte, mit einem Wort, auf volkläufige Tradition stützen.

Was ist von der ostpreußischen historischen Sage zu sagen, welches sind ihre zeugenden, formenden und erhaltenden Gesetze? Dreierlei möchte hervorgehoben werden. 1. Die Vergangenheit, soweit sie in den sogenannten historischen Sagen im Bewußtsein der Lebenden fort dauert, wird nicht eigentlich in ihrer Geschichtlichkeit gesehen. Das zeigt sich bereits an äußeren Dingen, an Anachronismen: Da wird von einem „christlichen Leutnant“ erzählt, der schon vor der Ankunft des Ordens in Preußen Bekehrungsversuche unternommen hat, oder es wird Friedrich dem Großen zugeschrieben, was von rechts wegen dem Großen Kurfürsten zukäme. (In der Sage: Die Schweden in Pr. Mark). Ein andermal wird von einer (evangelischen!) Kirche die Meinung geäußert, sie stände schon von Anbeginn der Welt an ihrem Platze. (Die Kirche in Kuppen, s. Lemke II, Nr. 6, S. 5 f.), Adalbert von Prag wird von den Blumenauern erschlagen. (IfH, 558 hs). Diese äußerlichen Zeichen sind aber nur Zeichen für ein inneres Merkmal: Die Geschichte wird ins „Private“, ins Anekdotenhafte gewandelt, verniedlicht. So macht das Volk sich große Zusammenhänge, die es nicht versteht, für sein Verständnis und Bedürfnis zurecht. Verweilen wir etwas bei dem ersten, der Familiarisierung der Geschichte, wie es auch zu nennen wäre. Es ist nichts Neues auf ostpreußischem Boden: Wie im Geschehen des Nibelungenliedes hinter tragischer Verwirrung der Bande von Liebe und Treue eines eng begrenzten Verwandtenkreises ja eigentlich das Steigen und Sinken von Völkerschicksalen steht, so wird auch in Ostpreußen der große Atem der Zeiten umgewandelt in die vertraulichere Luft verwandtschaftlicher Bindungen und Zwiste. Für viele Beispiele eines, das gerade deshalb so bezeichnend ist, weil es sich auf jüngst verflossene große Vergangenheit bezieht, für deren Fortleben im heutigen Zeitpunkt man vielleicht konkretere Züge vermuten möchte. Ein junger Bauer aus Masuren erzählte dem Herausgeber im Verlaufe eines Gespräches über Ostpreußen im Kriege etwa folgendes: „Mein Vater, der bei Tannenberg dabei war, hat mir erzählt, warum die Russen 1914 in Ostpreußen einfallen konnten und dann erst ziemlich lange darauf in der Schlacht bei Tannenberg hinausgetrieben wurden. Das kam nämlich daher, weil die Oberbefehlshaber auf der deutschen Seite und auf der russischen Brüder waren oder Vettern; die wollten nicht gegen-

einander kämpfen!“ Auf den Einwand, daß die Verzögerung doch wohl durch andere Dinge zu erklären sei (Kriegsplan, besondere Verhältnisse beim Oberkommando Ost, dann endliche Berufung Hindenburgs), wurde mir zur Widerlegung entgegengehalten: Nein, wie es stand, hätten sie auch daran gesehen, daß sie die Erde beim Ausheben der Schützengräben nach der verkehrten Seite hätten aufwerfen müssen (also nicht als Deckung nach der Feindseite). — Die Tatsache, möglicherweise, daß ein Heerführer auf russischer Seite einen deutschen Namen trug, Rennenkampf, verbunden mit der verständlichen anderen Tatsache, daß der einfache Mann im Schützengraben im vielfach zerschnittenen Gelände die allgemeine Orientierung verlieren konnte, hat hier eine Ansicht der Dinge entstehen lassen, die vielleicht nach einigen Jahren schon als festgeformte und festgeglaubte Sage in einem großen Teil Ostpreußens anzutreffen sein wird.

Man kann, was mit der „Familiarisierung“ verwandt ist, auch von einer Verniedlichung der Geschichte sprechen. Der Leser wird dieser Erscheinung oft begegnen; es sei nur hier erinnert an den Kronprinzen Friedrich, der im deutsch-französischen Krieg über die Mauer von Paris klettert und sich alles besieht, die Stadt Paris, die der Kaiser deshalb nicht bombardieren ließ, weil ein silberner Turm darin stand. Von hier führt die Brücke zur historischen Anekdote, zum Schwank hinüber, welche Gattungen in diesem Buche nicht aufgenommen worden sind; Jedoch darf nicht alles, was auf den ersten Blick schwankhaft erscheint, auch schon als Schwank und als nicht geglaubt aufgefaßt werden. Das gilt etwa für die hier unter „Die Bittschrift“ mitgeteilte Sage. Es ist eben immer zu bedenken, daß das Volk schon ohnehin die Geschichte auf eine vertraulichere Ebene versetzt. Bei dem bisher Ausgeführten ist in erster Linie an die im engeren Sinne politische Geschichte gedacht, die der Volkssage in ihrem eigentlichen Bezirk fremd bleibt. In Bezug auf seine, des Volkes eigenste Geschichte, die Geschichte der großen Leiden in der Vergangenheit, Pest und Kriegsbedrückung, ist das unmittelbare Verständnis viel stärker gegeben, hier brauchen jene Umwandlungskräfte nicht so in Tätigkeit zu treten.

Daß die Neigung zur Familiarisierung, Verniedlichung nicht gleichzusetzen ist mit Oberflächlichkeit, Unernsthaftigkeit, soll hier nur angemerkt werden: Die Unendlichkeit und Größe der Welt läßt sich aus der Gestaltung des kleinsten Lebewesens ebenso erahnen wie aus dem Anblick des Sternenhimmels.

2. Die geschichtliche Sage bedarf im weiten Umfange der Anknüpfung an sichtbare Punkte. Man könnte es so ausdrücken: Die Geschichte wird in großem Maße als Ortssage

apperzipiert. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß das Wissen von Tataren, Schweden, Pest und Franzosen heute nicht mehr so groß wäre, wenn nicht durch seine Verknüpfung mit Steinen, Hügeln, Seen, dem Erinnerungsvermögen und Bewahrungswillen immer wieder eine anschauliche Stütze geboten wäre. Es ist bekannt, in wie hohem Maße Flurnamen im wechselnden Fluß der Zeiten beständig sind. Solange es Pestberge, Schwedenschanzen, Franzosenseen u.ä. auf ostpreußischem Boden geben wird, wird auch die Erinnerung an jene Zeiten, die ihnen die Namen gaben, immer wieder heraufbeschworen werden. (Es sei allerdings bemerkt, daß diese Erinnerer in der Landschaft nicht immer verläßlich sind im Sinne der Geschichte. Schwedenschanzen z. B. kommen heute in Ostpreußen auch vor in Gegenden, wohin nachweislich Schweden nie gelangt sind; diese Bezeichnungen sind also auch gewandert. Vgl. Heimat und Leben II, Nr. 7, S. 4. Außerdem sind eine Reihe heutiger Schwedenberge ursprünglich „Heilige Berge“ — im Masurischen swenty, im Altpreußischen swints = heilig — das nicht mehr verstandene swenty wurde volksetymologisch zu Schweden — umgedeutet.) Solche faßlichen Angelpunkte für die Anschauung bieten auch die historischen Persönlichkeiten, die großen Namen der Geschichte. Und wenn kein Name bekannt ist, dann doch Rang und Stellung: der Schwedenkönig, der Tatarenhauptmann. Es darf wohl mit gutem Grunde vermutet werden, daß die Erinnerung an die Ordensritter, so schwach sie auch ist, durch die Ortsnamen wachgehalten wird, die die Bezeichnung „Rittergut“ vor ihrem Namen tragen oder doch bis vor nicht langer Zeit noch trugen. So kommt es, daß man die „ohle Rittersch“ noch nicht vergessen hat, die bezeichnenderweise mit denselben Augen gesehen werden — wenig freundlich — mit denen sie ihre Zeit sah, damals, als der Orden sich dem Ende seines Daseins zuneigte.

3. Was ist es denn nun dem Inhalte nach, was das Volk in diesen verpersönlichten und anschaulich gesehenen Sagen überliefert? Die so beliebte Anknüpfung an geschichtliche Persönlichkeiten kann sich nicht nur allein aus dem Bedürfnis nach Anschaulichkeit erklären. Etwas anderes vorweg: ein großer Teil der Schwedenberge, der Franzosenseen usw., aber auch historische Persönlichkeiten wie der alte Dessauer, dienen hauptsächlich dazu, um an sie Totenspuksagen oder andere Spuksagen, Sagen von übernatürlichen Kräften des Menschen anzuknüpfen, alles Motive, die auch, ja in der großen Masse des gesamten Vorkommens, ohne diesen historischen Anknüpfungspunkt auftreten, der also nur eine Art Vorwand bildet. Diese Sagen ließen sich ebenso gut nach der Einteilung des Buches einordnen unter Spuksagen, Vorspuksagen usw. Es ist

die große Gruppe der pseudo-historischen Sagen, wie man sie nennen könnte. Schaltet man alle diese Sagen aus, so wird noch sichtbarer, eine wie kleine Rolle das wirklich Geschichtliche in der Sage spielt. Das Wenige aber bietet noch des Schönen genug. Nicht nur Anknüpfungspunkte für die Anschaulichkeit sind die Persönlichkeiten; aus diesem Zuge spricht mehr, Heldenverehrung. Sie kann so herzhaft sein, daß die Sage ihrem Helden zuliebe einen historischen Nebenzug ohne Bedenken überbewertet, wie in jener Sage von dem Schustergesellen Hans Sagan, den sie Mut und Hoffnung des Ordensheerés bis zum glänzenden Siege wiederaufrichten läßt; sie ist so unbedingt, daß sie selbst jenen dunklen Gegenspielern geschichtlicher Größe, den großen Räubern, oft eine Regung der freundlichen Zustimmung nicht vorenthalten kann. Schon deshalb gehören jene Räubersagen auch in den geschichtlichen Abschnitt. Diese Verehrung ist so gerecht, daß sie auch schlichte Menschen aus dem Volke preist, wie schon jenen Hans Sagan, oder die kranke, schwache Frau Stolle, die Gerdauen vor den Kosaken rettete.

Ferner weiß das Volk in seinem Denken sehr wohl Größe und Tiefe einer Zeit zu erfassen, wenn auch nur in einer Persönlichkeit, wenn auch nur in einem Bilde: Napoleon, auf dem Zug nach Rußland, zerschlägt ein Glas. Ein Deutscher spricht unwillkürlich das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ leise vor sich hin; da durchfährt es den Welt-eroberer ahnungsvoll: ein Blatt der Geschichte wendet sich.

Und schließlich ist noch zu gedenken der Liebe und des Vertrauens, das das Volk seinen Herrschern ins Grab nachtrug und noch nachträgt, Liebe und Zutrauen, nicht begründet in einer verstandesmäßigen Erkenntnis der Größe des Werkes jener Männer, sondern in einer viel innigeren, unbewußten Hinwendung. Da ist der Kaiser Wilhelm, der Tränen vergießt um den Tod seiner getreuen Soldaten, und Friedrich der Große wanderte durchs Land „und besah sich alles“, daß alles seine Ordnung hatte; er lebt noch fort als der, der jedem Gerechtigkeit widerfahren ließ. Und man kann es nicht ohne Bewegung wahrnehmen, wie immer wieder in ostpreußischen Sagen von Bedrängten und zu Unrecht Verurteilten der Marsch nach Berlin angetreten wird in der festen Hoffnung, dort werde ihnen mit Gerechtigkeit und Milde begegnet werden.

Ein Wort noch zu der Frage der vorgeschichtlichen Sagen: Im eigentlichen Sinne des Wortes kann man von ihnen nicht sprechen. Wohl knüpfen sich Sagen an preußische Fliehburgen und an Hügel, die sich später als vorgeschichtliche Gräberstätten erwiesen. Das sind aber nur Spuksagen oder andere

unverbindliche von versunkenen Schlössern, weißen Jungfrauen. Es mag sein, daß solche Sagen von der frühesten Zeit her — etwa der Entstehungszeit einer vorgeschichtlichen Grabstätte — die Erinnerung wachhalten, daß es mit diesem Hügel, diesem Schloßberg etwas Besonderes sei; eine wenn auch noch so verworrene Anschauung von jener Zeit aber bewahren sie nicht mehr.

Rätselhaft erscheint auf den ersten Blick das Auftauchen gewisser Sagen vor bevorstehenden Kriegen: Sagen vom Kampf in der Luft oder von den drei Särgen. Als diese letzte Sage vor dem Weltkriege auftauchte, war man zuerst geneigt, zu meinen, die in der Tiefe bewegte Volksseele habe sich hier aus sich heraus einen Ausdruck ihrer bangen Ahnungen geschaffen, bis sehr bald darauf hingewiesen wurde, daß die Sage in ganz ähnlicher Form auch vor dem deutsch-französischen Kriege umgegangen ist, ja daß sich sogar ausländische Varianten fänden. Auch der Kampf zweier Heere in den Wolken, von dem in den Tagen vor dem Ausbruch des Weltkrieges in Ostpreußen geredet wurde, hat ältere Gegenstücke in Ostpreußen, eines sogar zur Schlacht bei Tannenberg 1410 (vgl. Tettau, Nr. 46).

Es muß daher angenommen werden, daß solche Sagen in Friedenszeiten gleichsam unter der Oberfläche still weiterüberliefert werden, bis sie, wenn Kriegsgefahr droht, aus der Verborgenheit in aller Munde treten, sodaß sie dann durch ihren Ernst und ihre geheimnisvolle Bildlichkeit allerdings dem gesteigerten Fühlen des Volkes einen echten Ausdruck verleihen. Es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß solche Sagen von Kennern außerhalb der lebendigen Gemeinde, der in der Volkssage Lebenden, in solchen Zeitpunkten in Umlauf gesetzt werden.

Der Mensch, seine geheimnisvollen Kräfte und übernatürlichen Fähigkeiten.

Zauberisches Können des Menschen, seine geheimnisvollen Beziehungen zur Totenwelt durch die zweischneidige Gabe des Todsehens, seine verderblichen Bindungen an den Teufel, das alles tritt sehr stark ins Bewußtsein des ostpreußischen Menschen. Deshalb ist diesen Dingen auch ein breiter Raum zugewilligt worden.

In den Marsagen ist eine Doppelschichtigkeit wahrzunehmen. Der ursprüngliche Charakter der reinen Seelensage neigt sich zu einem Teil stark nach der Seite des Koboldmäßigen und zwar in den Sagen, in denen die Mar als unliebsamer Gast im Pferdestall erscheint; wird doch sogar einmal erzählt, daß eine Mar sich im Pferdestall zur Hilfe anbieten kommt, ganz wie sonst hilfreiche Kobolde, Untererdschen. Gewiß wollte der Erzähler jener Sage etwas anderes sagen, vielleicht Unter-



erdschchen, aber daß er überhaupt auf „Mar“ verfallen konnte, läßt erkennen, daß er die Mar ganz im Sinne eines Kobolds aufgefaßt hat. Andererseits flechten ja auch die Untererdschchen den Pferden Zöpfe; und es finden sich Doppelgängersagen, die wiederum ihren Charakter von den Marsagen entlehnt haben.

Dieses Verfließen der verschiedenen Sagengruppen ineinander, die wechselseitige Überschichtung der Gestalten der Volkssage, Übernahme von einzelnen Charakterzügen, ist in Ostpreußen besonders stark ausgeprägt, wiewohl es diese Erscheinungen ja auch sonst in der deutschen Sage gibt.

In den Hexensagen ist eine deutliche Entwicklung im Laufe der Zeit festzustellen. Es gibt heute keine Hexensagen mehr, die von einem leiblichen Umgang mit dem Teufel erzählen. Dagegen lebt die Vorstellung von einer Art Blocksbergtritt noch in geringem Umfange fort, wenn auch nur in stark abgebläster Form, nicht in der bis ins einzelne ausgeführten Weise mittelalterlicher Inquisitionsberichte. Und dazu wird der Blocksbergtritt auch nur als für die Vergangenheit glaubhaft hingestellt.

Um so recht die in Ostpreußen noch anzutreffende Lebendigkeit vielfältiger Vorstellungen von zauberischen Fähigkeiten des Menschen darzutun, konnte zur Bereicherung in die benachbarten Bezirke des Brauches und des Volksglaubens hinübergegriffen werden. Es hält hier überhaupt schwer, zwischen Volksglaube und Sage zu scheiden, weil beides engstens verschwistert ist. Gerade in dem Umkreis „der Mensch und seine übernatürlichen Fähigkeiten“ kann der Satz gelten, daß die Sage formulierter Volksglaube sei.

Die Freimaurersagen, die Sagen vom Geistertragen und viele andere sollten eigentlich in den nachfolgenden Kapiteln von Spuk und Teufel stehen. Sie sind aber in das Kapitel vom Menschen hineingenommen, um diese Sagen vom Menschen her zu beleuchten. Es sollten erst die möglichen Beziehungen des Menschen zu den übersinnlichen Mächten gezeigt werden, Beziehungen kraft besonderer Gaben und Fähigkeiten oder kraft bewußt gewollter Hinwendung zu jenen Mächten. In den Sagen vom Todsehen, vom Geistertragen usw. kommt es also hier nicht auf den objektiven Totenspuk an, sondern auf die subjektive Fähigkeit und Veranlagung Einzelner, Geister sehen zu können, tragen zu müssen.

Die Toten, Totenspuk und dämonischer Spuk.

Mit diesem Kapitel und dem nächsten betreten wir recht eigentlich das beherrschende Mittelstück der ostpreußischen Sage. Von hier gehen Ausstrahlungen bis in die entferntesten Gebiete des ostpreußischen Sagenreiches. Wir sahen schon, wie die Geschichtssage des Volkes bei näherem Hinsehen sich

zu einem großen Teil nur als Spuksage, geknüpft an einen historischen Namen oder eine historische Stätte, darstellt und da nur wegen ihres Gehaltes an Spukhaftem fortbesteht. Die Alf- und Riesensagen, die Schatz- und Glockensagen sind zu einem großen Teil vom Spuk und Teufel her bestimmt, und es könnten leicht noch mehr Sagenprovinzen angeführt werden. Man hat diese beiden Kreise, Spuk und Teufel, anscheinend durchweg ein wenig zurückgedrängt auf den Blättern der deutschen Sagenbücher, spricht man doch gelegentlich etwas geringschätzig von „Spukgeschichten“ und möchte sie in einen gewissen Gegensatz zu Sagen überhaupt setzen. Gewiß, die Spuksage ist eintöniger, in sich einförmiger und überhaupt weniger reizvoll als manche andere Sagenart. Wenn Spuk- und Teufelssagen hier trotzdem einen so verhältnismäßig großen Raum angewiesen bekommen, dann geschieht das aus der Erwägung, daß dadurch auch schon rein äußerlich die Bedeutung ihrer tatsächlichen Rolle im Volksbewußtsein bezeichnet würde.

Das weitschichtige und vielfach verschlungene Gebiet der Spuksagen in einer allen Ansprüchen gerecht werdenden Weise zu ordnen, wird immer schwer sein. Im vorliegenden Versuch ist es unternommen, eine Gruppe von Spuk zusammenzufassen und dadurch zu erhöhter Geltung zu bringen, die man als dämonischen Spuk bezeichnen könnte.

Es gibt viele Sagen, die von spukhaften Erlebnissen und Begebenheiten berichten, bei denen man sich nicht des Eindrucks erwehren kann, daß das in ihnen unheimlich Spukende weder als Totengeister noch als der Teufel — die andere große übersinnliche Macht — aufgefaßt wird. Es müssen Geister sein, Dämonen, die nicht die Geister Verstorbener sind, aber auch nicht schreckhafte Erscheinungsbilder des Teufels, sondern eben selbständige, dämonische Geister mitteninne. Schon in den Sagen vom Wilden Jäger ist die Meinung geteilt: Einige Male wird er für einen Toten angesehen, in vielen Sagen aber trägt er die Züge eines Dämons ohne Angabe der Herkunft. An dem Beispiel der Sagen von der Wilden Jagd sehen wir gleich zweierlei. Erstens: Totenvorstellungen und Dämonenvorstellungen gehen in ein und derselben Sage durcheinander, ganz ähnlich wie bei den Irrlichtsagen etwa. Zweitens: Kaum wird einmal ganz deutlich, ob es sich in einem Falle wirklich um einen Dämon handelt, weswegen viele Fälle des Zweifels übrig bleiben.

So wird die Folge der Sagen, die hier unter „dämonischer Spuk“ zusammengefaßt sind, leicht angefochten werden. Trotzdem mußte der Versuch unternommen werden. Aus jeder der unter diesem Abschnitt zusammengefaßten Sagengruppen könnten Beispiele auch unter Totenspuk stehen, wie

es denn ja auch z. T. ist. Aber das kennzeichnet dann eben die tatsächlich fließenden Grenzen; aus der Erkenntnis solcher fließenden Grenzen heraus und zu deren besserer Verdeutlichung sind Gruppen wie Irrlicht und Vorspuk unter Totenspuk und dämonischer Spuk aufgeteilt, und die Sagen von der Wilden Jagd wenigstens auf die Grenze beider Abschnitte gestellt worden. — Es hat den begründeten Anschein und soll an anderer Stelle später einmal untersucht werden, als ob das „Es“ in „es spukt“ in Ostpreußen wirklich in großem Umfange dämonischer Natur ist: Teuflich wohl, aber nicht der Teufel; menschengestaltet oft, aber kein Totengeist, und — eben auch kein Naturgeist.

Die unter „dämonischer Spuk“ in diesem Buch zusammengefaßten Sagen haben, das sei zugegeben, zum Teil den Einschlag des Koboldhaften, ohne daß der Koboldcharakter eindeutig zu erweisen wäre. Bei einigen dieser Sagen könnte man sogar an Zeichen und Winke Gottes denken. Auch sei darauf hingewiesen, daß für die mancherlei Berichte von harmlos anmutendem Geräuschspuk, Blendspuk usw. das Wort „dämonisch“ fast zu groß anmuten möchte. Jedoch: wichtig ist wieder, daß den hier auftretenden Geistern nur mit Kreuzschlagen, mit Weihwasser und Kreuzknoten (im Zaum des Wunschpferdes) beizukommen ist.

Bei näherer Betrachtung des nun übrigbleibenden Totenspukmaterials läßt sich eine merkliche Dreiteilung der Welten herausfühlen: Es sei der Kürze halber gestattet, die Ausdrücke „kurzfristig und langfristig Spukende“ zu gebrauchen. Dazu kommen noch die Toten im Berge. Worin bestehen da Unterschiede?

Die erste Gruppe umfaßt die Sagen, in denen der Geist des Toten wohl noch eine kleine Zeit nach dem Tode des betreffenden Menschen umgeht, bald aber in die letzte Ruhe eingeht. Wenn diese Geister in die Sichtbarkeit treten, so weiß man meist, wer sie im Leben waren, und eine milde, mitleidige Stimmung greift in den Lebenden, besonders den Verwandten, Platz gegenüber einem solchen Geist; es wird denn auch alles getan, ihm die begehrte Ruhe nicht zu verwehren.

Jene Totengeister aber, die — man weiß nicht seit wann und bis in welche Zeit und ihrer Herkunft nach oft unbekannt — auf der Erde schweifen, rufen viel eher Grauen hervor; sind sie doch auch öfter äußerst angriffslustig und heimtückisch, besonders in ihrem eigenen Reich, dem Friedhof. (Es ist aber bezeichnend, daß die Stufe des Grauens bei einem großen Teil der als dämonischer Spuk aufgefaßten Sagen noch um vieles gesteigert ist). Das Erlösungsbedürfnis, das gewiß auch diese

Geister haben, tritt meist ganz zurück hinter ihrer Schrecknatur, die dem Menschen eher Furcht einjagt als Mitleid in ihm erweckt. — Anders wieder jene Toten im Berg. Sie sind so weit entrückt, daß ein sanfter Glanz sie umstrahlt, eher Erstaunen und Verwunderung verbreitend als Furcht einjagend. Hier ist das Erlösungsmotiv denn auch voll durchgedrungen, wenn auch mit meist nicht glücklichem Ausgang.

Es drückt vielleicht die Verschiedenartigkeit der drei Bezirke einigermaßen aus, wenn man sagt, jene ersten Totengeister gehen um, die zweiten (hier wird viel öfter auch die Bezeichnung Gespenster gebraucht) spuken, und die Toten im Berg erscheinen.

In der Geistermesse tritt uns innerhalb der zweiten Gruppe so etwas wie ein frommes Gespenst entgegen, sind es doch die selig Verstorbenen, die sich zu nächtlichem Gottesdienst in der Kirche zusammenfinden. Aber es ist bezeichnend, daß das ihre den Lebenden gegenüber feindliche Haltung nicht im geringsten herabmindert. Im Gegenteil, sie wirkt hier nur noch um so grauenvoller, wo die Toten als Gesamtheit, als Angehörige eines Reiches der Toten, handeln.

Für den Abschnitt „Tote und Verwünschte im Berg“ sei soviel bemerkt, daß in Ostpreußen hier die Vorstellungen von Verwünschten und Toten gänzlich durcheinanderlaufen, wohinein sich noch Zwergenvorstellungen mischen. Aus dem Blickwinkel des Totenspukes betrachtet, zeigt die Möglichkeit einer solchen Vermischung, in wie weite, alles Dunkle und Furchtbare mildernde Ferne diese Gruppe der Totenvorstellungen gerückt ist. Das Reich, in dem diese Sagen sich abspielen, ist in ein ähnliches Zwielficht zwischen Tod und Verwünschung getaucht, wie sonst die deutsche Kaisersage von der Art des schlafenden Kaisers im Berg. Ohne entscheiden zu wollen, welche Vorstellung die ursprüngliche ist, die von einem Totenreich im Berge oder von Verwünschung, so waltet jedenfalls die Vorstellung des Verwünschtseins in Ostpreußen heute vor. Vielleicht hat die enge Verkettung mit den Sagen von versunkenen Schlössern den Schwerpunkt auf diese Weise verlagert. Es bliebe noch zu fragen, wie die Einmischung von Zwergenvorstellungen zu erklären ist. Drei Gründe mögen zu dieser Annäherung geführt haben: 1. Die Gleichheit des Wohnsitzes der Toten und Verwünschten und der Unterirdischen: die heimatlichen Hügel. 2. Die Verwünschung der Menschen geht auch sonst oft mit einer Gestaltänderung in eins. So lag es nahe, besonders in den Fällen, wo Schlösser in Berge verwünscht worden sind, die Verwünschung in Zwergengestalt anzunehmen. 3. Die Schätze der Schloßbewohner untergegangener Schlösser fanden ihr Gegenstück in den Schätzen der Zwerge. —

Aus dem Ineinanderwirken von Toten- und Verwünschungsvorstellungen erklärt es sich, daß die weißen Frauen oder Schloßjungfrauen oft ganz körperliche Handlungen vollziehen können: Tellerwaschen, Baden, Tanzen, Einkaufen. Alle Grenzen sind fließend.

Das Ekelmotiv in den Erlösungssagen der weißen Frau läßt sich oft in schon märchenhafter Ausgestaltung blicken, wie überhaupt diese Sagen der Form nach nach der Märchen-
seite aufgelockert werden, — ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß der Glaubhaftigkeits- und Wahrheitsgehalt in den Augen des Volkes gesunken ist.

Der Abschnitt „dämonischer Spuk“ ist aus Gründen des inneren Zusammenhanges und wegen der Unsicherheit der Zuweisung im einzelnen vor die „Verwünschten und Toten im Berg“ gesetzt, obwohl damit ein Teil der Totenspuksagen von den übrigen getrennt wurde.

Der Teufel.

Er nimmt im Sagenerzählgut Ostpreußens einen sehr breiten Raum ein. In den Spuksagen ist oft nicht zu entscheiden, ob es sich um den Teufel handelt oder nicht; es kommt vor, daß zwei Sagen von einem ganz ähnlichen Spuk berichten; in der Auffassung des Erzählers ist aber einmal das Spukende ein Totengeist, das andere Mal der Teufel, oder auch es kann ein dämonischer Geist angenommen werden. In dem Abschnitt „Teufel“ sind deshalb nur Sagen gebracht, die auch nach dem Urteil des Erzählers wirklich den Teufel zum Gegenstand haben.

Der Teufel als Spukwesen, spukend gleich anderen Spukwesen in Tier- und Menschengestalt, das ist die eine Ansicht, die über ihn in der Sage herrscht. Besonders hervorzuheben sind noch: Der Teufel im Wirbelwind und der „richtige Schimmel“.

Dieser ersten Gruppe von Teufelssagen steht eine andere entgegen, in der der Teufel mehr im christlichen Sinne als Verkörperung alles Bösen erscheint, jedoch ist die Abweichung von der christlichen Anschauung sehr groß. Die meisten dieser Sagen zeigen den Teufel nämlich nicht — wie es eigentlich zu erwarten stünde — als Hervorbringer böser, sündhafter Gedanken, Neigungen und Taten, sondern vielmehr nur als deren Rächer. Der Teufel spielt dem Bösen in der Welt gegenüber meist nur die Rolle eines Vollzugsbeamten: er holt die Bösen, sie verfallen ihm.

So steht es im ganzen mit dem Teufel in der ostpreußischen Sage: Da, wo er als Spukwesen auftritt, wird er ganz ernst genommen und verbreitet Furcht und Grauen; auch daß er den Menschen bei seinen Sünden und Lastern zu packen kriegt,

ist eine durchaus glaubhafte und ernst genommene Sache; aber da, wo er selber als Verführer erscheint, nicht nur als Vollzieher, wo er also Pakte mit den Menschen abschließt, die ihm ihre Seelen sichern sollen, da wird er schon öfters übers Ohr gehauen, und gar, wo er als Gegenspieler Gottes auftritt, etwas gegen Gott und seine Kirchen unternehmen will, gelingt ihm eigentlich nichts mehr, vielmehr macht er sich mit seinen mißglückten Steinwürfen auf neue, halb fertig erbaute Kirchen sehr oft lächerlich.

Von da ist es nicht mehr weit bis zu den Schwänken und richtigen Teufelsmärchen, in denen der Teufel nur noch lustige Figur ist. Schwänke und Teufelsmärchen sind nicht abgedruckt; die noch aufgenommenen ätiologischen Teufelssagen stehen knapp auf der Scheide zwischen geglaubter Sage und belachtem Schwank, einige neigen nach dieser Seite, andere nach jener.

Mag der Reichtum an Teufelsschwänken und Teufelsmärchen zu erklären versucht worden sein wie er wolle, am wahrscheinlichsten ist es doch, daß sie einem unbewußten, instinktiven Verharmlosen-Wollen einer als schreckhaft groß empfundenen feindlichen Macht entsprungen sind; die Figur des verlachten „dummen“ Teufels darf nicht über die wirkliche Rolle der Teufelsvorstellung täuschen. Die ernst genommene Hälfte und da besonders wieder die Sagen vom Teufel als Spukwesen wiegen doch ungleich schwerer als die dem Anschein nach optimistische Auffassung, wozu noch berücksichtigt werden muß, daß nicht immer der ganze Umfang des Volksglaubens auch in die geformte Gestalt der Sage eintritt.

Dennoch muß gesagt werden, daß der Teufelsglaube auf ostpreußischem Boden im Laufe der Jahrhunderte an Umfang zurückgegangen ist und an Mächtigkeit verloren hat. Ein Vergleich mit Historikern des 16. Jahrhunderts, besonders mit Hennenberger, zeigt vor allem, daß die Buhlteufelsagen ganz verschwunden sind; und auch andere Sagen, wie die von der Art der Krügerin von Eichmedien, sind heute nicht mehr anzutreffen. Selten sind auch die Sagen, in denen der Teufel tanzwütige Mädchen holt. (Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Bild machen durchweg die in den „Ostpreußischen Märchen in plattdeutscher Mundart“ zusammengefaßten Aufzeichnungen von Frau Hertha Grudde). Den heutigen Glaubensstand Sage für Sage zu untersuchen, ist nicht möglich. Doch die in großen Zügen beschriebene Lage findet sich wieder bestätigt durch das formkritische Merkmal. Die Teufelsspukagen (der Teufel als Spukwesen) sind einfachste Berichte. Immer da, wo wir die schlichte Berichtform finden, können wir schließen, daß das so Berichtete noch geglaubt wird. Auch die Toten- und Dämonenspuksagen sind solche schlichte Be-

richte. Erst wo der Glaube nachläßt, lockert sich die Form auf zu schönerer, anspruchsvollerer Ausgestaltung. Eins erweist hier das andere.

Ein deutlich geschlossenes Gebiet, sowohl was Umfang als was Eigenart des Teufelsglaubens anlangt, bildet nach Ausweis der Sagen die Nordwestecke der Provinz, das Niederungsgebiet. Einmal fällt die Neigung auf, allerlei Arten von Spuk, z. B. auch Geräuschspuk auf das bestimmteste mit dem Teufel zu verbinden, wodurch die Rolle des Teufels in den Spuksagen noch über das sonst schon in Ostpreußen herrschende Maß hinaus erweitert wird; dann findet sich hier eine Reihe von Sagen, in denen der Teufel als Spukwesen häufig in rein menschlicher Gestalt auftritt, während er sich sonst — mit geringen Ausnahmen — nur in seiner Rolle als Verführer und Vollzieher dieser Gestalt, aber doch auch nur in der nach dem mittelalterlichen Teufelsbild ausgestatteten Form, bedient. Ganz eigenartig und einmalig sind schließlich in jenem Gebiet einige Sagen, die den Teufel als schreiendes Kind in der Wiege zeigen.

Halb noch als Spukwesen, halb aber wie ein Hüter alter Ordnungen, der Heiligkeit der Grenze, tritt uns der Teufel in Gestalt des „richtigen“ oder „wirklichen Schimmels“ entgegen. Es ist möglich, daß der Teufel hier, wo es sich nicht um besonders alte Sagen, so doch um ein altes Motiv handelt, Erbe alter Vorstellungskreise ist. Die Anzahl der bekanntgewordenen Sagen vom richtigen Schimmel ist gering. Sie setzen den Brauch des vorweihnachtlichen Schimmelreiterumzuges voraus. Der Schimmel mit seinem Gefolge darf die Grenze zum Nachbardorf nicht in der Verkleidung überschreiten. Tut er das, so kommt ihm auf der Grenze der „richtige Schimmel“ aus der Luft entgegen und ringt mit ihm. Der menschliche Schimmel unterliegt und trägt bald den Tod davon oder doch schwere Krankheit. Im Kreise Pr. Eylau werden solche Schimmelreitersagen häufig erzählt, außerdem sind noch Belege aus den Kreisen Rastenburg und Mohrunen bekannt. In dem Kreis Braunsberg wird die Sage ähnlich erzählt. Statt des Schimmels wird die Verkleidung „Heiliger Christ“ genannt. Auf dem Wege ins Nachbardorf kam diesem Heiligen Christ an einem Kreuzweg der Teufel in eben demselben Anzug entgegen und kämpfte mit ihm.

Der Alf.

Der Alf wird ursprünglich mehr ein Kobold gewesen sein, ein Hausgeist, freundlich und hilfreich, aber eben auch boshaft und rachsüchtig, von der rätselhaften Doppelnatur, wie sie an diesen Wesen hervortritt. Nun hat sich aber die Koboldvorstellung beim Alf sehr eng verquickt mit der Vorstellung eines

bösen Geistes, ja des Teufels. Weithin wird im Alf einfach der Teufel gesehen. Deswegen folgt der Alf in der Anordnung der Sagen gleich auf die Teufelssagen, obwohl er seinem eigentlichen Wesen nach mehr mit den Untererdschchen zusammengehört hätte. Einen weit stärkeren Zug zum Unheimlichen als ihn sonst in der deutschen Sage Zwerge und Kobolde haben, wird dem Alf allerdings wohl schon von Anfang an angehaftet haben, was dann die Vermischung mit Teufelsvorstellungen begünstigt hat.

Riesen.

Das flache oder ruhig wellige Land Ostpreußens konnte die Entstehung und Bewahrung von Riesensagen niemals begünstigen, weil die Riesensagen in der heutigen Volkssage ätiologischer Natur sind und der Anknüpfung an auffallende, großartig gestaltete Naturformen als an Riesenwerke bedürfen. So ist es sehr bezeichnend, daß sich die wenigen und in ihren Motiven sehr gleichförmigen Riesensagen unseres Landes vor allem an die beiden Gebiete Ostpreußens knüpfen, die die Natur am eigenwilligsten und auffallendsten geformt hat: An die schmalen Streifen der beiden Nehrungen und an die von Seen vielfach unterbrochene und zerschnittene Landschaft Masurens.

Die Riesensagen werden als in alter Zeit spielend gedacht, doch selbst wohl auch unter diesem Vorbehalt nicht mehr geglaubt, wofür schon die ästhetisch ausgeschmückte Gestalt der meisten dieser Sagen spricht. Es ist bezeichnend, daß die Riesensagen alle einen Zeitpunkt im Auge haben, wo die Riesen am Aussterben waren. Hin und wieder wird das ausdrücklich bemerkt, aus den anderen Sagen ist es daraus zu erschließen, daß die Riesen nur noch einzeln oder als Brüderpaar, höchstens bis zum Umfang einer Familie auftreten. Die Motive der ätiologischen Riesensage haben sich in die lebende Tradition hauptsächlich dadurch gerettet, daß der Teufel die Riesen zu einem Teil beerbt hat, daß jetzt Teufelswerk ist, was früher als Riesenwerk galt, an auffallenden Steinen und Naturformen. Sehr schön zeigt den Ansatzpunkt einer solchen Beerbung die Sage von dem Riesenwerke an der Windenburger Ecke, in der eine Riesin den Teufel bittet, ihr zu helfen, eine sumpfige Stelle am Haff trocken zu legen.

Untererdschchen.

Mit der Eignung der ostpreußischen Landschaft als Nährboden für Zwergensagen steht es ebenso wie in bezug auf die Riesensagen. Und wiederum ist es bezeichnend, daß besonders in zwei in dieser Hinsicht günstiger gestalteten Gebieten auch

in gehäufte Zahl Zwergensagen zu finden sind: im Samland mit seinen sandigen Uferbergen und im Stablack mit seinen verhältnismäßig hohen Erhebungen. Dagegen sind aus ähnlichen Hügelländern wie den Kernsdorfer Höhen u. a. keine Zwergensagen bekannt geworden.

Wenn im allgemeinen die Untererdschensagen heute auch als „Märchen“ betrachtet werden, so ist doch die Frage ihrer Glaubwürdigkeit in den Augen des Volkes nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Zu beachten bleibt, daß Rudolf Reusch vor hundert Jahren so auffallend viele Untererdschensagen aus dem Samland aufzeichnen konnte, und daß auch Elisabeth Lemke vor fünfzig Jahren deren nicht wenige in der Gegend um Mohrunen und Saalfeld antraf. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die damals noch so lebhaft überlieferte ein Zeichen von einem gewissen Glauben an die Untererdschen in jener Zeit ist. Die ganz märchenhaften Sagen allerdings, von denen es einen großen Teil gibt, sind wohl auch schon damals nur als Märchen aufgefaßt worden. Es ist hier mehr gedacht an einfache Mitteilungen, wie, daß man in einer Stelle bei Georgenswalde, an der man das Gras immer niedergetreten fand, einen Tanzplatz der Untererdschen sah. — Daß auch heute die Unterirdischen nicht durchweg als Fabelwesen abgetan werden, bestätigt dem Herausgeber das Zeugnis einer der Sagen ihrer Heimat äußerst kundigen Frau: Frau Lisa Treike versicherte, daß im Stablack die Untererdschen heute noch ernst genommen würden, insbesondere, daß es noch Leute gäbe, die das in der Sage „On öck teh ömmer möt“ Berichtete ihr als wirklich geschehen bekräftigt hätten. Ein ernsthafter und sonst glaubwürdiger Mann hätte ihr sogar versichert, daß er die Untererdschen selbst über die Grenze habe laufen sehen. Sehr bezeichnend ist, daß sich diese Zeugenberichte auf die gerade stark koboldjäh spukhaft ausgestattete Sage „On öck teh ömmer möt“ beziehen. Die Sagen von den Untererdschen als treuen Helfern, von den Besuchen der Dienstmädchen im Zwergenreich, von der freundschaftlichen Hausgemeinschaft von Untererdschen und Menschen gelten im Volk wohl nicht erst heute nur als unterhaltsame Fabeln, sondern sind schon seit langer Zeit als solche angesehen worden. Der häufig wiederkehrende Schluß, daß die Untererdschen abgezogen sind, wird hier der Meinung des Volkes in bezug auf die Untererdschen überhaupt Ausdruck verleihen sollen.

Es ist auffallend, daß die Untererdschen in Ostpreußen Zwerge durchschnittlich gutmütiger Art sind, daß das Koboldmäßige, wie es gerade in der Sage „On öck teh ömmer möt“ hervortritt, sehr wenig zum Vorschein kommt, daß die ost-

preußischen Untererdschchen wenig vom Wesen eines Poltergeistes an sich tragen. Die Tücke und Feindseligkeit der Untererdschchen in den Wechselbalsagen ist demgegenüber so auffällig, daß die Vermutung nahegelegt wird, es handle sich hier um Wesen ursprünglich anderer Art, die erst später mit den Untererdschchen in eins zusammengefloßen sind. Darauf weist auch die Tatsache hin, daß die Wechselbalsagen und Untererdschchensagen scharf voneinander getrennt sind, nicht ineinander verfließen. Höchstens werben die Untererdschchen einmal — in aller Form — um erwachsene Mädchen. Dafür, ob die Untererdschchensagen in der Form der Wechselbalsagen heute noch geglaubt werden, fehlen Zeugnisse.

Eine weitere ins Auge fallende Eigenart der Untererdschchensagen ist, daß sich nirgends Christentumsfeindlichkeit betont findet, wie sonst in den deutschen Zwergensagen, wo Zwerge etwa wegen des christlichen Glockengeläutes fortziehen müssen. Das läßt sich vielleicht so erklären: Zu einer Zeit, als mit den deutschen Besiedlern Ostpreußens auch deutsche Zwergensagen nach Ostpreußen gelangten, war das Motiv, daß die Zwerge als heidnische Gestalten notwendig christentumsfeindlich sein müßten, schon gegenstandslos geworden, und es konnte sich auf dem neuen Boden nicht mehr halten, wiewohl es im Mutterlande, wo die Tradition nicht abgerissen war, immer weiter überliefert wurde und wird.

Wassermann (Topich), Seejungfern, Moorhexe.

Die unheimliche, düstere Gestalt eines Wassermanns ist der deutschen Sage nicht fremd; in Ostpreußen hat sie sich auf das Gebiet Masurens zurückgezogen. Dort herrscht sie weitverbreitet im Glauben des Volkes. Die Übereinstimmung mit deutschen Sagen ist groß, bis in die Einzelheit der Worte des Rufes, den der Wassermann ausstößt, wenn einmal zur rechten Zeit sein Opfer nicht da ist. Diese Feststellung ist wichtig, denn sie zeigt, daß, wenn eine Erscheinung des Volksglaubens nur einmal in jenem südöstlichen Grenzgebiet gefunden wird, im übrigen Ostpreußen aber nicht, es dann deswegen nicht statthaft ist, diesen Zug für ein Kulturgut der ehemaligen slawischen Unterwanderung zu halten. Es ist vielmehr ein allgemeines Gesetz: wenn eine solche Erscheinung sich im Innern Deutschlands findet und dann in Ostpreußen (mag sie da auch nur im Grenzgürtel Masuren auftreten und mag sie über diesen hinaus sich weit nach Polen hinein finden), so ist sie deutsch: denn das Kulturgefälle ist west-östlich, niemals von Osten nach Westen. Ein Sagenzug, der sich in Polen, Ostpreußen und Bayern z. B. findet, kann also in Bayern nicht auf polnischen Einfluß zurückgeführt werden. Das Umgekehrte

ist richtig. Höchstens könnte man noch an ein gemeineuropäisches Gut aus frühester Zeit denken; aber das sollte immer die letzte Annahme sein und müßte von denen, die sie verfechten wollen, in jedem Falle erst bewiesen werden. Ein polnisches Lehnstück wäre selbst in diesem Falle der Wassermann also auch nicht.

Im übrigen Ostpreußen ist die Wassermannvorstellung verblaßt zu der Formel: der See fordert regelmäßig sein Opfer. Dabei sind manchmal alle Begleitumstände der Wassermannsagen festgehalten: das Wasser des Sees wird unruhig, das Opfer wird durch einen inneren Zwang zum See getrieben, wie in den Sagen vom Konczer See bei Willuhnen. Meist sind aber auch diese Vorstellungen ganz aufgelöst worden.

Art und Herkunft des Wassermanns werden nicht ganz deutlich. Wenn einmal die Ansicht vertreten wird, die neugeborenen, ungetauften Kinder, die eines unnatürlichen Todes im Wasser sterben, müßten dort als Topich spuken und ihre Opfer fordern (H. Borowski in „Unser Masurenland“ II, Nr. 7), so scheint diese Auffassung vereinzelt zu sein. Der Wassermann ist vielmehr ein Wesen übernatürlicher Art und scheint mehr im Umkreis der Naturgeister zu suchen sein als etwa in der Nähe jener im Abschnitt über dämonischen Spuk vorausgesetzten dämonischen Geister.

Bei weitem nicht so gut und geschlossen wie die Wassermann-Überlieferung sind die ostpreußischen Nixensagen. Die bekannt gewordenen Sagen sind sehr gering an Zahl und dazu in ihrer Anschauung von der Nixe stark voneinander abweichend. Bezeichnende Beispiele sind abgedruckt. Sie zeigen deutlich vier verschiedene Auffassungen der Nixen: 1. Nixen von der Art des Topichs, weibliche Gegenstücke zu jenem. 2. Nixen, die Menschenweiber werden; diese sind von der ersten Art ganz und gar unterschieden. 3. Eine Art von Nixen, die eigentlich nur da sind, sich sonnen, Wetter prophezeien usw. 4. Totengeister, die als Nixen im Teich leben und in ihrem Wesen der ersten Art der Topichnixen stark ähneln, jedoch — als Totengeister — eigentlich nicht hierher gehören. — Danach scheint die Nixenüberlieferung in Ostpreußen sehr wenig ursprünglich oder zum mindesten lebendig, besonders, wenn man noch in Betracht zieht, daß die Sagen jenes Typus, in denen die Nixen Menschen heiraten, in sehr dichterischer Form überliefert sind, und weiter erwägt, ob die Nixen von der ersten Art nicht erst von der lebendigen Wassermann-Topich-Anschauung abgeleitet sind. Am bodenständigsten ist wohl noch jene zweite Art der Nixen, die auf Steinen lagern, durch ihr Erscheinen das Wetter, Glück oder Unglück anzeigen; sie sind auch in Ostpreußen ursprüngliche Naturgeister,

in den überlieferten Sagen werden sie Seejungfern genannt. Die Bezeichnung Nixe ist in Ostpreußen überhaupt nicht volkläufig.

An den beiden Sagen von Bergfeen, die mitgeteilt werden, ist zunächst die Bezeichnung „Fee“ nicht volkläufig. Es ist möglich, daß die von den Aufzeichnern gewählte Bezeichnung auch sachlich irreführend ist, weil wir sonst in Ostpreußen nichts von weiblichen Naturgeistern erfahren (außer den Zwergenfrauen), sodaß diese beiden Sagen vielleicht in den Kreis der „Verwünschten und Toten im Berge“ gehören.

Holleweibchen, Kornmutter und Kornkind.

Es handelt sich hier um drei Gestalten, von denen die erste wohl nicht deutschen Ursprungs ist, worüber in einer Anmerkung Rechenschaft gegeben wird, bei Kornmutter und Kornkind um zwei Gestalten, von denen eigentliche Sagen nicht erzählt werden, die erste heute die Rolle eines Kinderschrecks spielt, die zweite nur wenig verbreitet scheint.

Schatzsagen und Glockensagen.

Die erste Gattung ist auch in Ostpreußen zahlreich vertreten. Über die eigentlichen Schatzgräbersagen hinaus sind auch solche mehr spukhafter Art aufgenommen, wie jene, wo schwarze Männer einem Mädchen Kohlen geben, die dann zu Gold werden, Sagen, welche zeigen sollen, wie weit verbreitet der Wunsch, Reichtum zu erlangen, in der Sage ist, wie beharrlich der schöne Traum geträumt wird. Auch die alte Sage „Der Traum vom Schatz auf der Brücke“ ist einmal in Ostpreußen bekannt. Die mitgeteilte Sage zeigt eine charakteristische Zuschneidung auf ostpreußische Verhältnisse: Ein Gutsbesitzer, dem man sein Gut verkauft hat und der sich vergeblich bemüht, als Inspektor eine Stelle zu erhalten, wird der Besitzer des Schatzes.

Glockensagen Ostpreußens stehen an Häufigkeit des Vorkommens und Reichtum der Motive hinter jenen Gebieten Deutschlands, wo sie am besten überliefert sind, etwas zurück. Besonders in den Sagen von der Erlösung der Glocke entfalten sie nur einen Teil aller der schönen Einzelzüge, die sonst in den deutschen Glockensagen dieser Art zu finden sind.

Frevelhafte Taten, versunkene Schlösser und Kirchen.

Hierunter sind Sagen von jenen frevelhaften Taten der Menschen zusammengefaßt, Vergehen gegen den Nächsten oder gegen Gott, die Gott zumeist unmittelbar selbst ahndet und beantwortet, entweder mit Versteinerung der Übeltäter, oder indem er ihre Schlösser, Gasthäuser oder auch ihre Kirchen

versinken läßt. Die Versteinerungssagen werden immer von neuem wachgehalten durch auffällig geformte Steine, in denen man versteinerte Menschen sieht. Dabei handelt es sich — wie bei dem Barthel und der Guste Balde in Bartenstein — oft wirklich um Steinbilder, deren Alter, Herkunft und Bedeutung noch nicht sicher erkannt ist. Diese Steinbilder sind nur ganz roh in Menschengestalt behauene Steine, Linien des Gesichts und Arme sind angedeutet. (Vgl. Zs. d. hist. Ver. f. Mwd, II, S. 43—54, Gigas).

Das Verhängnis in den Versteinerungssagen und den Sagen von versunkenen Schlössern hat nun nicht durchweg die Natur eines unmittelbaren Gottesgerichtes. Zur Versteinerung führt öfters der Fluch eines Menschen; und so klein ist häufig das Vergehen, das die Verfluchung nach sich zog, daß man nicht recht weiß, ob die Versteinerung die Strafe für das Vergehen des Versteinerten oder vielmehr für den Verfluchenden darstellt, der die schrecklichen Folgen seines leichtfertig ausgestoßenen Fluches sehen muß. Vielleicht sollen diese Sagen auch bloß Zeugnisse für die magische Kraft des Fluches sein, die diesem wie jedem bösen Wunsch innewohnt.

Der Kreis „versunkene Schlösser, Gasthäuser, Kirchen“ geht insofern über den Gedanken des Gottesgerichtes hinaus, als das Versinken auch auf die Böswilligkeit mit zauberischen Kräften ausgestatteter Menschen zurückgeführt wird. — In den Berichten von untergegangenen Kirchen kommt es nicht selten vor, daß für das Versinken überhaupt kein Grund angegeben wird. Das ist möglicherweise so zu erklären, daß es sich hier um Kirchen handelt, die später wirklich abgebrochen wurden, (wie etwa die in Pülz, 1383 gegründet, zwischen 1525 und 1532 abgebrochen). Die Sage hätte dann ein tatsächliches Ereignis, wenn auch in der ihr eigenen, vom Wunder erfüllten Sicht, aufbewahrt.

Die Sagen von versunkenen Kirchen geraten manchmal — wie ja auch die Sagen von der Erlösung der Glocken — in die Nähe der Schatzhebungssagen, während die von den versunkenen Schlössern — wie schon früher angedeutet — engstens mit den Vorstellungen vom Fortleben der Toten und Verwünschten im Berge verschwistert sind. Im ganzen bieten die Sagen dieses Abschnitts ein lebendiges Bild für die Anschauung und Forderung des Volkes, daß auf eine böse Tat auch immer eine dieser angemessene Strafe auf dem Fuße zu folgen habe.

Wirken und Zeichen Gottes.

Die Sagen dieses Abschnittes bewegen sich im christlichen Vorstellungskreise, berichten von Wundern Gottes und der Heiligen. Es ist deutlich zu ersehen, daß das Mirakelhafte

durchaus im Vordergrund der Sagen steht, die Gott zum Gegenstand haben, etwa in den Berichten von bluttriefenden Kreuzen oder von den wandernden Bausteinen, in den Sagen von göttlichen Winken bei Kirchengründungen. Die Chroniken der Ordenszeit sind voll von solchen wunderbaren Berichten. Wenn jene jemals alle wirklich im Volke gelebt haben, so müßte man einen Wandel in der Gegenwart feststellen; allein, die Volkläufigkeit der Chroniksagen ist eben nicht zu erweisen und darf deshalb nicht ohne weiteres angenommen werden.

Zwei Sagen legendärer Art, ätiologisch gebunden, sind an den Anfang des Kapitels gestellt; die eigentlichen Legenden haben nicht Aufnahme gefunden. Diese beiden Sagen sind recht bedeutsam: In der ersten werden Fußspuren im Stein als Abdrücke der Füße des Heilandes erklärt, wo in gleichen Fällen sonst immer von Teufelssteinen gesprochen wird; in der zweiten Sage ist Maria an die Stelle einer Riesin getreten, das einzige Mal, daß eine christliche Macht die heidnische der Riesen erbt in Ostpreußen.

Von Tieren und Tierverwandlung.

Liebe, aber auch furchtsame Scheu sind die Gefühle, die der ostpreußische Mensch dem Tier entgegenbringt. Aus der Liebe zum Tier heraus werden die vielen Märchen und Tierchwänke und auch die legendären Tiererzählungen und Tierlegenden überliefert. Sie alle sind keine Sagen und hier nicht aufgenommen, wie auch nicht die Erzählungen, die lediglich eine besondere Eigenart des Tieres erklären, ihm besondere Gewohnheiten nachsagen oder gelegentlich seine Entstehung berichten.

Die furchtsame Scheu hat den Menschen das Tier in Zusammenhang mit den Toten, mit den Geistern und dem Teufel bringen lassen: das Tier als verkörperter Totengeist, als Dämon oder gar der Teufel selbst. An Spukhaftes gemahnen auch die Sagen noch, in denen Tiere von geheimnisvollen jenseitigen Stimmen gerufen werden. In diesen Sagen bleibt das Tier in einem seltsam unbestimmten Licht zwischen Spuk und Natürlichkeit.

Zwischen Liebe und furchtsamer Scheu hat der Reiz des Geheimnisses noch eine Reihe von nicht spukhaften Tiergeschichten hervorgebracht, von Schlangenkönigen, redendem Vieh, Menschen-Störchen, von denen dieses Kapitel einige Beispiele gibt.

Von allerlei wunderbaren Ereignissen und Dingen.

Wenn auch in den meisten Sagen, die ein wunderbares Geschehen berichten, eine der großen übersinnlichen Bereiche,

Gott, das Totenreich oder der Teufel und die andern Geister bestimmend eintreten, so ist doch auch der Bestand an solchen Sagen nicht gering, in denen jene Mächte ganz im Hintergrund bleiben oder vollkommen fehlen, in denen von dem wunderbaren Ereignis oder einem solchen Gegenstand nur schlechthin erzählt wird. Sagen dieser Art wurden unter dem obenstehenden Titel zusammengestellt, wobei aus der großen Masse nur einzelnes, das Bezeichnende, ausgewählt werden konnte. Charakteristisch ist auch hier wieder der Drang zum Wunderbaren. Es mag ja wirklich ein Schiff, wie die Sage erzählt, ein Fischerboot wahrscheinlich, so versandet sein, daß nur noch die Mastspitze heraussteckte: aber nun muß es der Nebel durch die Luft dahergetragen haben. Alte Blutspuren lassen sich vielleicht nicht durch oberflächliche Reinigung beim erstenmal beseitigen: aber nun sollen sie Jahr für Jahr nach dem Scheuern immer wieder vorkommen. Und so vieles andere mehr.

Diese wunderbaren Dinge werden zweifellos größtenteils geglaubt. Aber dadurch, daß das hier ausgebreitete Geschehen mit dem Streit und Widerstreit der großen übersinnlichen Mächte, die die Welt regieren und ins Leben eingreifen, nicht in Zusammenhang gebracht wird, haben diese Sagen etwas Gemildertes, etwas von der traulichen Stimmung des Erzählens, Plauderns; der große Ernst, der über jenen lagert, ist aufgelockert. Sie sind das notwendige Gegenstück zu jener andern Seite.

Namensagen, Wappensagen.

Die Namen- und Wappensagen gehen in der Richtung des Unterhaltungsmäßigen noch einen Schritt weiter; das Geschehen, von dem hier berichtet wird, greift nicht mehr in das Leben ein, es ist auch im Sinne des Volkes vollendete, abgeschlossene Geschichte. Daher auch die gelockerte, oft anmutige Form der Erzählung, die also in diesem Falle durch das innere Ferngerücktsein von Freud und Leid des Erzählers ermöglicht wird und deshalb ausnahmsweise nicht ein Zeichen dafür zu sein braucht, daß diese Sagen nicht mehr geglaubt werden. Daß diese kleinen Geschichtchen nicht ungläubig aufgenommen werden, hat der Herausgeber oft feststellen können. — Es gibt eine Art von „unechten Namensagen“, Sagen, die ursprünglich vollständiges Motiv, sich erst später an einen Namen gehängt haben, von welcher Art von den uns gebrachten, vielleicht schon die vom Borstenstein ist. Als Namensagen werden in diesem Kapitel nur die betrachtet, die wirklich aus dem Namen herausgesponnen sind, sei es, daß um einen an sich anschaulichen Namen wie Frauenburg, eine kleine Geschichte erfunden wurde, sei es, daß ein unverständlicher Name in verständliche Bestand-

teile zerlegt wurde, woraus dann leicht eine einfache Erzählung hervorspringen konnte. „Stehlichken“ wird zu „Steh Lischken“, der Mann mit dem altpreußischen Namen Perbandt ist der, der den „Bär band“, Kraftshagen gehörte einmal einem strengen Gutsbesitzer „Kraft“, vor dem seine Leute „zagten“. Volksetymologie nennen wir solche Deutungsversuche, es ist die Sprachwissenschaft des Volkes, und will nicht weniger ernst genommen sein als jede Wissenschaft.

So gesucht und gewunden viele dieser Deutungsversuche uns vielleicht erscheinen mögen, sie sind doch ein schönes Zeugnis dafür, wie das Volk strebt, das Unverständene nicht einfach als solches hinzunehmen, sondern es zu durchdringen mit einem anschaulich denkenden Verstande und es zu begreifen.

Bei den Wappensagen ist durch die Anschaulichkeit eines Bildes der Anknüpfungspunkt für einen ebenfalls stark in bildhaftem Denken fortschreitenden Verstand noch viel sinnfälliger gegeben als bei den Namen. Dennoch drängt sich die Vermutung auf, daß ein Teil dieser Wappensagen nicht volksmäßigen, sondern gelehrten Ursprungs ist; überall dort, wo die Erfindung gar zu kompliziert ist und sich eine anekdotenhafte Stimmung verbreitet.

Welt und Weltende.

Des Volkes Denken und seine Erfahrung werden in der Sage von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Sonach ist es ein Merkmal der Sage, daß sie Ordnung schaffen will im Lebensumkreis des Menschen; deshalb beschäftigt sie sich mit jenen Dingen der sinnlichen und übersinnlichen Welt, die den Menschen ganz unmittelbar angehen. Wo sich die Sage in vorvergangene Zeiten begibt, da tut sie das zu einem Teil nur, weil die Geschehnisse jener Vergangenheiten mit ihren Auswirkungen noch hineinragen in die Gegenwart: um alte Franzosengräber spukt es noch immer; Schätze, die mit lange vergangenen Geschlechtern in den Schoß der Erde hinabfuhren, erscheinen den jetzt Lebenden begehrenswert, und sie zu erringen, erfüllt ihr Denken.

Es nimmt nicht wunder, wenn so die Sagen, die sich mit dem Weltlauf im großen, mit Weltende und Ewigkeit im allgemeinen beschäftigen, selten sind. Auch mag dazu beitragen, daß gerade hier die Lehren des Christentums ihre starke Wirkung nicht verfehlten und eigenes Sinnen hintanhielten. Die wenigen in diesen Zusammenhang gehörenden Sagen gruppieren sich um den großen Dreitakt: Sintflut, Christi Geburt als Zeitenwende und Weltende-Ewigkeit. Zwei der großen Angelpunkte entstammen also christlicher Sicht, lediglich in den Gedanken über das Weltende kommt eigenes Sinnen zur Geltung.

Die Ewigkeit, die mit dem Weltende anbricht, ist etwas so Unanschauliches, daß das Volk diesen Gedanken nicht als einen Begriff nur fassen mag, sondern ihn zu sich heranzuziehen trachtet: es tut das, wodurch es sich immer in solchen Lagen hilft, es stellt für das Unanschauliche ein sichtbares, bildhaftes Zeichen auf: Wenn die zweite Wohnung des Räubers Sierke entdeckt sein, wenn die Moorhexe im Kakscher Moor ihren eisernen Thron zusammengesessen haben wird, wenn dereinst die langgeschwänzte Elster nicht mehr über das Land fliegt, dann ist das Ende der Welt gekommen.

Das Zustandekommen des Sagenbuches in dieser Form wäre nicht möglich gewesen ohne die vielen Sammler, zum größten Teil Lehrer, die dem Institut für Heimatforschung an der Albertus-Universität hunderte von Sagen einsandten. Ebenso wichtig sind die Gewährsleute. Die Sammler finden sich aus Gründen des Raummangels nur mit ihren Namen in den Anmerkungen genannt. In einer späteren wissenschaftlichen Herausgabe der ostpreußischen Sagen, die das Institut für Heimatforschung beabsichtigt, wird ihrer und der Gewährsleute in gebührender Weise gedacht werden. Hier kann ihnen nur öffentlich Dank abgestattet werden für ihre treue Volkstumsarbeit.

Zum zweiten wäre die vorliegende Sagensammlung nicht ohne das Institut für Heimatforschung möglich gewesen. Die weitgespannte Organisation des Instituts, in vielen Jahren aufgebaut von seinem Begründer und Direktor, Herrn Professor Ziesemer, war die Vorbedingung zur Einsammlung so vieler Sagen aus mündlicher Tradition. Dem Leiter des Instituts für Heimatforschung, seinem verehrten Lehrer, verdankt es der Herausgeber, daß er einen großen Teil der handschriftlichen Sagen des Instituts selber einsammeln helfen und sie nachher auch für die ostpreußische Stammeskunde verwerten durfte. Hierfür und darüber hinaus dafür, daß er durch Vorbild und Lehre in dem Herausgeber die Liebe zum Osten und seinem Volkstum befestigt hat, sei ihm an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

Die Geschichte des Landes in der Sage.

Altpreußische Zeit.

Die heilige Eiche.

In Oppen, einem Vorwerk des Gutes Sanditten, stand vor vielen Jahren noch eine alte Eiche; diese Eiche ist ein Heiligtum der Alten Preußen gewesen und war wohl schon tausend Jahre alt und im Innern hohl. Der Raum darin war so groß, daß ein Reiter mit seinem Pferde sich darin bewegen konnte. Die Alten Preußen sollen darin Schlangen gehalten und mit Milch gefüttert haben. Bei einem starken Sturm ist die Eiche umgebrochen, und heute ist nichts mehr von ihr zu sehen.

Ein „christlicher Leutnant“.

Wer über das Frische Haff fährt, der sieht bei dem Dorfe Patersort steile Höhen zum Haff abfallen. Auf einer dieser Höhen hat einmal eine altpreußische Feste, die Gawickenburg, gestanden. Daher heißen diese Erhebungen beim Volk noch heute die Jebickeberge. Der höchste jener Berge heißt der Leutnantsberg; Alteingesessene der Gegend erklären den Namen so:

Vor vielen hundert Jahren, als die Alten Preußen noch als Heiden in diesem Lande lebten, kam einmal ein christlicher Leutnant in die Gegend der Haffberge. Die Preußen nahmen ihn zuerst gastfrei auf. Als aber der Leutnant ihnen erzählte, daß es nur e i n e n Gott gäbe, und daß in ihren heiligen Hainen keine Götter wohnten, wurden sie wütend und verjagten den Fremdling. Der floh, ohne auf den Weg zu achten. Auf einmal war er in den Haffbergen und hatte vor sich das Haff, hinter sich die wütend heulenden Preußen. In seiner Verzweiflung gab er dem Pferd die Sporen und stürzte sich von dem höchsten Berge hinunter in das Haff. Seither heißt der Berg der Leutnantsberg.

Ordenszeit.

Die Ritter in Bündken.

Sie sagen, Bündken ist ein Rittergut, und das stammt von der Zeit her, als die Ritter im Land waren. Aber bis auf den heutigen Tag spuken noch die Ritter dort. Wenn die Mädchen so zusammensaßen, hat es mit einer Mütze geworfen, mit solcher großen, schwarzen Pudelmütze. Und die hat sich auf der Stube nur so gekullert und ist dann ein großer, schwarzer Hund geworden, der eine Holzkette schleppte. Ja, das soll von den Rittern her sein.

Der Ritter im Sprindberg.

Bei Wangnick im Kreise Rastenburg liegt in der Nähe der Guber ein Hügel, der von allen der Sprindberg genannt wird. Der Sprindberg ist ganz weich und moorig, und wer in das Sprindloch fällt, der kommt keinmal mehr nach oben. Das Wasser geht bis zum Mittelpunkt der Erde. Als noch die Ritter lebten, da ist einer über den Berg geritten und in dem Sprindloch versunken, mit seinem Pferd und seiner Rüstung. Seine Freunde haben ihn gesucht, aber sie haben ihn nicht gefunden.

Ein unterirdischer Gang.

Als in Klein Waldeck noch das Kloster stand, war in Almenhausen schon die Bauernkirche. Dort mußten die Mönche predigen gehen, aber die Heiden überfielen sie oft und schlugen sie tot. Da bauten die Mönche einen unterirdischen Gang. Der ging vom Klosterkeller bis unter den Kirchenaltar. Er soll sogar bis nach Blankenau gereicht haben, bis zu einem festen Ordenshaus.

Die Johannikirche in Bartenstein.

Über die Entstehung der am Ufer der Alle gelegenen Kirche St. Johann in Bartenstein geht folgende Sage: Ein Ordensritter wurde im Kampfe gegen die heidnischen Preußen von den Seinen abgeschnitten und mußte fliehen. Er kam an das Ufer der Alle, die durch Hochwasser stark geschwollen war. Der Ritter tat das Gelübde, daß er an derselben Stelle eine Kirche bauen wolle, wenn Gott ihm helfen wolle, glücklich hinüberzukommen. Er setzte mit seinem Roß in den reißenden Fluß, und kam auch glücklich an das andere Ufer, wo die Ordensburg stand. Seinem Gelübde treu erbaute er an der Stelle, wo er in den Fluß gesprungen war, die Johannikirche. Sie wurde durch einen unterirdischen Gang, der unter der Alle hindurchführte, mit der Ordensburg verbunden, die an der Stelle des heutigen Landratsamts stand.

Der getreue Macko.

Zur Zeit, als der Deutsche Orden zuerst nach Preußen kam, wohnte im Lande Pomesanien ein vornehmer Häuptling, Pipin, der den Brüdern lange vielen Schaden zufügte, zuletzt aber durch Verrat seines Schwähers, des Hauptmanns auf Rogau, in deren Hand fiel und eines jämmerlichen Todes starb. Der Sohn dieses Pipin, Macko, wandte sich zur christlichen Lehre und ließ sich taufen. Der Teufel aber war über diesen Abfall so erbost, daß er dem Macko, gleich nachdem die Taufhandlung geschehen, erschien und ihn erwürgen wollte. Da ward dem Neubekehrten plötzlich von unsichtbarer Hand ein Kreuz dargereicht, vor dem der Teufel alsbald zurückwich, sodaß er Macko nichts anhaben konnte. Dies Kreuz zeigte Macko hernach seinen Freunden und erwarb so dem Orden und dem christlichen Glauben viele Anhänger.

Die Herrlichkeit des Deutschen Ordens.

Auf dem Schlosse Rheden war ein Bruder, genannt Cunebrecht von Decken, und dieser war in Bekümmernis, ob seine Brüder auch zu Gott kommen möchten, weil sie im Dienst des Ordens Menschenblut vergossen. Hierüber dachte er viel und andächtig nach. Einmal hatte er ein Gesicht: Er war im Himmel und sah allerlei Brüder anderer Orden, seine Brüder aber nicht, und er weinte darüber. Ein Engel fragte ihn, warum er weine, und er sagte es ihm. Da führte ihn der Engel vor Maria, die einen großen weißen Schleier umgetan hatte, und die Brüder des Deutschen Hauses standen um sie herum. Maria hob die Mäntel der einzelnen Brüder auf und zeigte ihm die Wunden, durch die sie von der Hand der Feinde getötet worden waren und sprach: erkennst du nun, daß diese deine Brüder für den Namen Jesu Christi gelitten haben? — Damit entschwand das Gesicht.

Der Bruder aber stellte sich am nächsten Morgen im Kapitel dar und bekannte, daß er den Vorsatz gehegt, in einen Orden mit strengerer Regel einzutreten, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden sei. Nicht lange danach ward auch ihm in einer Schlacht gegen die heidnischen Preußen die Märtyrerkrone zuteil.

Michael Rimpitz.

Es war zur Zeit Conrads von Feuchtwangen im Orden ein Karwensherr — das ist der, der das Fuhrwerk unter sich hat — mit Namen Michael Rimpitz. Dieser versagte niemanden etwas, der ihn um Marien willen darum bat. Das wollte Jesus ihm danken. Als der Karwensherr einst über Feld ging, fand er

einen vor Aussätzigkeit und Geschwüren greulich anzusehenden Menschen (und das war Jesus der Herr), der bat ihn um Marien willen, ob er sich in seiner Kammer wärmen dürfte. Er vergönnte es ihm, und des Abends legte er ihn um Marien willen in sein Bett. In der Nacht weckte der Kranke den Bruder vielmal auf und wollte bald dies bald das haben, und der Bruder war geduldig und gab es ihm. Am Morgen steht der Bruder auf, da ist der Kranke verschwunden, an seiner statt liegt das Bild Jesu am Kreuze, glänzend wie die Sonne, auf dem Bett. Das Kruzifix war noch im Jahre 1526 in Königsberg neben dem Schlosse zu sehen und hat viele Wunder getan.

Herkus Monte und Hirschhals.

Unter den Natangern war in der ersten Zeit des Ordens ein tapferer Oberster, heißen Herkus Monte. Derselbe machte einmal eine Reise nach Deutschland und lernte in der Stadt Magdeburg einen Edelmann mit Namen Hirschhals kennen, der ihn aus einer großen Gefahr errettete, wofür er ihm ewigen Dank versicherte. Zu derselben Zeit war Herkus Monte Christ geworden und hatte den Namen Heinrich angenommen. Hernach aber, als er wieder zu seinen Landsleuten zurückgekehrt, fiel er vom christlichen Glauben ab und wurde wieder Heide. In dieser Zeit trug es sich zu, daß die Natanger mit dem Orden in Krieg gerieten. Herkus Monte war ihr Feldoberster und gewann eine große Schlacht. In dieser machte er viele Gefangene, unter welchen auch Hirschhals war, der unterdes ein Kreuzherr geworden war. Nach den Gesetzen der Natanger mußten die Gefangenen untereinander das Los werfen, wer von ihnen sterben und den Göttern geopfert werden solle. Da ist das Los auf Hirschhals gefallen. Herkus Monte aber, eingedenk der vielen Wohltaten, die er von Hirschhals empfangen, ließ das Los noch einmal unter ihnen werfen. Und siehe, es traf wiederum Hirschhals. Herkus Monte machte ihn noch einmal los. Als nun aber das Los zum drittenmal geworfen und nochmals denselben getroffen, da hat Hirschhals loszukommen nicht begehrt, sondern war bereit zu sterben, und er wurde angetan mit seinen Waffen, auf sein Roß gesetzt und also den heidnischen Göttern zu Ehren verbrannt.

Die heilige Jutta.

Im Jahre 1260 verschied zu Culmsee die heilige Jutta, die Mutter des Hochmeisters Hanno von Sangerhausen. Sie wohnte mit vier Jungfrauen in dem Kloster zu Culmsee, von dem Bischof Heinrich mit dem notdürftigsten Lebensunterhalt versorgt. Da sie des Lesens unkundig war und es deshalb schmerzlich empfand, daß sie sich nicht an frommen Büchern zu er-

bauen vermöge, so kam ein Engel vom Himmel, der in einer einzigen Stunde sie soweit brachte, daß sie alles fertig lesen konnte. Von Gott erbat sie sich als eine Gnade, in dieser Welt verachtet und verhöhnt, in jener aber erhöht zu werden. Diese Bitte ward ihr gewährt. Nicht nur in ihrem eigenen Kloster ward sie drei Jahre hindurch mit unglaublicher Schmach angetan, sondern es wurden ihr auch von den Kreuzesbrüdern die schmachlichsten Verbrechen vorgerückt, sodaß sie sich durch die Feuerprobe reinigen mußte, indem sie einen glühenden Dreifuß ohne allen Schaden trug. Einst, als sie mit frommer Beschauung beschäftigt war, kamen Engelein, die sie durch den Himmel trugen. — Da die Fromme die Sorge für einen kranken Priester übernommen und deshalb allnächtlich ihr Kloster verlassen mußte, so erschien immer ein helles Licht, welches sie hin und zurück begleitete. Als sie den Tod nahen fühlte, ließ sie sich in die Kirche bringen, wo ihre Seele, während Bischof Heinrich das Totenamt hielt, unter dem Gesange der himmlischen Heerscharen in den Himmel geführt ward. Noch nach ihrem Hingange ließ Gott auf ihre Fürbitte viel Wunder geschehen.

Die Hilfe vom Himmel.

1. Als im Jahre 1260 die heidnischen Preußen mit großer Heeresmacht die Stadt Elbing belagerten, da beschlossen die Christen, die Heiden durch einen Einfall in ihr eigenes Land zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, was auch ins Werk gesetzt ward. Als sich nun beide Heere gegenüber standen, fing die Vorhut der Feinde plötzlich an zu fliehen und riß das ganze feindliche Heer mit in die Flucht, noch ehe es zur Schlacht gekommen war. Die nacheilenden Christen konnten sonder Mühe viele Feinde erschlagen. Die Gefangenen bekannten nachher, sie hätten einige mit weißen Mänteln und schwarzen Kreuzen bekleidete Männer vom Himmel herabsteigen sehen, die mit feurigen Schwertern die Ihrigen angegriffen und getötet hätten. Dieses Wunder soll der heilige Anselmus, der sich in der belagerten Stadt befand, vom Himmel erlebt haben.

2. Solche Berichte von wunderbarer Kriegshilfe kennen die Chronisten der Geschichte des Ordens noch viele. So geschah es, daß eine vielfache feindliche Übermacht, die während des großen Preußenaufstandes den damaligen Komtur von Christburg angriff, ganz plötzlich die Flucht ergriff. Die Gefangenen bekannten nachher, daß ihnen in der Luft eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit erschienen sei, die in der Hand das weiße Banner der Kreuzritter getragen habe. Da hätten sie vor Schrecken nicht mehr zu kämpfen gewagt.

3. Zur Zeit Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten die heidnischen Rinauer abermals, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor selbige gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof, mit allen, die in der Burg waren, schlief. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezogen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen aber waren so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht wahrnahmen; ja, es schien ihnen sogar, als ob die Pforte von Erz sei. Unterdessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darob erschrakten die Preußen so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, denn es schien ihnen, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolks besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Andenken dieser Begebenheit vermauert.

4. In dem Kriege zwischen Hochmeister Albrecht und den Polen belagerten die Polen das Städtchen Pr. Holland; aber obwohl sie mit 8000 Mann davor lagen und in der Stadt wenig Volks war, so mußten sie doch, nachdem sie 2000 Mann verloren, mit Schimpf wieder abziehen. Die Gefangenen bekannten, daß sie beim Sturm den heiligen Georg auf den Mauern gesehen, deshalb hätten sie weichen müssen. Daß himmlischer Schutz über der Stadt waltete, zeigte sich auch, als eine aus einer Notschlinge geschossene Kugel in eine Wiege zwischen zwei Kindern fiel, ohne diesen den mindesten Schaden zuzufügen.

Das Totenglöcklein von Bartenstein.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie sie zu bewältigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräte und zuletzt sogar die Rosse mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschlossen, sie zu verlassen, zuvor aber dem Feind noch eine herbe Wunde beizubringen. So hielten sie sich eine zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getötet, und sich sorglos den Toren nahten. Da stürzten die aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu dreien Malen, daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschlossen denn nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rat angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen; und als sie noch berieten, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, entbot sich ein

blinder Greis zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den kanonischen Stunden das Glöcklein zu ziehen, daß die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Toten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhallen des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg gelangt, kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt einige den Messner fanden, am Altar liegend, den Glockenstrang noch in der Hand. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die Tat büßen lassen, aber als er zur Kirche kam, war dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

Hans von Sagan.

In der Rudauschen Schlacht im Jahre 1370 ging es hart her für den Orden, und seine Streiter fingen an zu weichen. Da trat ein Schustergesell auf, genannt Hans von Sagan, eines Bürgers Sohn aus dem Kneiphof, der ergriff die schon niedergefallenen Fahne, richtete sie wieder auf und machte dadurch und durch sein Zureden das schon flüchtig gewordene Ordensvolk wieder beherzt und freudig, sodaß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Derselbe Schustergesell trug aber einen blauen Ärmel; deshalb verlieh der Orden der Stadt Kneiphof in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Ärmel und gab der Bürgerschaft alljährlich am Himmelfahrtstage auf dem Schlosse eine große Abendmahlzeit, welche das Schmeckebier genannt wurde.

Der Schuß auf den Pfeiler.

Das Gewölbe des großen Remters im hochmeisterlichen Schloß zu Marienburg wird von einem einzigen starken Pfeiler getragen, sodaß das ganze Gewölbe zusammenfallen muß, wenn dieser Pfeiler stürzt. In dem dreizehnjährigen polnischen Kriege nun, als das Schloß hart belagert ward, war ein verrätherischer Troßbube im Schlosse, der beschrieb den Polen den Pfeiler und die Beschaffenheit des Remters und versprach ihnen, ein Zeichen mit einem ausgehangenen roten Hut zu geben, wenn das ganze Kapitel in dem Remter beisammen sei, und wohin dann ein Schuß gerichtet werden müsse, um den Pfeiler zu treffen, damit unter dem herabstürzenden Gewölbe alle Ritter auf einmal begraben würden. Als darauf eines Tages der Hochmeister mit allen Ordensbrüdern in dem

großen Remter bei Tische saß, da gab der Verräter das verabredete Zeichen; der Schuß geschah auch, tat aber keinen sonderlichen Schaden, denn die Kugel verfehlte den Pfeiler und schlug bloß oben in die Mauer, wo sie noch jetzt über dem Kamin, in dem Loche, welches sie geschlagen, zu sehen ist.

Herr Wolfgang Sauer.

Zu der Zeit, als fast das ganze Land den Orden von seinen Schlössern verjagt hatte, hatten die Rastenburger auf dem Schlosse daselbst noch ihren Gebietiger, Herr Wolfgang Sauer genannt. Dieser besorgte sich vor den Bürgern und baute daher hinten in der Mauer des Schlosses ein besonderes Tor, und von da eine Brücke über den Graben, sodaß er nicht durch das Stadttor ein- und ausziehen brauchte. Auf diesem Wege nahm er auch heimlich viel Volk ins Schloß. Allein die Bürger waren ihm doch zu stark, überfielen ihn und machten ihn mit den Seinen gefangen. Darauf schrieben sie nach Königsberg um Rat und erhielten diese Antwort: Vor den Anschlägen des Ordens sollten sie sich ferner vorsehen; was aber Herrn Sauer anbelange, so würden sie ohne Zweifel es also machen, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen bekämen. Auf solches führten sie Herrn Sauer durch sein neugebautes Tor auf das Eis, in welches sie eine große Wuhne gehauen hatten und befahlen ihm, sich hineinzustürzen, weil er sterben müsse. Er aber verweigerte dies, und wie ihn nun niemand anfassen wollte, fürchtend, daß es ihnen und ihren Kindern zum Nachteil gereiche, da ermannten sich endlich die Schuster, welche das vornehmste Handwerk in der Stadt waren; sie legten nämlich einen Wiesebaum mitten über die Wuhne und sprachen zum Herrn Sauer, so er über die Wuhne springen werde, sollte er sein Leben damit gerettet haben. Darauf hat Herr Wolfgang Sauer einen Anlauf genommen und den Sprung gewaget; weil aber die Wuhne zu breit war, so sprang er mit dem einen Fuß auf den Wiesebaum, der in deren Mitte lag, in dem Gedanken, mit dem andern Fuße vollends hinüberzuspringen. Allein in demselben Augenblicke stieß ein Schuster mit dem Fuße den Wiesebaum fort auf dem glatten Eise, sodaß Herr Sauer rücklings in die Wuhne fiel und ertrank. Im Zurückfallen fiel ihm auch sein Hut ab, den nahm der Bürgermeister, der auch ein Schuster war und setzte ihn auf. Das Tor in der Mauer ließen sie darauf zumauern, und es ist noch jetzt vermauert. Allein dieser Verrat der Schuster trug ihnen schlechte Früchte, denn es sah bald jedermann mit Verachtung auf sie, und es konnte von der Zeit an kein Schuster zu Rastenburg wieder in den Rat genommen werden, welches dauerte bis in die Zeiten des Irrlehrers Osiander, da kauften sie sich mit Gelde wieder ein.

Das Bernsteinrecht.

Von den frühesten Zeiten an hatte es jedermann frei gestanden, sommers und winters den Bernstein am Strande des Samlandes aufzulesen. Da die Brüder des Deutschen Hauses den großen Nutzen des Bernsteins für sich erkannten, verboten sie bei Strafe des Hängens das Aufsammeln. Der Orden hielt Knechte, die jeden ohne Verhör hängen durften, wenn sie ihn auf frischer Tat ertappten. Das waren die Preußen nicht gewohnt, und sie kehrten sich nicht an das Verbot; sie nahmen den Bernstein, wo sie ihn fanden, und viele wurden von den Femknechten gehängt. Bruder Anselm von Losenberg, Vogt auf Samland, hatte das Verbot erlassen. Als er starb, fand er deswegen im Grabe keine Ruhe. Noch Jahrhunderte danach hat man oft ein Gespenst, seinen Geist, am Strande laufen sehen und schreien hören: „O um Gott, Bernstein frei, Bernstein frei!“ und anderes.

Im Jahre 1513 geschah es, daß der Hochmeister Albrecht, Markgraf von Ansbach, den armen Bauern am Strand das Salz vorenthielt. Die Leute nahmen in ihrer Not etliche Stück Bernstein auf und verkauften sie Bürgern in Fischhausen. Es kam aber heraus, der Hochmeister ließ die Bauern greifen und vererbte im Laufe der Zeit wohl 500 Personen um deswillen. Seit der Zeit bekam man nicht den tausendsten Teil der Menge Bernsteins, die man früher gefischt hatte. Wohl sah man genug Bernstein im Wasser schwimmen, aber sobald man mit den Netzen und Keschern hinzukam, so verschwand er. Und die Ordensbrüder meinten nun selbst: Gott gönnt uns den Bernstein nicht fernerhin.

Valtin Supplit.

In dem Jahre 1520, als der Herr Albrecht der Ältere, Markgraf zu Brandenburg und der Zeit Hochmeister des Deutschen Ordens mit dem Polenkönige Sigismund im offenen Kriege lebte, und von diesem in große Enge getrieben war, ließen sich auch plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen und drohten einen Einfall im Samland. Dort lebte damals am Strande ein Freibauer, namens Valtin Supplit, sehr angesehen unter allen seinen Landsleuten, denn er stammte ab von den alten Priestern des Landes, und war auch im stillen der oberste Weideler oder Priester. Dieser sagte, daß er wohl Rat wisse, den Feind von dem Lande abzuhalten, wenn er nur die Erlaubnis der Obrigkeit hätte. Das wurde dem Markgrafen überbracht, welcher in der großen Not des Landes zu allem seine Einwilligung gab. Als dies der Valtin hörte, versammelte er die Bauern aus allen benachbarten Dörfern, dann nahm er einen

ganz schwarzen Stier und zwei Tonnen Bier, und begaben sich alle damit an den Strand. Als man dort ankam, hat er den Stier geschlachtet und abgestreift und dann zerhauen; das Eingeweide aber nahm er heraus und verbrannte es samt den Knochen, und das Fleisch wurde in einem großen Kessel gekocht. Dies alles begleitete er durch seltsame Gebärden mit Händen und Füßen, und dabei sprach er viele Gebete zu den alten Göttern des Landes. Darauf wurde das Fleisch und das Bier verzehrt, bis nichts mehr übrig davon war, wobei wiederum viele seltsame Gebete gesprochen wurden.

Einige Tage darauf ließen sich wieder die Schiffe der Polen sehen; sie versuchten zu landen, aber es gelang ihnen nicht, weder mit den großen noch mit den kleinen Schiffen, noch mit den Booten, obgleich es das beste Wetter war und kein Feind sich ihnen entgegenstellte. Das konnten nun der Markgraf und seine Krieger nicht begreifen. Als aber nach Beendigung des Krieges mehrere, so in den Schiffen gewesen, nach dem Samland gekommen, haben sie den Grund angegeben, wie sie nämlich durch seltsame Verblendungen getäuscht wurden. Bald war ihnen der Strand wie ein grausamer und entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe und unersteigliche Sandberge. So ist es ihnen überall ergangen, bis sie zuletzt unverrichteter Sache wieder umgekehrt.

Allein seit dieser Zeit ist den Bauern der Gegend das Unglück widerfahren, daß sie keine Fische mehr in der See haben fangen können, so viel Mühe sie sich deshalb auch gegeben. Das hat sieben Jahre gedauert, und es ist dadurch große Not in der Gegend entstanden. Da hat endlich Valtin Supplit bekannt, daß dieser Unfall aus seinem eigenen großen Versehen geschehen, da er bei der Opferung des Stiers alles zurückgewiesen, was sich dem Ufer näherte, und mit großer Unbedachtsamkeit die Fische auszunehmen vergessen habe. Um ihnen nun wieder zu helfen, hat er darauf eine Sau kaufen und wohl mästen, auch zwei Tonnen Bier anschaffen lassen; damit ist er unter Begleitung der Bauern an den Strand gegangen. Alsdann hat er die fette Sau mit vielerlei sonderbaren Gebärden geschlachtet, sie rein gemacht und die abgeschnittenen Zitzen in die See geworfen, das andere aber in einen Kessel getan und zum Trunk wohl gesalzen. Als dies nun gekocht gewesen, haben alle davon gegessen, auch das Bier getrunken, bis nichts mehr davon übriggeblieben. Darauf sind die Fische wiedergekommen in größeren Haufen denn je.

Der Pfarrer zu Pobethen hat zwar die Sache angezeigt, und Supplit und die Bauern haben Strafe zahlen müssen; allein dies haben sie gern getan, da sie wieder Fische hatten.

Reformation.

Der letzte Mönch von Wehlau.

In dem Mönchskloster zu Wehlau lebte zur Zeit der Reformation ein frommer Mönch, namens Valentin Eckert. Als nun überall die Nonnen aus den Klöstern gingen und in den Stand der Ehe traten, und die Mönche, je nachdem ihr Sinn stand, ein Handwerk ergriffen oder die Heilige Schrift studierten und nach der neuen lutherischen Weise verkündigten, wollte Valentin Eckert von alledem nichts wissen, sondern betete noch fleißiger als zuvor seinen Rosenkranz; und da das Kloster eingezogen wurde, machte er sich auf die Pilgerschaft nach St. Jakob von Compostella im fernen Spanien, um dort in harten Bußübungen nicht nur das ewige Leben, sondern auch schon hier auf Erden den Ruf eines Heiligen zu erwerben. In dem berühmten Kloster ergab er sich mit heißer Inbrunst den schweren Bußübungen. Tagelang lag er auf dem harten Steinboden der Klosterkirche, betete und büßte. Da trat eines Tages ein Mann an ihn heran und sprach in echt preußischer Mundart: „Wunderlicher Mann, wo bist du her?“ — „Aus Wehlau in Ostpreußen.“ — „Was suchst du hier?“ war die weitere Frage. — „Vergebung der Sünden und die wahre Heiligung.“ — „Freund,“ erwiderte ihm der Unbekannte, „der die Sünden vergibt, ist auch in Wehlau zu finden. Willst du aber Buße tun, so verrichte sie dort, wo du gesündigt hast. Geh nur nach Hause zurück und grüß mir die Wehlauer!“ Der Sprecher aber war ein Ostpreuße, der schon vor vielen Jahren nach dem St. Jakobskloster gewandert war, aber seine Heimat nie hatte vergessen können. Seine Worte erschütterten den Mönch tief, er zog wirklich nach Wehlau zurück, legte die Kutte ab und wurde ein ehrsamere und fleißiger Bürger.

Das Abendmahl in Thorn.

Am 25. März 1557 ward in der St. Marienkirche in Thorn zum ersten Male das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgespendet. Die ersten, die hinzutraten, waren Greger Strauß und Jakob Vende, die ältesten Männer vom Rate; denen sind die anderen Bürger gefolgt. Dabei ereignete es sich durch eine wunderbare Fügung des Himmels, daß ein Mensch, welcher dreißig Jahre hindurch von Wahnsinn befangen gewesen, vollkommen wieder zu Verstand kam, so daß er sich nachher noch viele Jahre seiner Vernunft recht bedienen konnte.

Der Irrlehrer Osiander.

In der Altstädtischen Kirche zu Königsberg befindet sich auf der Erde, unweit des Altares, der Grabstein des Doktors

der Theologie, Andreas Osiander, welcher zu Königsberg am 17. Oktober 1552 verstorben ist. Derselbe war in seinem Leben ein großer Irrlehrer gewesen und hatte in vielerlei Streit gelebt mit den Gottesgelehrten seiner Zeit. Deshalb, obgleich er bei großer Versammlung des Volks und unter Begleitung des Markgrafen Albrecht und dessen ganzen Hofstaates begraben wurde, hörte man doch einige Tage nach seinem Begräbnisse, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper ganz zerrissen. Daher der Herzog durch solch Gerücht bewogen ward, den Körper durch das Altstädtische Gericht besichtigen zu lassen, um die Plauderer Lügen zu strafen. Aber als der Sarg geöffnet wurde, fand man die Leiche Osianders nicht darin, dagegen den Leichnam eines anderen Menschen, welcher im Leben Nickel Balthasar geheiß; darüber entsetzten sich alle. Aber den Stein deckte man wieder über die Gruft.

Die Schweden in Ostpreußen.

Die Schweden in Pr. Mark.

Was man über die Schwedenzeit weiß und sich erzählt im Dorfe Pr. Mark, das hat eine Frau oder ein Mann aus Pr. Mark einer Sammlerin mit folgenden Worten mitgeteilt:

Wie weit liegt Schweden! Und doch sagen die Leute, die Schweden sind hier bis Pr. Mark gekommen und haben da belagert. Und die belagert wurden, hatten schon alles verzehrt bis auf ein Schwein; da fiel ihnen eine List ein. Sie kniffen das Schwein, daß es laut quiekte. Als das die Schweden hörten, sagten sie: „Hört, hört! die schlachten ein Schwein.“ Die Belagerten aber nahmen Speck und schossen damit nach den Schweden; und als das die Schweden sahen, sagten sie: „Na, wenn die noch so viel Speck übrig haben, dann werden wir die auch nicht aushungern.“ Und da zogen sie ab.

Ich habe gehört, daß der Alte Fritz das angeordnet haben möcht', denn der kriegte viel fertig; der hat auch die Schweden aus dem Land gebracht.

Der Kösnicker Trompeter.

Ein Mann, in Kösnicken bei Pobethen geboren, diente zur Zeit der Schwedenkriege im preußischen Heere und ward von den Schweden gefangen über Meer geführt. Im Feindeslande erwarb er sich bald Vertrauen, man gestattete ihm viele Freiheiten und erlaubte ihm sogar auszureiten. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande aber war bei ihm übergroß. Deshalb setzte er sich einst auf sein treues Roß, nahm seinen Säbel und seine Trompete zur Hand und ritt in die Ostsee auf eine Eisscholle,

die sich mit ihm lostrennte und ihn wohlbehalten bei Rantau an der Samlandküste an Land brachte. Da blies er mit dankerfülltem Herzen das Lied: „Herr Jesu Christ, mein Lebenslicht“.

Er lebte in seiner Heimat noch vier ganze Wochen und starb dann. Aber seine Trompete und sein Säbel werden noch in der Kirche von Pobethen aufbewahrt.

Gottes Gericht über den Schwedenkönig.

Auf der Feldmark des Besitzers Wölk in Rollnau, Kreis Mohrungen, erhebt sich ein Berg, der noch heute Kirchberg genannt wird. Um diesen Berg hatten sich viele Einwanderer angesiedelt und das Dorf Hagenau gebaut. Die Sage erzählt folgendes:

Der Schwedenkönig hatte die Bewohner von Polen, Rußland und Ostpreußen besiegt. Viele Ortschaften, wie Hagenau, Wiese und Paradies hatte er vernichtet, so auch die Kirche in Hagenau — eben die Kirche vom Kirchberg —, die in Wiese und Mohrungen. Die Bewohner von Hagenau flüchteten und gründeten das heutige Hagenau. Als der Schwedenkönig seinen Mut an keinem anderen Volk mehr erproben konnte, wollte er Gott besiegen. Nun ließ Gott so lange Unwetter über das Heer des Schwedenkönigs kommen, bis das ganze Heer außer drei Generälen vernichtet war. Da erkannte der Schwedenkönig seine Ohnmacht. Er kniete nieder und stach seinen Degen in die Erde und sprach: „Herr, ich habe gesündigt in den Himmeln und vor dir.“

Die Kriegskasse der Schweden.

In der Nähe von Labiau finden sich an einem Waldbach Swentoge, das heißt heiliger Bach, alte verfallene Gräben eines befestigten Feldlagers. Sie sollen von den Schweden herkommen, die einst an dieser Stelle von ihren Feinden umzingelt wurden. Sie wurden schließlich ausgehungert und beschloßen, einen Ausfall zu unternehmen. Bei diesem fielen alle bis auf einen.

Als sich die Feinde verzogen hatten, schlich dieser eine ins Lager zurück und vergrub die Kriegskasse, die den Feinden beim Plündern des Lagers entgangen war, unweit des Waldbaches. Dann verbarg sich der Schwede wieder in den Wäldern. Auf einem Jagdzuge wurde er unversehens von den Feinden gefangen genommen. Die hatten schon die Kriegskasse vermißt und fragten ihn nach dem Schatze. Er weigerte sich aber, die Stelle anzugeben und wurde enthauptet.

Er soll aber nicht gestorben sein, sondern noch heute mit dem Kopf unter dem Arm die Kriegskasse der Schweden bewachen. Oft schreckt er die Fuhrleute, die auf der Straße Tilsit-Labiau fahren. Er schwingt sich hinten auf den Wagen, sodaß die Fuhrleute wie toll auf die Pferde einschlagen. Sobald sie sich aber umsehen, ist er nicht mehr da.

Manch Schatzgräber hat schon nach der schwedischen Kriegskasse gegraben. Weil aber die Swentoge ihren Lauf verändert hat, so kann man die Stelle schwer finden.

Von den Tataren.

Der Tatarenstein bei Neidenburg.

Dicht bei Neidenburg liegt ein großer Stein, fast 10 Meter lang, 5 Meter breit und über 2 Meter über der Erde hoch. Er wird der Tatarenstein genannt. Einst, im Jahre 1656, bei dem großen Tatareneinfall, belagerten die Tataren auch Neidenburg. Durch einen unbeabsichtigten Schuß des Turmwächters Nowak wurde auf diesem Stein der Anführer der Tataren getötet. Danach standen die Tataren von der weiteren Belagerung von Neidenburg ab.

Der Tatarenhügel bei Gr. Wollisko.

Ein kugelförmiger Hügel bei Gr. Wollisko, im Kr. Johannisburg, heißt der Tatarenhügel. Er soll aus den Leichen der in einem Kampf erschlagenen Tataren gebildet worden sein. Auch zeigte man noch bis vor dem Weltkriege die Wetterfahne der Kirche zu Grabnik mit dem Loch, das ein Tatar in sie geschossen haben soll.

Pestsagen.

Zu dem Tatarenstein und den Schwedenschanzen und später Franzosenbergen, die die Erinnerung an vergangenes Grauen aufrechterhalten, gesellt sich auch hier und da ein Pestberg, und Pestsagen werden hin und her im Lande erzählt.

Die Ausbreitung der Pest.

Der in Lykusen, Kr. Neidenburg geborene jetzt 67 Jahre alte Gottlieb Koriath erzählte von der Pest folgende Geschichte, die er wiederum von seinem Großvater hatte, der 1911 gestorben ist und „sechsendneunzig Lebensjahre hinter sich hatte“.

Als die Pest in Ostpreußen wütete, war das Dorf Kurken im Kreise Osterode lange Zeit davon verschont geblieben; aber

am Heiligabend Pfingsten haben polnische Juden einen Wagen gebracht, auf dem ein großer Kasten stand und haben den Kasten an dem nördlichen Ufer des Kermosees stehen lassen und sind davongezogen. Sie sagten den Leuten von Kurken, daß sich keiner wagen solle, den Kasten zu öffnen, und da stand der Wagen von Pfingsten bis Johanni, keiner hat gewagt, ranzukommen; bis kurz vor Johanni. Da fingen die Vortwizigen an zu raten, was in dem Kasten sein könnte; die einen sagten, die Juden haben vor Kriegsgefahr Geld über die Grenze herübergebracht, die andern sagten, die Juden haben teure Stoffe und Seide wegen der Kriegsrüstungen hergebracht; und so ging es immer weiter und lauter, und so ging es bis am Abend vor Johanni. Da gingen etliche Knechte hin und erbrachen den Kasten. Aber sie fanden in dem Kasten, weder Geld noch Stoffe, sondern in dem Kasten war eine Leiche, an Pest gestorben. Und da ist die Pest ausgebrochen und hat alle Einwohner in Kurken hingerafft; in drei Tagen waren alle tot. Es blieb nur eine Magd und ein Kuhhirt. Die Pest blieb aber nicht nur in Kurken, sondern sie hat sich ausgebreitet über die ganze Umgegend. Als die Einwohner alle tot waren, war keiner, die Leichen zu begraben. Da hat der Kuhhirt das ganze Dorf abgebrannt.

Die Pestmänner auf der Kurischen Nehrung.

Eine alte Fischerfrau von der Kurischen Nehrung erzählte: Es war hier einst ein Pfarrer gewesen, der wurde von den Fischersleuten hoch geachtet, denn er war ein guter und frommer Mann. Der konnte eines Nachts nicht schlafen, denn der Tauwind war gekommen und hatte das Eis überm Haff zerschmolzen, und das Eis krachte laut, und das Schneewasser floß vom Dach, die Krähen flogen ganz niedrig, schreiend über das Dorf. Das Eis taut auf, dachte der Pfarrer, nun kommt der Frühling, der bringt meinen Fischern wieder Arbeit. Da um Mitternacht fuhr ein starker Sturm um das Haus, und die Tür sprang auf. Zwei fremde Männer traten an des Pfarrers Bett und befahlen ihm, schnell aufzustehen und ihnen in die Kirche zu folgen.

Als der Pfarrer Licht schlug, bemerkte er, daß die Fremden verschleiert waren, pechschwarze Tücher hingen ihnen tief um die Köpfe. Auf des Geistlichen Frage, woher sie kämen und was sie von ihm begehrt, sagten sie, daß er das nicht zu erfahren brauche, aber er solle schnell den Talar überwerfen, den Kirchenschlüssel nehmen und mitkommen, um ein junges Paar zu trauen; sie beide seien die „Guten Männer“, die Trauzengen, die anderen Hochzeitsgäste ständen schon mit dem Brautpaar an der Kirchentüre.

Dem Pfarrer kam dies wohl wunderlich vor, aber er ging zwischen den Männern mit aus dem Hause. Da lag ein großes Schiff mit schwarzen Segeln; auf dem Wimpel zierte es ein runder Totenkopf. Als das der Pfarrer sah, schlug er ein Kreuz, lief so schnell er konnte und versuchte, sich an der Friedhofspforte zu stützen. Aber da verbanden ihm die beiden Männer mit schwarzen Schleiern die Augen und führten ihn in die Kirche geradeaus auf den Altar. Dort sollte er nun das Brautpaar trauen, das er nicht mit Augen sehen konnte. Und es spielte jemand die Orgel und ein anderer trat Balgen, und die Lichter auf dem Altar wurden angezündet. Und das Brautpaar hat auf dem Kissen gekniet und sich mit Ringen trauen lassen. Die Ringe aber waren so heiß wie rotes Eisen, und die Hände waren so klamm wie Eis.

Dann führten die „Guten Männer“ den Pfarrer wieder in sein Haus und warfen ihn aufs Bett. Da aber hat mit einemmal die Sterbeglocke geläutet, und der Pfarrer ist leise ans Fenster gegangen und hat hinausgeschaut. Da sind viele Leute in schwarzen Kleidern und mit verschleierten Köpfen auf das Schiff gestiegen, haben die Segel gewendet und sind mit Wind über Haff gefahren, sehr schnell, und bald waren sie außer Sicht.

Der Pfarrer legte sich darauf zur Ruhe, er konnte aber keinen Schlaf finden, er hat sich unruhig herumgeworfen, als schüttelte ihn das Fieber; da hat er geglaubt, der Tod käme ihn holen. Der nächste Tag war ein Sonntag, und der Pfarrer ging in die Kirche. Wie sie aber alle nacheinander hineingeschritten waren, da stand auf dem Altar ein offener Sarg, darin lag die junge Braut mit Kranz und Schleier, am Finger einen eisernen Ring. Da hielt der Pfarrer eine Totenfeier, und die Fischer holten Spaten und begruben die Tote, die niemand kannte. Der Sand und das Wasser sind um den Sarg geflossen, und der Hügel ist bald verschwemmt und zerfallen. Aber von der Nacht an war die Pest im Dorfe zuhause, und alle Leute mußten sterben, zuerst der Pfarrer, dann all die Fischer, die das Grab geschaufelt hatten, mit Weibern und Kindern. Und das Dorf ist ganz ausgestorben, der Sand hat alle Häuser zugeweht und die Kirche begraben, und der Wind hat alles verjagt.

Die Pest in Stigehnen.

Als im Jahre 1709 die große Pest in Ostpreußen wütete und fast keinen Ort verschonte, war das Dorf Stigehnen im Samland eines von denen, welches mit am schwersten heimgesucht wurde. Es waren in Stigehnen alle Bewohner mit Ausnahme eines einzigen Knaben von 12 Jahren erkrankt. Die

umliegenden Ortschaften mieden aus Furcht vor der Ansteckung jede Gemeinschaft mit diesem Dorfe, konnten sich aber aus Mitgefühl doch auch so von leidenden Mitbrüdern nicht zurückziehen, daß sie diese sich selbst und ihrem harten Schicksale überließen. Sie riefen daher dem gesunden Knaben zu, er möge an der Grenze des Dorfes so viele Steine alle Tage niederlegen, als Lebende sich noch im Dorfe befänden; sie würden für sie Nahrungsmittel an denselben Ort bringen, die er dann abholen könnte, wenn sie sich entfernt hätten. Das geschah. Die Umwohner jenes unglücklichen Dorfes fanden neun Steine liegen und brachten für die neun Leidenden hinlänglich Essen. Am folgenden Tage fanden sie nur sieben Steine an dem bezeichneten Orte, und nach wenigen Tagen war nur noch ein Stein da, welchen der unglückliche Knabe für sich hingelegt hatte. Er wurde von der Pest verschont und überlebte sämtliche Bewohner des Dorfes Stigehnen allein.

Die eingesperrte Pest.

Die Pest kam im Jahre 1709 auch nach der Stadt Conitz und raffte viele Menschen hin. Wie man schon gänzlich verzagte und besorgte, der ganze Ort werde aussterben, da kam ein fremder Mann, der sich erbot, die Pest zu bannen. Das wurde angenommen, und er ließ sich in eine große Linde, die auf dem evangelischen Kirchhof stand, ein Loch einschneiden und einen Pflock bereithalten, der gerade in das Loch hineinpaßte. Dann zog er mit feierlicher Prozession auf den Kirchhof, bannte die Pest in den Baum und schlug, wie sie drin war, schnell den Pflock ein, verbot auch, denselben je herauszunehmen, damit die Pest nicht wieder aus ihrem Verliese entweichen könne. Seitdem hat sie sich denn auch nicht mehr in Preußen gezeigt. Der Baum aber steht mit dem Pflock noch bis auf den heutigen Tag.

Friedrich Wilhelm I. und der Alte Fritz.

Die verlorene Schachpartie Friedrich Wilhelms I.

Ganz nahe bei Darkehmen liegt das Dorf Ströpken. Bis zum Jahre 1729 hieß es nach den Kirchenrechnungen Mazatsch oder Matzaitzen. Wohl durch die Pest entvölkert, war es durch Kolonisten aus dem Dorfe Striebeck bei Halberstadt wieder besiedelt worden. Dem deutschen Ohr klang der fremdartige Name übel. Der Wirt Kräkel, Stammvater einer im Dorf weitverbreiteten Familie, soll den König Friedrich Wilhelm I. auf folgende Weise zur Änderung des Dorfnamens veranlaßt haben. Alle Striebecker waren berühmte Schachspieler.

Sie sollen niemals Prozesse geführt, sondern jeden Streit auf dem Schachbrett ausgemacht haben. Auch in ihrer neuen Heimat noch übten sie die Kunst. König Friedrich Wilhelm I. hatte davon Kunde erhalten und trug dem Wirt Kräkel eine Schachpartie an. Der nahm sie an und bat sich eine Gnade aus, im Falle er den König matt setzen würde. Er gewann auch wirklich das Spiel. Er bat nun, daß dem Dorfe der Name Striebeck als Andenken an die ferne Heimat verliehen werden möchte. Das gewährte der König. Seitdem nannte man das Dorf Strepke oder Ströpken.

Frau Stolle und die Kosaken.

Als im siebenjährigen Krieg, im Jahre 1757, die Preußen in der Schlacht bei Gr. Jägersdorf geschlagen waren, überschwemmten die Russen mordend und sengend die Provinz. — Zwei Tage nach der Schlacht sahen die Gerdauener aus der Ferne ein Kosakenregiment auf ihre Stadt heranrücken. Als darob alle Bürger den Kopf verloren und keiner wußte, was zu tun sei, da blieb nur eine alte Frau ruhig besonnen. Diese, Frau Stolle, eilte aufs Rathaus, nahm aus der Wachtstube die große Trommel, schnallte sie sich um und schritt trommelnd durch die Straßen. Dieser Anblick verlieh dem Feigsten wieder Mut und Entschlossenheit. Bald war die ganze Bürgerschaft mit Gewehren bewaffnet hinter Frau Stolle versammelt, zu tapferer Gegenwehr entschlossen. Der Bürgermeister teilte die Schar. Ein Teil hielt den Kirchenberg besetzt, ein Teil stellte sich vor dem Tore auf. Die heranrückenden Kosaken stutzten beim Anblick der bewaffneten Mannschaft; sie bogen schnell rechts nach dem Schliebenschenschen Schloß, plünderten es aus und verschwanden. So war eine alte, schwache Frau die Retterin der Stadt geworden.

Der Alte Fritz wandert durchs Land.

Vom Alten Fritz erzählte ein Mann oder eine Frau vom Lande: Der Alte Fritz hatte die Gewohnheit, sich nach allem zu erkundigen. Er ging in ordinären Kleidern durch das Land und sah nach, ob alles seine Ordnung hatte. Ja, das haben mein Großvater und die andern alten Leute immer gehört. Na, das Land war dazumal bald besehen; Preußen war ja nicht so groß.

Der Alte Fritz als Richter.

Es gab eine Zeit, da waren die Gutsherren in der Gegend von Stannaitschen sehr herrisch und dazu noch verschwenderisch und unredlich. Sie bedrückten ihre leibeigenen Bauern

durch Abgaben, führten die eingenommenen Steuern nicht an den König ab, sondern lebten davon herrlich und in Freuden. Ein solches Treiben blieb dem König auf die Dauer nicht verborgen. — Eines Tages fand im Gutshause der Domäne Stannaitschen wieder ein großes Festmahl statt. Da fuhr mit den feinen Kutschen zugleich ein Bauernwagen vor, und aus ihm stieg ein Mann im Wandrock, wie ihn damals die Bauern in hiesiger Gegend trugen. Der Mann öffnete die Tür zum Festsaal, blieb auf der Schwelle stehen und sah sich das lustige Treiben drinnen an. Das störte die Herrschaften, und der damalige Amtsrat der Domäne Stannaitschen, Herr Niederstetter, gab zwei Dienern den Befehl, diesen Bauern aus dem Hause zu führen. Als sich jedoch die Diener dem Bauern näherten, riß der den Wandrock auf und zeigte darunter die preußische Uniform mit dem schwarzen Adlerorden, so daß alle Friedrich den Großen erkannten. Die Feiernden waren tief erschrocken; schließlich faßten einige Mut und baten den König, an ihrem Feste teilzunehmen. Er aber kehrte der Gesellschaft den Rücken und fuhr in höchster Ungnade davon.

Als der König schon auf der Türschwelle gestanden hatte, war noch eine verspätete Kutsche vorgefahren mit den Herrschaften von Purpesseln. Die übersahen bald, was hier vor sich ging und ließen den Kutscher schleunigst wenden und nach Hause fahren. Sie ahnten, daß der König auch nach Purpesseln kommen würde, und deshalb ging der Gutsherr am nächsten Morgen mit seinen Leuten mit auf das Feld zur Roggenaussaat. Die Gutsfrau blieb auf dem Hofe zurück, zog sich Arbeitskleider an, fütterte die Schweine und wirtschaftete unter dem Federvieh herum. Bald fuhr der Wagen des Königs auch wirklich vor und hielt vor dem Gutshause. Der König freute sich sehr, als er die Gutsfrau so fleißig herumwirtschaften sah, und schließlich mußte sie in seinem Wagen Platz nehmen und mit ihm aufs Feld hinausfahren zu ihrem Mann. Der ging gerade mit dem Sälaken über das Feld und säte Roggen. An einem solchen Gutsherrn hatte der König seine helle Freude. Er blieb zwei Tage in Purpesseln im Quartier und machte den Gutsherrn zum erblichen Majoratsherrn.

Der Amtsrat von Stannaitschen wurde bald darauf zur Rechenschaft nach Berlin befohlen. Es gelang ihm zuerst, sich zu rechtfertigen und wohlbehalten nach Stannaitschen heimzukehren. Aber bald wurde er zum zweiten Mal vorgeladen, und nun ging es ihm schlecht. Er wurde in ein dunkles Zimmer geführt. Rundum an den Wänden saßen zwölf Richter mit Masken. In der Mitte des Raumes stand der verhüllte Richtblock. Und hier wurde der ungetreue Amtsrat enthauptet. Seine Leiche durfte in Stannaitschen bestattet werden. Der

Gutsherr von Purpesseln aber wurde der Nachfolger des hingerichteten Amtsrates, wie man sagt.

Die Bittschrift.

Unter einem Adligen lebte einst ein ordentlicher Bauer, der sehr wirtschaftlich war, und dem es gut ging. Der Adlige war in seiner Wirtschaft sehr nachlässig. Weder um seinen Garten, noch um seinen Hof, noch um sein Feld ließ er Zäune bauen. Eines Tages nun lief eine Sau des Bauern in den Garten des Adligen. Der nahm gleich das Gewehr und schoß das Schwein tot. Als der Bauer eine Entschädigung verlangte, wies der Adlige ihn aus dem Hause. Da ging der Bauer zum Pfarrer, der Pfarrer sollte ihm eine Klageschrift an den König aufsetzen. Doch der wollte sich mit dem Adligen nicht verfeinden und erfüllte die Bitte nicht. Nun erbat sich der Bauer vom Küster einen Bogen Papier, machte mit einer Feder ein paar Linien und Kleckse darauf. Das ist meine Bittschrift, sagte er. Dann machte er sich auf und wanderte nach Berlin. Als er beim Schlosse angelangt war, stellte er sich vor das Fenster des Königs und hob seine Bittschrift hoch. Der König bemerkte das und schickte seinen Diener nach dem Schreiben. Der König besah das Schreiben von allen Seiten, wußte aber nicht, was er davon halten sollte. Er ließ also den Bittsteller zu sich rufen. Der Bauer erzählte von seinem Unglück, dann zeigte er auf seine Bittschrift und sagte: „Diese Linie bedeutet den Garten des Adligen, die zweite den Hof und die dritte mein Haus. Der Klecks bedeutet meine Sau. Der zweite Klecks ist die Stelle, an der der Adlige stand und meine Sau totschoß.“ Als der König ihn angehört hatte, befahl er ihm, am nächsten Tage zur Mittagszeit wieder aufs Schloß zu kommen. Seine Minister und höchsten Generäle lud er ebenfalls zum Essen. Nach dem Essen wurde der Bauer in den Saal geführt. Der König zog die Bittschrift aus der Tasche, zeigte sie den Anwesenden und fragte sie, ob sie das lesen könnten. Keiner war imstande, die Striche und Kleckse zu erklären. Da winkte er dem Bauern mit dem Finger; der trat herzu und begann sogleich die Zeichen wie gestern zu erklären, sodaß die Herren Mund und Augen aufsperrten. Darauf ließ der König dem Bauern zu essen und zu trinken vörsetzen, gab ihm Geld und befahl ihm, nach Hause zu gehen. Bevor noch der Bauer wieder zuhause war, erhielt der Adlige ein Schreiben, in welchem ihm strengstens angesagt wurde, dem Bauern reichlich für sein Schwein zu bezahlen und fortan besser mit seinen Leuten umzugehen. Es geschah, wie der König befohlen hatte. So ließ der Alte Fritz jedem Gerechtigkeit widerfahren.

Leibeigenschaft.

Die harte Strafe.

Zu Zeiten der Leibeigenschaft der Bauern hatte ein Bauer aus einem der vielen gutsuntertänigen Dörfer der Herrschaft Wildenhoff nach Hirschen, die sein Saatfeld verwüsteten, mit Steinen geworfen. Ein Förster, der das unbemerkt beobachtet hatte, brachte es vor den Gutsherrn. Dieser grausame Gerichtsherr seiner Bauern ließ den armen Bauern mit einer eisernen Kette auf einen weißen Hirsch schmieden. Der Hirsch jagte sofort dem Walde zu, und man hörte noch, wie der Bauer Wildenhoff verfluchte und verwünschte, es möge nie auf einen grünen Zweig kommen.

Franzosenzeit.

Napoleon und der Eylauer Glöckner.

Die Schlacht bei Pr. Eylau am 7. und 8. Februar 1807 hätte ganz anders ausfallen können, wenn nur der Eylauer Glöckner klüger gewesen wäre. Er mußte während der Schlacht Napoleon die Kirchentür aufschließen. Napoleon stieg auf den Turm, von wo er das Schlachtfeld gut überblicken konnte. Nun schickte er seine Franzosen zum Angriff vor. Da entstand aber ein furchtbares Stiemwetter; die Franzosen kamen vom Weg ab und gerade vor die russischen Geschütze auf dem Kreegenberg. Die Russen schossen sie zusammen. Die noch übrig blieben, flohen eiligst auf die Stadt zu, und die Kosaken verfolgten sie bis in die Stadt. Da hätte der Glöckner nur ein bißchen Überlegung und Mut haben sollen, die Kirchentür zuzuschließen und die Kosaken herbeirufen, dann wäre der Kaiser Napoleon gefangen gewesen, und die Preußen und Russen hätten glänzend gesiegt.

Napoleon im Kasten.

Im unglücklichen Kriege zogen die Franzosen über Willnau auf Mohrungen zu. In der Stadt wurden die Soldaten einquartiert. Napoleon hielt sich im Schließchen auf. Da zogen die Preußen ebenfalls von Willnau heran und umzingelten die Franzosen. Da soll Napoleon einem Bauern viel Geld versprochen haben, wenn er ihn befreien würde. Der Bauer einigte sich endlich mit Napoleon, ihn in einem Kasten, der mit Dung bedeckt werden sollte, aus der Stadt zu fahren. So fuhr der Bauer auch wirklich mit einer Fuhre Dung auf seinen außerhalb der Stadt gelegenen Acker, wo er den Dung ablud, und von wo Napoleon sich flüchtete. Der Name des Bauern ist

nicht bekannt; man hat aber Verdacht auf einen gehabt, der bald nach der Flucht Napoleons sich durch vieles Geldausgeben auffällig machte. Andere sagen, es ist nicht Napoleon gewesen, sondern ein französischer General, der befreit wurde.

Glück und Glas.

Als Napoleon 1812 nach Rußland zog, erhielten der Bürgermeister und die Ratsherren von Stallupönen Befehl, ihn am Goldaper Tor zu empfangen und zu begrüßen. Zwei Tage schon hatten sie vergeblich auf ihn gewartet. Am dritten Tage traf er in der Stadt ein und jagte an ihnen vorbei, ohne sie zu beachten. Er nahm gegenüber dem Rathause Wohnung und befahl, sofort die Stadtväter zu ihm zu führen. Zweimal schickte er Boten, um sie zur Eile anzuspornen. Als sie anlangten, schrie er sie auf französisch an: „In zwei Stunden ist Brot für zehntausend Mann zu liefern!“ Neben ihm stand ein General, der Deutsch verstand und dolmetschen mußte. Der Bürgermeister war blaß geworden, setzte aber mit fester Stimme auseinander, daß in der ganzen Stadt kein Krümchen Brot zu finden sei, weil die Soldaten schon drei Wochen lang in Mengen durch die Stadt zögen und alles aufgezehrt und fortgenommen hätten. Als diese Antwort übersetzt war, überschüttete Napoleon die Ratsherren mit einer Flut von Worten und warf mit ungeduldiger Handbewegung ein Wasserglas, das vor ihm stand, zur Erde, sodaß es klirrend in Stücke zersprang. Da sprach der Bürgermeister leise ein paar Worte vor sich hin. Napoleon sah, wie sich seine Lippen bewegten und wollte wissen, was er gesagt habe. „Majestät“, erwiderte der General, „es ist ein einfältiges deutsches Sprichwort und lautet: Glück und Glas, wie leicht bricht das.“ Da fuhr es wie ein Schlag durch den Kaiser, er sprach kein Wort, sondern nickte mit der Hand zum Zeichen, daß die Bürger entlassen seien. — Sechs Monate später zogen die zerlumpten, flüchtigen Franzosen durch Stallupönen zurück.

Die verräterischen Krähen.

Im Kriege 1812 wurde auch der Kreis Johannisburg von den Franzosen heimgesucht. Das Jahr zuvor war eine große Mißernte gewesen, so herrschte überall Mangel und Not. Und nun kamen noch die Franzosen dazu. — In Dietrichswalde lebte damals eine sehr wirtschaftliche und sparsame Frau mit Namen Rzadkowski. Als die Franzosen anrückten, brachte sie schnell alle Nahrungsmittel in Sicherheit. Nur mit dem Mehl wußte sie nicht wohin. Weil sich aber Brot besser verstecken läßt als Mehl, so backte sie aus allem Mehl Brote, die

sie im Stroh des Dachfirsts versteckte. Als nun die Franzosen im Dorf waren, kamen sie auch zu Frau Rzakowski. Sie durchsuchten alles nach Nahrungsmitteln, fanden aber nichts. Als sie sich schon darein ergeben hatten, auch hier ohne Brot zu bleiben, bemerkte ein Franzose, wie eine Schar Krähen auf dem Dache saß und immer ins Dachstroh hackte. Der Franzose stieg mit einer Leiter aufs Dach und fand erst ein angehacktes Brot und danach alle versteckten Brote.

Einige Männer des Dorfes Dietrichswalde hatten vor den Franzosen alles Vieh in eine Waldschlucht zwischen Dietrichswalde und Nieden gebracht. Als die Frau Rzakowski die Krähen zum Wald fliegen sah, da schickte sie in ihrer Wut über die verräterischen Vögel einen geheimen Boten zu dem Viehwächter, er möchte alle Krähen im Wald totschießen. Dieser tat es auch. Die Franzosen aber gingen dem Schall der Schüsse nach und fanden zu dem Brot der Frau Rzakowski auch noch das Vieh des Dorfes.

Der Rückzug aus Rußland.

Was man über den verzweifelten Rückzug der Franzosen aus Rußland auf dem Lande wußte, hat ein Dorfbewohner so erzählt: Vor dem Jahre 1813 kamen die Franzosen auch nach Liebwalde, ehe sie nach Rußland gingen. Mein Gott, sind die übermütig gewesen! Solch schwarzes Brot, sagten sie, äßen sie nicht. Sie nahmen das Brot und pflasterten damit den Weg. Aber die Strafe hat sie ereilt. Als sie von Rußland zurückkamen, aßen sie mit Appetit gesäuerte Bohnen, und die schmeckten ihnen wie Gold. — Hierweg und daweg ist ein Franzosenberg, da sind die Franzosen begraben. Gott hat sie gestraft. Die Leute erzählten sich, wie die Franzosen des Morgens dagestanden hätten, als wollten sie exerzieren; aber sie waren erfroren. Sie standen ganz steif da und waren tot. Dann hat man sie auf Leiterwagen gepackt und in einer Kaule zusammen begraben und Kalk drüber gestreut.

Von Napoleonsfichten, Napoleonskiefern ist hier und da in Ostpreußen zu hören, Napoleon soll von ihnen aus im unglücklichen Krieg die Schlachten beobachtet und gelenkt haben. Bei Pr. Eylau steht z. B. eine solche Napoleonskiefer oder bei Gr. Gotteswalde. Von einer Franzosenweide wird dieses erzählt:

Die Franzosenweide.

Auf dem Kirchhof zu Nahmgeist steht eine alte, schiefgewachsene Weide. — Als im Winter 1812 die Trümmer des französischen Heeres durch Ostpreußen durchzogen, kam ein Trupp von Franzosen auch in die Nähe von Nahmgeist. Von

zwei Brüdern, die beide Offiziere waren, starb der eine. Er wurde auf dem Kirchhof begraben. Plötzlich ward der Trupp von feindlichen Reitern erschreckt und ergriff die Flucht. Der Bruder des Verstorbenen steckte einen Weidenzweig auf das Grab, um es zu schmücken, denn etwas anderes hatte er nicht. Aus diesem Weidenzweig ist die schiefe Weide emporgeschossen.

Der Franzosensee.

Wie von Schwedenbergen und Schwedenschanzen, so wird auch von Franzosenbergen, Franzosenseen, Franzosengräbern erzählt.

Im Walde der Begüterung Döhlen im Kreise Mohrungen liegt ein See, der den Namen Franzosensee trägt. Auf dem Rückwege aus Rußland waren Franzosen unter Napoleon in dem benachbarten Dorf Kernsdorf einquartiert. Die Bauern des Dorfes erschlugen die Franzosen und versenkten die Leichen in der Nacht in den Waldsee.

Von Räubern.

Der Räuber Schekorra.

Die masurischen Wälder waren früher dichter und größer als heute. In dem Walde in der Nähe von Liebenberg hauste damals ein Räuber mit Namen Schekorra. Er tat manchen Leuten Gutes, manchen aber Böses. So ging einmal aus Liebenberg eine Frau an diesem Walde entlang; sie weinte, denn sie führte eine Kuh zum Markte, die mußte sie verkaufen, um einem Gläubiger die Schulden abzuführen. Als Schekorra die Frau weinen sah, fragte er sie nach der Ursache. Sie erzählte ihm ihr Leiden. Da schenkte Schekorra ihr so viel Geld als sie brauchte; sie kehrte nach Hause zurück und freute sich, daß sie ihre Kuh nicht verkaufen mußte. In der Nacht ging Schekorra nach Liebenberg, schlich sich in die Wohnung des Gläubigers der Frau und stahl noch mehr Geld, als er der Frau gegeben hatte. — Als er sein Wesen weiter trieb, wurde er von den Bewohnern von Liebenberg stark verfolgt. Einmal wurde ihm der rechte Arm abgeschossen, ein anderes Mal der linke; dann wurde er getötet.

Die drei Räuber vom Pachtzkgiraben.

Durch die Kallischker Forst fließt ein Flößchen, der Pachtzkgiraben genannt. Früher führte noch keine Brücke über ihn, nur ein schmaler Steg verband die beiden Ufer. In der Nähe hausten drei Räuber, die die vorüberkommenden Leute erst ausraubten und dann totschlügen. An einem Markttag ging ein Fleischergeselle mit einer Kuh nach Benkheim, sein

Hund begleitete ihn. Der Geselle verkaufte die Kuh, steckte den Erlös in die Tasche, nahm den Strick unter den Arm und trat den Heimweg an. Als er über den Steg ging, schlich der Räuberhauptmann hinter ihm her und schlug mit dem Hirschfänger dem Hund zwei Beine ab. Der Hund sprang trotzdem den Räuber an und biß ihn. Der Geselle half seinem Hund, und sie bezwangen den Räuber. Der Geselle band ihm mit dem Strick die Hände auf dem Rücken zusammen und führte ihn vor das Gericht. Unterwegs begann der Räuber: „Ich weiß nun wohl, daß ich sterben muß, aber tu mir noch einen Gefallen und pfeife auf der Pfeife, die ich in der Tasche habe.“ Wohl nahm ihm der Geselle die Pfeife ab, doch vertröstete er ihn: „Nicht heute, ein andermal werde ich darauf pfeifen.“

Anerntags führte der Geselle ein paar handfeste Männer und zwei Polizisten zu der Stelle hin, an der er überfallen worden war. Sie versteckten sich, der Fleischergeselle pfiß, und zwei Räuber kamen aus ihrem Versteck; sie wurden festgenommen und dem Henker zugeführt. Der treue Hund aber mußte totgeschlagen werden.

Die Machulzen.

Ein Teil des Waldes von Herzogswalde im Kreis von Mohrungen hieß früher und auch heute noch Such. Früher war die Such ein Schlupfwinkel für vieles Gesinde. Eine Horde von ungefähr zwanzig Mann, Machulzen genannt, hatte sich hier eine Hütte aufgebaut, in der sie gemeinschaftlich wohnte. Die Machulzen machten die ganze Gegend unsicher, fielen oft Alleinreisende an und brachen auch am lichten Tage in Häuser ein, wenn sie sich sicher fühlten. Um diesem Gesindel ein Ende zu machen, erhob sich ein Besitzer aus dem Nachbarorte Gr. Trukainen, namens Steckel. Er spornte alle Besitzer an, die Machulzen zu vertreiben. Bald hatten sich viele zusammengetan und gingen den Räubern nach. Sie waren schwer zu fangen, aber in der Wut darüber hat Steckel einen, den er erlangen konnte, totgeschlagen. Dafür wurde er vom Gericht verurteilt. Er erhob Einspruch gegen das Urteil, jedoch umsonst. Da machte er sich zu Fuß auf nach Berlin, vor dem König um Gnade zu bitten. Nach vierzehn Tagen kam er in Berlin an. Er wurde vorgelassen und ausgefragt. Als der König hörte, daß er schon so weit gegangen sei, ließ er ihm eine ganze gebratene Gans geben, damit er sich stärke. Der König konnte dem Bauern seine Bitte um Gnade nicht vollkommen erfüllen, aber seine Strafe mildern. Er kam mit sechs Monaten oder sechs Wochen ab. — Später wurden die Machulzen doch ausgerottet. In diesem Winkel wohnen jetzt Besitzer, deren Namen noch an die Zeit erinnern, nämlich Such und Machulzen.

Der Räuber Sierke.

Vor langer Zeit, vielleicht vor ungefähr hundert Jahren, hat in der Eylauer Heide der Räuber Sierke gewohnt. Immer trug er schwarze Kleider, die aber auf dem Rücken ein rotes Kreuz hatten. Seine Wohnung war in der Erde angelegt und der Eingang durch große Steine geschützt. Eine zweite Wohnung hatte er sich dadurch eingerichtet, daß er die Kronen zweier Bäume zusammengebunden und sich darunter ein Versteck gemacht hatte. Die Wände der Erdhöhle waren bunt gefärbt. War es nötig, diese Farbe wieder aufzufrischen, so mußte ein Maler kommen. Auf dem Wege zur Höhle wurden ihm von Sierke die Augen verbunden, und wenn er mit seiner Arbeit fertig war, so wurde er auch mit verbundenen Augen wieder fortgeführt. So konnte niemand die Wohnung finden und verraten.

In der Höhle lebten auch mehrere Frauen, die dem Räuber Sierke die Hauswirtschaft besorgen und für ihn betteln mußten. Oft raubte er Kinder reicher Leute, weil sie ihn ausgeschrien hatten. Eine der Frauen hatte nur auf diese Kinder aufzupassen, daß sie den Ausgang nicht fänden.

Sierke war oft tagelang von seiner Höhle fort und ging meist verkleidet umher, oftmals auch als Frau verkleidet. Auf einem solchen Wege traf er auch einmal eine Frau, die er aufforderte, ihm in seine Höhle zu folgen. Als sie nicht wollte, fesselte er sie und band sie an einen Baum. Das wurde ihm aber zum Verhängnis. Denn in demselben Augenblick kamen Soldaten in einem Wagen, die ausgesandt waren, ihn zu fangen. Die ergriffen ihn und lieferten ihn im Gefängnis ab. Nachdem er eine längere Zeit gesessen hatte, gelobte er Besserung und wurde darum entlassen. Wie er aber durch ein Dorf ging, schrien ihm die Kinder wieder nach; erbost darüber mordete er von neuem und begann sein altes Leben.

Einem Mädchen, das allein durch die Heide ging, gab Sierke den Auftrag, ihm Schnaps und für einen Dittchen Pälkenägel zu holen. Sie brachte es und wurde von Sierke, mit dem Kopf nach unten in einen Ameisenhaufen hängend, an einen Baum gebunden. Das Mädchen war eines von den ärgsten Ausschreiern gewesen.

Sierke war ein sehr starker Mensch. Ein Fleischer aus Neuen-
dorf wollte einst seine Kraft mit ihm messen. Bei dem Ring-
kampf wurde er aber bezwungen. Da sagte Sierke: „Diesmal
will ich dich noch leben lassen, aber deine rechte Hand muß
du mir lassen.“ Der Fleischer mußte seine rechte Hand auf
einen Baumstumpf legen und Sierke schlug wuchtig zu. Aber
der Fleischer zog seine Hand schnell weg und entfloh, während
Sierke sich noch mit dem Beil beschäftigte, das tief in den
Stubben gefahren war.

Eines Tages ging Sierke in die Stadt, in der der König wohnt. Dort mußten zwei seiner Frauen in das Schloß gehen um abgelegte Kleider bei der Königin betteln. Durch eine Tür sah ihnen der Königssohn zu, und während die Königin nach den Kleidern suchen ging, lockten die Frauen den Prinzen heraus und entflohen mit ihm in die Höhle. Dort hielten sie ihn versteckt. Eines Tages war Sierke wieder auf längere Zeit von seiner Höhle abwesend. Diese Gelegenheit nahm die Aufpasserin wahr und betrank sich. Unterdes sie schlafend am Boden lag, rief der Prinz leise die andern Knaben. Sie fanden den Ausgang, und er lief mit ihnen auf eine Anhöhe, um Umschau zu halten. Da sah er gerade den König, seinen Vater, reiten, der ihn mit seinen Soldaten suchte. Der Prinz erzählte dem König nun alles und zeigte ihm die Höhle Sierkes. Der erzürnte König ließ sofort die Wohnung mit allen, die darin waren, zusammenschießen, und als Sierke nach einiger Zeit zurückkehrte, fand er nur Trümmer und Tote. Er mußte sich eine neue Wohnung anlegen; die hat bisher noch niemand finden können, und es geht die Sage, wenn sie einst gefunden wird, dann ist das Ende der Welt gekommen. — Zu Wächtern hat Sierke nie mehr Frauen genommen.

Noch einiges vom Räuber Sierke.

Andere Sagen vom Räuber Sierke erzählen, daß er die Gabe hatte, sich unsichtbar zu machen, ja, daß er auch als Werwolf ging. Auch heißt es, daß er in der Bartensteiner Forst hauste. — Dieses Stückchen erzählt man noch von ihm:

Als einmal ein Jude durch die Heide kam und sich von seiner Wanderung ausruhte, hat Sierke ihm den Mund voll Teer geschmiert. Als der Jude mit der Zunge lispelte, hat Sierke ihm noch mehr gegeben. Sierke wurde deswegen vor Gericht gebracht, und er sagte, er hätte geglaubt, daß es dem Juden nach mehr geschmeckt hätte. Der Räuber aber wurde zum Tode verurteilt, und all sein Tun hatte ein Ende. — So berichtet diese Sage.

Der Krieg 1870/71.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wußten die Leute noch etwas vom deutsch-französischen Krieg zu erzählen. Jetzt wird das wohl schon vergessen sein.

Kriegsvorzeichen.

Kurz vor dem Kriege 1870 wurden den Menschen Zeichen gegeben. Viele haben dazumal deutlich Feuer am Himmel gesehen; und hinter Königsberg ist ein Leichenstein vom Himmel gefallen.

Prinz Friedrich Karl als Schweinetreiber.

Der Prinz Friedrich Karl war so'n treuer Krieger. Er spionierte viel herum. Aber einmal ist's ihm doch schlecht bekommen; da wär er beinah gefangen genommen. Er ging nämlich als Schweinetreiber rum; er kauft' die Schwein' und verkauft' sie wieder. Wie er einmal so handelt', riß ihm der Wind den Mantel von der Brust. Da war gleich zu sehen, was er war; Und da muß' er flüchtig werden. Einige behaupten, er soll in Königsberg oder in Danzig oder in Rußland gewesen sein; — aber es war in Frankreich, damals vor dem Krieg 1870.

Kaiser Wilhelm I. im Kriege.

Als der französische Krieg war, hat der alte Kaiser nach den Schlachten immer traurig dagestanden und sich die großen Löcher angesehen, in welche die Toten gelegt wurden. Ihm sind die Tränen in die Augen gekommen, und er hat gesagt: „Es tut mir leid, daß meine armen Kinder so hin mußten.“ In jener Zeit hat er alles mit den Soldaten geteilt, auch das Brot, wenn die Versorgung zuletzt knapp wurde. Sie haben gesehen, wie er dann neben seinem Schimmel stand und Brot aß. Die Krone hat er in jener Zeit nicht getragen; die verspart' er sich zu Großem: und wenn er sie in den Schlachten getragen hätt', dann wär' es nicht gut geworden, denn, so sagen doch alle Leut', es wird immer am meisten nach dem Höchsten geschossen.

Der Kronprinz Friedrich 1870-71.

Ja, der Kaiser Friedrich! — als der im Krieg anno 1870 noch Kronprinz war, klettert' er über die Mauer von Paris und besah sich alles, weil doch die Stadt nicht zerstört werden sollte. Der alte Kaiser hatte das angeordnet. Die Leut' meinen, er hat das getan, weil dort ein silberner Turm ist.

Der Weltkrieg.

Der Blutregen im Jahre 1914.

So kurz um den Johanniabend 1914 sahen die Leute in der Nacht überm Lindenberger Hof eine ganz hellweiße, große Sonne. Die drehte sich wie ein Wagenrad ganz langsam weiter. Aber die Sonne war es nicht, die war schon untergegangen, und es war schon lang um Mitternacht. Der Mond war auch groß zu sehen. Auf einmal blieb die blanke Sonnchen stehen und platzte auf, daß die Funken nach allen Seiten stoben. Und ein Weilchen drauf fiel aus dem Himmel Blut und Feuer, immer so ganz sachtchen auf Lindenberg runter, wie Regentropfen und große Klunkern; und das dauerte nicht lange, da war alles wie-

der verschwunden, als wenn nichts gewesen wäre. Die Leute erschreckten sich alle, die das sahen, aber keiner wußte damals, was das sollte zu bedeuten haben.

Die drei Hähne in der Jurgaitschen Kirche.

In Jurgaitschen gehen viele Leute frühmorgens in die Kirche ein bißchen beten. Im Sommer 1914 hatte der Glöckner einmal vergessen, zeitig aufzustehen, und die Kirchentüre war noch nicht aufgeschlossen. Wie schon ein paar Leute da waren, und weil sie nicht draußen warten wollten, mußte einer nach dem Glöckner gehen. Der Glöckner kam auch gleich und schloß vor allen die Tür auf. Die Leute drängten sich schnell in die Kirche hinein, und jeder wollte seinen Platz aufsuchen. Als sie aber nach dem Altar hinsahen, da erschraken alle, und ihnen wurde gleich ganz kalt bei dem, was sie sahen: Vor dem Altar stand ein Mann, den keiner kannte; und sie sahen gleich, daß der nicht von hier war. Seine Kleider waren wie Erde und seine Mütze spitz wie ein Zuckerhut. Keiner konnte sich denken, wie der in die verschlossene Kirche reingekommen war. Unter den Armen hatte er drei Hähne. Einer war rot wie Blut, einer war pechschwarz wie ein Tuch, der dritte war fahl wie Erde. Der mit den Hähnen stand steif wie ein Prickel. Er rührte sich nicht ein bißchen und sah aber alle an. Und alle Leute waren halb tot. Auf einmal sagte hinten ein Alter: „Unser Herre Gott, unser Herre Gott, unser Herre Gott!“ Grade, wie er das sagte, hob jener die drei Hähne in die Höhe, hielt sie ein Weilchen ganz still und war auf einmal von dem Platz vor dem Altar verschwunden.

Der Graurock von Gumbinnen.

An einem späten Abend kam ein Schaffner in Gumbinnen vom Dienst nach Hause. Wie er gerade an dem Denkmal von Friedrich Wilhelm war, sah er auf dem Steinpflaster vor dem Denkmal etwas stehen, das sah nicht aus wie ein Mensch, aber auch nicht wie ein Tier, und es war bloß so groß wie ein uneingesegneter Junge; aber so einer konnte es auch wieder nicht sein, weil er so alt und verhutzelt aussah, als wenn er ein paar hundert Jahre alt wäre.

Wie der Schaffner erst richtig hinsah, fiel ihm auf, daß das kleine Mannchen so einen ganz großen langen Schatten hatte, der noch über das Denkmal fiel und noch ein ganzes Ende hinter dem Denkmal auf der Erde lag. Zuerst besah sich der Schaffner den Kerl ein Weilchen. Seine Kleider und sein Leder waren so gries wie verbrannte Asche, und das Gesicht hatte er ganz voll Falten wie ein altes Weib, und die Knochen steckten ihm

ganz aus dem Gesicht. So einen Menschen hatte der Schaffner in seinem Leben noch nicht gesehen. Als er ihn fragte, wozu er da um Mitternacht herumstehe, sagte der Kleine: „Ich wohne hier, und ich weiß was!“ „Na, wenn du was weißt, dann sag man schnell!“ sagte der Schaffner. Aber der Kleine sagte: „Frag mich man zuerst.“ Und der Schaffner fragte ihn dann auch gleich noch einmal, was er eigentlich wolle, und da sagte er: „Der Nikolaus wird runterfallen, auch der Wilhelm muß runter!“ Der Schaffner sah schnell nach dem Friedrich-Wilhelm-Denkmal, aber das rührte sich nicht, und da lachte er den kleinen, verdrehten Kerl aus und ging weiter. Und wie er so ein Endchen fort war, hörte er jenen ihm noch nachschreien: „Und er muß doch runter!“ — Der Schaffner sah sich noch einmal um, aber da war der Kerl schon weg, und das Denkmal stand, wie es immer gestanden hatte.

Ein Nachtwächter pfeift dreizehn.

Es war im Jahre 1913 in der Gegend von Memel. Als da einmal ein Nachtwächter in der Nacht die Mitternachtsstunde auspuff, trat aus dem Schatten ein kleines Männchen zu ihm und bat: „Pfeif doch dreizehn!“ — Der Nachtwächter lachte und sagte: „Das gibt es doch garnicht!“ Da verschwand das Männchen. In der nächsten Nacht kam es wieder und bat ihn diesmal viel eindringlicher: „Pfeif doch dreizehn!“ Der Wächter wies es wieder ab. Aber die Sache kam ihm doch merkwürdig vor, und er ging am nächsten Morgen zum Amtsvorsteher und erzählte ihm alles. Der riet ihm: „Wenn das Männchen wiederkommt, dann pfeif ruhig einmal dreizehn.“ — In der dritten Nacht tat es der Nachtwächter wirklich. Da sah er drei Särge vor sich stehen. Einer war voll Blut, einer voll Wasser, und der dritte war leer. Und das war eine Voraussagung des Krieges. In dem ersten Sarge, da war das viele Blut, das fließen sollte. In dem zweiten waren die Tränen, und der dritte Sarg bedeutete das arme, leere Ostpreußenland, das die Russen ausplündern würden.

Der Tod des Kriegers.

In Lindendorf wohnte eine Frau, die hatte zwei Söhne. Als 1914 der Krieg ausbrach, mußten beide ins Feld. Die Frau hatte in ihrer Wohnung eine alte Uhr ohne Uhrwerk. Einmal an einem Tage, da fing die Uhr an zu schlagen. Als die Frau in die Uhr hineinsah, da lag ein Blumenstrauß und ein Kranz darin. Einige Tage später erhielt die Frau die Nachricht, daß der eine Sohn gerade um dieselbe Zeit gefallen war, als die alte Uhr geschlagen hatte.

Hindenburg.

Das graue Heer.

Als der Feldmarschall von Hindenburg in Neudeck gestorben war und ein paar Tage später nachts in das Tannenbergdenkmal überführt wurde, da sind in den Wolken die grauen Soldaten des Weltkrieges zu sehen gewesen, die ihrem toten Feldherrn das Geleit bis Tannenberg gaben. Alle, die damals in Tannenberg dabei waren, haben es mit eigenen Augen gesehen, und viele andere auch. In ganz Ostpreußen ist das graue Heer klar und deutlich zu sehen gewesen.

Hindenburgs treuer Hund.

Dem ohle Feldmarschall sien Hund, de foalgd ook dem Sarg. He rennd glik hinderher. Oawer de Hund ging so wunderlich, so als wenn he sienem Herre ömm Lewe begleit'. Ömmer moakd he sienem Herre Platz, wenn de Zug e bätke andersch önnbog. Onn de Hund kickd ook ömmer öascht noach hoch. So, als wenn he op e Wink vonnem Herre wacht'. Onn am Graff, da stund dat Dör solang sienem Herre bie Foot, bät de Bered vom Pfarre to End wöa. Denn ging de Hund mött sienem Herre weg. Ömmer wieder weg, ganz weg. Öascht langsoamkes, denn ömmer rascher onn rascher. Ömmer noa dott to, wo dat graue Heer hentoog. Onn wie de Hund wedderköm, heft he nich mehr noa boawe gesöhne, da heft he bloß ömmer de Näs opper Erd gehatt onn heft gesoacht onn gesoacht.

Der Mensch, seine geheimnisvollen Kräfte und übernatürlichen Fähigkeiten.

Die Seele.

Die Seele als weiße Maus.

Eine Sage aus dem Süden Ostpreußens erzählt von zwei Freunden, die über Land wanderten. Einmal legten sie sich in einem Wäldchen mittags schlafen. Als sie eine Weile geschlafen hatten, erwachte der eine und sah, wie seinem Freunde eine weiße Maus aus dem Mund sprang und unter einen nahen Busch lief, wo sie verschwand. Da weckte er seinen Freund und fragte ihn, ob er etwas geträumt hatte. Er antwortete, er habe geträumt, daß unter dem Busch ein großer Schatz liege. Sein Freund erzählte ihm, was er gesehen hatte, und dann machten sie sich an den Busch. Weil sie keinen Spaten hatten, rissen sie den Busch mit beiden Händen aus dem Waldboden, und in dem Loche fanden sie einen alten eisernen Topf voll Gold, Silber und Edelsteinen.

Die verklärten Seelen.

In dem Kriege, den der Orden 1279 mit den Litauern führte, hatten diese zwei Brüder gefangen, welche sie dem Feuertode opferten. Als nun aber die Körper von den Flammen schon verzehrt waren, da teilte sich das Feuer mit einem Male, und die Seele des einen, der an ein Roß gebunden, stieg zu aller Entsetzen in der Gestalt einer wunderholden Jungfrau, die des andern, der in einem gespaltenen und dann angezündeten Baum geklemmt war, als weißes Vögelein zum Himmel empor.

Die Mar.

Das Alpdrücken.

Der alte Großvater der Schülerin Hildegard Kongehl aus Sensburg erzählte seinem Enkelkind folgendes: Wenn ich mich abends zu Bett legte und im ersten Schlaf war, bedrückte mich etwas, und Arme und Beine wurden mir so schwer wie Blei.

Ich wollte schreien, aber ich konnte es nicht. Wenn ich dann richtig wach wurde, war alles verschwunden.

Dasselbe haben schon viele erlebt, und sie erzählten auch, daß sie dann kein Glied bewegen könnten, obwohl sie wie wach dalägen. Gelingen es aber, auch nur den kleinen Finger oder die große Zehe zu rühren, dann sei der Bann auf einmal gebrochen. Dieses Erstarren ist immer mit großer Atemnot verbunden. Die Befallenen meinen ersticken zu müssen, und andere hören das mühsame und angstvolle Stöhnen und Schreien des Unglücklichen. Die Ursache des Alpdrucks ist die Mar, seltener auch d e r Mar genannt, in Masuren smorra. Die Maren sind Menschen, meist Frauen und Mädchen, die gegen ihren Willen nachts andere Menschen, auch Vieh, Vögel, ja Bäume drücken gehen, Wasser durchschwimmen, sich in Flammen stürzen, mit bloßen Händen Dornen ausreißen müssen. Im Oberland heißt es, daß die, die als Maren gehen müssen, zusammengewachsene Augenbrauen haben. Manchmal wissen sie garnichts von ihrem Schicksal, aber oft hat man solche Unglückliche auch schon einander ihr Leid klagen hören und wie große Anstrengungen sie zu bestehen hätten.

Eigentlich ist es die Seele der betreffenden Menschen, die auf die nächtliche Wanderung geht, manchmal wird das auch ausdrücklich gesagt. Aber öfter wird es doch so erzählt, als ob eben der ganze unglückliche Mensch drücken geht, der sich dabei unsichtbar macht, oder in allerlei Verwandlungen einhergeht.

Den Menschen, die Mare sind, ist dieses oft von pflichtvergessenen oder bösen Paten in der Taufe angewünscht worden.

Paten machen das Kind zur Mar.

Paten können den Täufling zu einer Mar machen, wenn sie bei der Taufe folgendes Sprüchlein sagen:

Ich zieh mein Hemdchen links an
Mein Pate soll ein Mar sein.

Ein Bauer hatte für sein neugeborenes Kind zwei Paten genommen, die er für gute Freunde hielt. Sie waren ihm aber nicht gut gesonnen und wollten dem Patenkinde etwas antun. So besprachen sie sich leise: „Wat sull et ware, e Moake (Mar), e Boake (Bär, d. h. starker Haarwuchs auf dem ganzen Körper) oder e Lattekruperke (Lattenkriecher, d. h. Mondsüchtiger)?“ Der Vater, der den Wagen mit den Paten selber fuhr, hörte das, wendete um und holte andere Paten.

Wenn die Paten bei der Taufe falsche Namen angeben oder auf die Frage des Geistlichen nicht mit „Ja“ antworten, sondern

„Ma“ sagen, muß das Kind später eine Mar werden. Schon wenn sie bei der Taufe nur an die Mar denken, kann das Kind dadurch zur Mar werden. Eine Hebamme hat einmal in der Taufe ein Kind als Mar verwünscht, weil sie nicht genug Patengeld bekommen hatte.

Ein kleines Kind, das zur Taufe gefahren wird, darf vor der Taufe nicht von einem Arm auf den andern gebettet werden, weil es sonst eine Mar werden muß. Töchter von Maren pflegen auch oft wieder Maren zu werden.

Auch soll man ein Kind, das an einem Sonntag geboren ist, nicht an einem Sonntag taufen lassen, weil es dann eine Mar werden muß. Zu einer Mar wird später auch ein Mädchen, das nach dem Entwöhnen aus Mitleid wieder an die Brust genommen wurde.

Drei Töchter sind Maren.

1. Zu einem Bauern in Dombrowken kam in alter Zeit eine unbekante Frau betteln; sie wurde bewirtet und blieb auch zur Nacht. Sie schlief in demselben Zimmer, in dem auch die drei Töchter des Bauern schliefen; die waren aber Maren. Die eine mußte zu den Vögeln, die andere zu Pferden und die dritte zu den Menschen gehen. — Abends legten sich alle im Bauernhause zu Bett und schliefen ein. Als aber die Uhr 12 schlug, standen die Mädchen auf und redeten untereinander, darüber erwachte auch die Bettlerfrau und hörte, was die Mädchen von dem Umgehen in der Nacht sprachen. „Ich habe es so schwer bei den Vögeln,“ sagte die erste, dagegen sprach die andere: „Und bei den Pferden habe ich es noch schwerer“. „Aber bei den Menschen habe ich es am allerschwersten,“ sagte die dritte, und dann verschwanden sie. Die Bettlerfrau erzählte dem Bauern dann am Morgen, daß seine Töchter Maren seien, was der Bauer schon längst wußte und bedauerte, daß er nichts dagegen machen könnte. Da gab die Frau dem Bauern den Rat, die Mädchen noch einmal taufen und ihnen einen neuen Namen geben zu lassen, dann würden sie nicht mehr umherirren brauchen. Der Bauer tat alles nach dem Rat der Frau und erlöste dadurch seine Töchter. Die Frau aber behielt er zum Dank dafür bis zu ihrem Tode bei sich.

2. Ein anderer Bauer hatte auch drei Töchter, welche alle drei als Maren gehen mußten; die eine mußte die Dornbüsche im Wald drücken, die zweite das Wasser, die dritte die Pferde. Der Vater wußte es aber nicht. In einer Nacht, als sie von ihrer Wanderung nach dem Heuboden, wo sie zusammenschliefen, zurückgekommen waren, klagten sie einander ihre Not. Die eine war von den Dornen zerstoehen, die andere von den Weller

des Wassers zerpeitscht, die dritte von den Hufen der Pferde zerschlagen. Der Vater hörte die Unterredung an und kam nun erst hinter das Geheimnis. Sie waren aber ganz unschuldig dazu gekommen, daß sie alle als Maren gehen mußten, denn ihre Paten hatten während ihrer Taufe daran gedacht. Sogleich nahm der Vater andere Paten und ließ die drei Töchter umtaufen. Nun waren sie von der Umwandlung in Maren frei.

Die Mar als viereckiger Klotz.

Ein Einwohner aus Liebwalde erzählt: Ich ging nachts nach Hause, da kullerte mir ein viereckiger Klotz entgegen. Ich griff ihn auf und setzte ihn hin. Der Klotz blieb liegen, bis seine Zeit rum war. Er soll der Geist eines Mädchens gewesen sein, das böse Menschen als Paten hatte, die es als Mar ver wünschten.

Die Mar auf dem Sieb.

Die Mar liebt es, auf einem Siebe sitzend, auf Wegen und Feldern umherzureiten. Da hat mal einer eine Mar getroffen; es schnurrte ordentlich auf der Erde, und die Mar sang mit heller Stimme, während sie ritt: „Ach Gott, verlaß mich nicht!“ und „Nun danket alle Gott!“ — Die muß sich doch so unglücklich gefühlt haben.

Die Mar als Reifen.

Auf einem Dorfe unfern Marienwerder hörte einmal eine Frau des Nachts vor ihrem Hause ein geistliches Lied mit heller Stimme singen, und als sie hinaustrat, um sich zu überzeugen, wer dort wäre, kamen die Töne von einem Tonnenreif, der mit unglaublicher Geschwindigkeit vor ihrer Türe im Kreise herum lief. Sie eilte herbei, um ihn zu erhaschen; er aber lief so schnell fort, daß er ihr bald aus den Augen war.

Die Mar kommt oft auch in Gestalt einer Katze oder eines Hundes und ist unsichtbar, wenn sie sich auf einen Menschen legt; aber der Unglückliche fühlt, wie sie die Pfoten um ihn legt, und die Atemnot kann dann daher kommen, daß die Mar ihm ihre Zunge in den Mund steckt oder ihm seine Zunge heraus saugt. Sobald der von einer Mar Geplagte sich rühren kann, soll er über die Bettdecke greifen und festhalten, was er in die Hand bekommt. Er kann da — in ganz unscheinbarer Gestalt — die Mar zu packen bekommen, die sich dann, gleich oder am Morgen, in den Menschen verwandeln muß, der sie ist.

Mar als Perücke.

In Gr. Arnsdorf gelang es mal einem Mann, die Mar zu greifen; als er sie dann besah, hatt' er ne Paruck in der Hand; so rasch hatte sie sich verwandelt.

Die Mar als Strohalm.

Ein Schlossergesell aus Königsberg schläft eines Nachts in der Werkstube und wird von der Mar entsetzlich gedrückt. Er behält aber soviel Besinnung, daß er noch schnell um sich greift und etwas fest packt. Er hatte in der Angst einen Strohalm erfaßt, der sich in seinem Bette fand, und diesen hielt er nun mit aller Kraft, bis die Mar nachgelassen hatte. Darauf stand er auf, und um den Strohalm nicht loszulassen, zwängte er ihn in seinen Schraubstock fest. Am andern Tage stand ein nacktes Frauenzimmer statt des Strohhalmes da, und ihr kleiner Finger war in den Schraubstock geklemmt.

Mar als bleierne Nähadel.

Auch hat man beim Alpdücken eine bleierne Nähadel auf dem Zudeck gefunden, die muß man zusammenbiegen und die Spitze durch das Ör stecken. Morgens wird man dann eine alte Frau vor dem Bette liegen finden, ebenso in einen Ring zusammengebogen. Ihr kann nicht mehr geholfen werden.

Die Mar erhängt.

In einem Insthaus schlief auf dem Boden ein Hütejunge. In der Nacht kniff ihn etwas an die Zehen. Er wurde ärgerlich, stand auf und hing einen Bindfaden an den Nagel. Er wünschte dabei, daß sich einer im Dorf aufhängen solle. Als er am Morgen aufwachte, läuteten die Glocken, und einer aus dem Dorfe hatte sich aufgehängt.

Die getötete Mar.

Ein Tischler, der von der Mar gedrückt wurde, faßte sie, rang mit ihr, tötete sie durch einen Schlag mit dem Hammer und warf sie auf den Misthaufen. Am folgenden Morgen fand man hier einen menschlichen Leichnam mit der Wunde von dem Hammerschlage. Dergleichen ist öfter geschehen. Meistens erfuhr man dann auch bald, daß in der Umgegend, vielleicht einige Meilen von dem Ort, wo die Mar getötet war, ein Mensch verschwunden sei und fand bei weiterer Nachforschung, daß die vorgefundene Leiche der Verschwundene sei.

Eine Mar verbrannt.

Ein Bauer behielt einmal nach einem heftigen Kampf mit der Mar einen Strohalm in der Faust. Voller Wut steckte er ihn in den Herd. Im Herd glühte noch der Torfziegel, der das Feuer die ganze Nacht hindurch bis zum andern Morgen halten sollte. Der Strohalm flammte auf, der Mann schlug die Herdtür zu. Da hörte er Jammern und Stöhnen. Seit der Zeit war ein Mädchen aus der Nachbarschaft verschwunden, und keiner wußte, wo es geblieben war.

Die Mar als Katze gefangen.

In einem Dorfe unfern Riesenburg war ein junges Mädchen, welches sich, ohne daß es selbst etwas davon ahnte, nächtlich in eine schwarze Katze verwandelte. Nur war es ihr am Morgen immer gewesen, als hätte sie einen sehr bösen Traum gehabt; dabei fühlte sie sehr große Ermattung, und täglich schwand ihr die Farbe der Gesundheit von ihren Wangen. In jener Verwandlung aber mußte sie zu einem jungen Burschen, ihrem Verlobten, und dießen die ganze Nacht zerkratzen und sonst peinigen. Einst glückte es ihm aber, sie zu ergreifen, worauf er sie in einen Sack steckte und diesen zuband. Aber wie groß war seine Überraschung, als er am Morgen in dem Sacke statt einer Katze ein unbekleidetes Mädchen fand und in diesem seine Braut erkannte. Da wandte er sich an den Pfarrer des Orts, erzählte, was sich zugetragen, und dem Pfarrer glückte es denn auch, die Nachtwandlerin von ihrem Übel zu heilen.

Eine Mar als Birne gegessen.

Einst hatte ein Knecht am Abend das Vieh abgefüttert und sich schlafen gelegt. In der Nacht wachte er auf, konnte sich aber nicht bewegen, da es wie Zentnerlast auf ihm lag. Er mühte und quälte sich vergebens. Erst gegen Morgen verließ ihn der Spuk. Am nächsten Abend stellte er eine brennende Laterne neben sein Bett. Er wollte doch seinen Quälgeist sehen. Kaum hatte die Wanduhr 11 geschlagen, da kroch es von seinen Füßen herauf. Schon waren diese wie gelähmt, da schlug er mit der rechten Hand noch schnell ein Kreuz. In demselben Augenblick sah er auf seinem Bett eine Birne liegen, die eben fortrollen wollte, griff nach ihr und aß sie auf. Sogleich spürte er furchtbare Schmerzen im Magen, Fieber stellte sich ein, und monatelang lag der Knecht auf den Tod krank. Er wurde wohl wieder gesund, blieb aber doch kränklich und konnte keine schweren Arbeiten mehr verrichten.

Eine Mar geheiratet.

1. Ön Knecht, de wurd ook alle Nacht vom Mar gedröckt. He hadd deswegen keinmoal utgeschloape. Da verteld he dat dem junge Bure. De gloowd em dat nich. Da tuuschde de beide mötta Schloapkoama. De Bur woakd de ganz Nacht. Op enmoal, da sitt he doch wat dorchet Astloach anna Där krupe. He moakt de Ooge to, on stellt söck, als wenna fest schläpt. Röchtig liggt em e groot witt Katt oppa Brost. He hölt se fast on spräkt dat Vaterunser. Da steiht op enmoal e hübschet, junget Mäke va em. He kennt se oawe nich. Heimlich vastoppt he dat Astloach. Jahrelang blöw dat junge Mäke öm Deenst on läwd tofräd on wöa glücklich. Noa Jahre da fried de jung Bua dat junge Mäke. Se läwde sehr glücklich tosamme. Mötta Tied köme ook dree Kindakes an. Et göw keine tofrädenere Ehlied wie dat junge Paa. Eene Oawend froagd de jung Mann sien Wiew: „Sägg emoal, wär böst du eegentlich, on wo stammst du hää?“ De jung Fru lacht: „Dat mottst du je doach bäter weete, wo eck hää gekoame sie!“ De jung Mann zeigd ähr mött Lache dat Astloach, wo noach ömma vastoappt wöa. Am andre Moarge wöa dat Astloach oape. — De jung Mann wöa mött siene Kindakes alleen. De jung Fru oawa wöa on blöw vaschwunge.

2. Eine andere Sage erzählt dasselbe, und daß das junge Mädchen nichts von seinem Stand und Namen und seiner Herkunft gewußt habe. Der Bauer heiratete das Mädchen, und sie hatten wohlgeratene Kinder. Nur eine Untugend hatten sie, überall „herumzupulen“. So entdeckten sie eines Tages auch den in die Tür geschlagenen Bolzen und pulten ihn heraus. Als die Mutter das sah, wurde sie von einer großen Unruhe befallen, und nachts verschwand sie durch das Astloch, durch das sie einst hereingekommen war. Nie ist sie zu Mann und Kindern zurückgekehrt.

Der Bauer in den beiden Sagen hatte das Astloch, durch das die Mar hereingekommen war, verstopft; weil die Mar aber, wie sonst die Geister, da, wo sie hereingekommen ist, auch wieder ihren Weg hinaus nehmen muß, so war sie gefangen, als sie den Eingang verstopft fand. So kann man sich durch Verstopfen der Löcher, Ritzen und Schlüssellocher des Schlafraumes auch gegen das Eindringen der Mar wehren, denn durch kleine, unverstopfte Öffnungen pflegt sie immer hereinzukommen. — Außerdem gibt es noch manche andere Mittel, sich des Nachts die Mar fernzuhalten, so soll man ein Schwingblatt (das Brett, auf welchem der Flachs geklopft wird) ans Kopfende des Bettes stecken.

Mar ruft einen Handwerksburschen.

Jedenfalls darf man nicht so unvorsichtig sein, wie jener Handwerksgehilfe, der auch jede Nacht von der Mar gedrückt wurde. Als er jedoch zu einem andern Meister zog, blieb er eine Zeit lang verschont. Da hörte er eines Nachts seinen Namen „Karl“ laut rufen. Er antwortete „Ja“ und gleich darauf begann ihn der Mar aufs neue zu drücken. Wäre er still gewesen, so hätte ihn der Mar nicht gefunden. Überhaupt muß man in der Nacht erst auf den dritten Ruf antworten.

Ein falsches Abwehrmittel brachte einem andern Verderben. Diesem Mann wurde geraten, gegen den Alp sich eine Hechel auf den Magen zu legen. Die Mar kehrte die Hechel aber um und drückte sie ihm mit den Spitzen in den Leib.

Gut ist es, vor die Schlüssellöcher, wenn sie nicht verstopft werden, Handtücher zu hängen oder Schüsseln mit Wasser vor die Türen oder vor das Bett zu stellen. Auch soll man die Schuhe so vors Bett stellen, daß die Spitzen vom Bette abgekehrt sind.

Die abgewehrte Mar.

1. Eine alte Arbeiterfrau erzählte: Die Mar drückte auch meinen Fritz immer so sehr. Wenn ich bloß wüßte, wer das war. Sie soll ja eine Frau oder ein Mädchen sein. Die Mar ging ihm bis Königsberg nach, als er auf ein paar Monate bis dorthin zu meiner Schwester reiste. Auch in Königsberg stöhnte und jammerte er sehr in der Nacht. Da rief meine Schwester, die in demselben Zimmer schlief: „Fritz, Fritz!“ Sie schrieb mir einen Brief, ob ich nicht daran Schuld hätte. Vielleicht bei seiner Geburt? Aber ich habe doch nicht geflucht, als er geboren wurde. Ich weiß von nichts. Als er noch beim Bauern S. hier im Dorfe diente, stellte die Frau S. jeden Abend eine große Wanne und ein paar Eimer voll Wasser an sein Bett. Da konnte die Mar an sein Lager nicht heran. Und ich sagte ihm: „Stelle zur Nacht deine Klumpen verkehrt an dein Bett!“ Das half, denn nun konnte die Mar nicht an das Bett gehen. Sie konnte doch nicht in die Klumpen hineintreten, weil sie verkehrt standen. Als er jedoch eines Abends vergaß, die Klumpen verkehrt hinzustellen, da kam sie sofort wieder und drückte und quälte ihn.

2. Es wird auch gesagt, daß man sich auf den Bauch legen soll; wenn dann die smorra kommt und küßt und merkt, daß sie nicht das Gesicht küßt, wird sie ärgerlich und geht davon.

Die Mar wegwünschen.

1. Es hilft manchmal, die Mar wegzuwünschen, wenn sie einen bedrückt. Eine Frau erzählte von ihrem Vater, daß der als kleines Kind von der Mar geplagt wurde. Einst in einer Nacht wurde es so schlimm, daß sein Vater glaubte, des Kindes letzte Stunde sei gekommen. Das Kind jammerte und stöhnte. Da sprang der Vater hinzu und faßte über des Kindes Brust in die Luft. Er glaubte etwas in der Hand zu halten, schlug darauf ein, schüttelte es und schrie: „Laß mir das Kind in Ruhe; suche das Weite wo du niemand schaden kannst und mache dich nicht mehr bemerkbar!“ Von da ab hatte das Kind Ruhe.

2. Um die Mar fortzuscheuchen gibt es den Vers:

Mar, Mar,
zähl' dem Hund die Haar.
Zähl' den Sand am Meer,
und komm morgen her!

Einladen der Mar.

1. Will man wissen, wer die Mar ist, so muß man, wenn man gerade etwas Luft bekommt, während sie einen plagt, sie zum Frühstück oder Mittag oder Abendbrot einladen. — Eine Frau erzählte, daß ihr Großvater viel unter der Mar zu leiden gehabt hatte. In einer Nacht, als sie ihn gewaltig plagte, rief er ihr zu: „Geh fort von mir und komm morgen zum Mittag zu mir; vergiß aber den Löffel nicht.“ Am nächsten Tage, als die Familie beim Mittagessen am Tische saß, öffnete sich plötzlich die Türe und herein trat eine bekannte Frau aus dem Dorfe. Sie setzte sich zu den anderen an den Tisch, ihren Löffel hatte sie mitgebracht. Und hatte man es bisher nur vermutet, so wußte man es nun bestimmt, daß es die Mar gewesen sei.

2. In Hohenstein lädt man die Mar auch zum Frühstück ein. Kommt die betreffende Person dann, so stellt man den Besen verkehrt in die Ecke und verhindert sie dadurch am Fortgehen. Wenn die so Gefangene nun bittet, man möge sie hinauslassen, dann nimmt man den Besen und walkt sie tüchtig durch. Sie kommt dann nicht wieder.

3. In Kl. Reußen konnte ein von der smorra Überfallener dieser auch nachrufen: „Komm morgen und bring den Löffel mit.“ Am andern Morgen kam wirklich eine Frau, und man stellte sie zur Rede. Die Frau entschuldigte sich sehr und sagte, sie könne nichts dafür.

4. Etwas anders wird es in Osterode erzählt. Man muß der Mar nachrufen:

Komm morgen zum Frühstück,
Bring aber Messer und Gabel mit!

Wenn dann am nächsten Morgen die Frau kommt, dann braucht man nur von der Mar zu sprechen, so verschwindet sie gleich und kommt nie mehr wieder.

Mar im Pferdestall.

Im Pferdestall ist das Treiben der Maren daran zu erkennen, daß den Tieren die Mähnenhaare zusammengeflochten sind; und die Pferde stehen morgens oft ganz ermattet und schweißbedeckt da. Um die Maren vom Pferdestall fernzuhalten, soll man, wie in der Gegend von Schwirgstein im Kreis Osterode gesagt wird, eine Axt auf die Schwelle legen.

Der Blutfleck.

Ein Knecht schlief in einer Kammer neben dem Pferdestall. Während der Nacht hörte er bei den Pferden etwas rabasteln. Er ging in den Pferdestall und schlug mit einer Schaufel gegen die Wand. Am nächsten Morgen war ein Blutfleck an der Wand.

Mar als Birne im Pferdestall.

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei schöne Pferde, und jeden Morgen waren den Pferden die Haare an den Mähnen zusammengeflochten. Da sagte der Bauer zum Knecht, daß er in der Nacht aufpassen solle, und wenn ein Pferd aufstöhnen würde, dann solle er ihm dreimal vom Kopf bis zum Schwanz über Hals und Rücken streichen, und was er dann in der Hand halten würde, festhalten bis zum Morgen. Der Knecht tat wie ihm der Herr befohlen hatte, und als er dem Pferd dreimal über den Rücken gestrichen hatte, hatte er eine schöne große Birne in der Hand. Da sie ihm gefiel, aß er sie auf und warf den Stengel auf die Erde. Dann legte er sich hin und schlief ein. Als er am Morgen erwachte, war der Stengel ein Menschenfuß, und wie nun der Bauer kam und fragte, was geschehen wäre, erzählte der Knecht ihm alles. Da sagte der Bauer: „Du

dummer Junge, was hast du gemacht? Du hast ja die Nachbarfrau aufgeessen.“ — Seit der Zeit war nichts mehr.

Gegen die Marenzöpfe.

In der Osteroder Gegend wird erzählt, wenn eine Mar den Pferden Zöpfe geflochten habe, so brauche man nur die Nase auszuschnauben, dann lösten sich die Zöpfe von selbst.

Mien Arm, mien Arm.

Nach andern ist es gerade verkehrt, die von den Maren geflochtenen Zöpfe irgendwie zu öffnen und zu säubern, weil die smorra dann immer wieder kommen und die Zöpfe von neuem flechten würde. Vielmehr soll man in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag um 12 Uhr zwei Steine von jenseits der Grenze holen und die geflochtenen Haare damit abreiben, danach die Steine wieder zurückbringen, oder auch Haare und Steine auf die Grenze bringen. — Als ein Bauernsohn einen solchen Marenzopf zerklopfte, hörte er auf dem Nachbarhofe einen Schrei: „Mien Arm, mien Arm!“ Dem Knecht des Nachbarn war der Arm zerbrochen. Nun war es heraus, wer die Mar gewesen war.

Der Knecht als Mar im Pferdestall.

Vor etwa 5 Jahren erzählte ein alter Bauer aus dem Kreis Osterode: Eines Nachts, ich liege gerade im Halbschlaf, da kommt die Mar zu mir. Ich lag gerade auf der Seite, da wollte sie mich mit Gewalt herumreißen, doch da ihr das nicht gelang, ließ sie mich in Ruhe. Plötzlich hörte ich aus dem Stall Stampfen und Stöhnen. Als ich am nächsten Morgen in den Stall kam, war meine Liese ganz naß von Schweiß und abgehetzt und müde. Die Mähne war verflochten und zerzaust. Das hatte nur die smorra gemacht. Dann war bis zum nächsten Neumond alles ruhig. Eines Morgens fand ich die Liese wieder ganz abgequält und mit Schweiß bedeckt. Da wachte ich die nächste Nacht im Stall. Die Liese war ganz unruhig, mit eins warf sie sich nieder, schlug mit den Beinen und schnaubte. Ich aber nahm die Peitsche und schlug rechts und links auf das Pferd, wo ich nur traf. Die Mar aber konnte ich nicht sehen. Da ließ das Quälen nach und ich ging schlafen. Doch am nächsten Morgen, als ich auf das Feld ging, traf ich den Knecht vom Nachbarn. Er klagte mir, daß er sich so krank fühle, als wären ihm alle Glieder zerschlagen, da wußte ich, dieser Kerl ist die Mar und hat meine Liese so gequält. Als ich ihm aber erzählte, was nachts geschehen war, fing er an zu schluchzen und weinte.

Der böse Blick. Den Tod sehen und vorhersehen. Tote sehen, führen und tragen.

Wie das Mar-sein, so gibt es auch andere Dinge übernatürlicher Art, die manchen Menschen anhaften, und für die sie oft nichts können; ja, bei denen sie sich unglücklich fühlen, so wie die Maren. Allerdings kann man solche unheimlichen Gaben auch durch Fürwitz und Leichtfertigkeit erwerben, wofür ebenfalls viele Beispiele erzählt werden.

Der böse Blick.

1. Ein Gutsbesitzer bekam Besuch von seinem Freund. Er erzählte ihm: „Ich habe ein Nest wilder Enteneier ausbrüten lassen; es sind allerliebste Dingerchen; komm sie sehen.“ Der andere antwortete: „Ich habe nicht gute Augen; die werden alle verderben, wenn ich sie sehe.“ Schließlich ging er aber doch hin und besah die Enten, die nun wirklich bald darauf alle starben.

2. In Leißnersberg is'n alter Mann, der hat sone Augen, daß jedes Stück Vieh oder Schwein, wenn er es zuerst sieht, krank wird. Der Mann weiß das aber nicht. Aber wenn seine Frau Schwein' gekauft hat, und er geht am andern Tag hin und besieht sie: von Stund an fressen sie nich mehr. Zum Glück wohnt aber in Leißnersberg ein anderer alter Mann, der das wieder gut machen kann.

Den Tod sehen.

„Nicht jeder kann den Tod sehen, aber es gibt doch recht viele, die das können. Ich hab Gott sei Dank noch kein Gespenst gesehen, aber von meiner Mutterchen ihrem Bruder der Sohn kann den Tod sehen. Doch wenn er ihn gesehen, kann er nichts darüber sprechen, als daß er ihm die Zäh'n' gezeigt hat.

Der Tod sitzt unterm Holzhaufen.

Eine Frau M. aus Rauschen — sie mag vor etwa 100 Jahren gestorben sein — die konnte den Tod auch sehen. Einmal ging sie durch das Dorf und erzählte, daß der Tod schon lange unter einem Holzhaufen vor der Tür des Wirts B. säße und nur warte, daß jemand die Tür öffne, damit er hineingehen könnte. Die Leute wußten nicht einmal, daß dort ein Kind krank war, des andern Morgens aber, als die Tür geöffnet wurde, starb es.

Der Geisterseher aus dem Heinrichswaldschen.

Der Kölmer H. aus dem Heinrichswaldschen war ein Geisterseher und machte daraus gar kein Geheimnis. Einst ging er mit ein paar Bekannten zusammen. Plötzlich blieb er stehen und sah auf ein Häuschen, das unweit des Weges stand. Was ist da zu sehen? fragte einer. — „Ihrer drei gehen nach dem Häuschen; sie sind klein; da muß ein todkrankes Kind sein, dem gilt der Besuch.“ Alle sahen sich an, dann gingen sie in das Haus, aber der Geisterseher ging nicht mit. In dem Haus war wirklich ein Kind, das mit dem Tode kämpfte.

Tod vorhersehen.

Es ging ein Mann von Gr. Heydekrug nach Margen. Als er in der Nähe des Schloßberges war, folgten ihm zwei Männer und eine Frau bis ins Dorf. Der Mann sah die Männergestalten in ein Haus eintreten und die Frauengestalt in ein anderes. Kurze Zeit darauf erkrankten drei Personen aus diesen Häusern.

Geist macht schiefe Mäuler.

Der Wirt Sch. aus dem Samland hatte einst mit andern Leuten Holz geschlagen und ging in ihrer Gesellschaft nach Hause. Während die andern ruhig auf dem Wege fortmarschierten, machte er auf einmal einen großen Bogen und kam erst spät in den Weg zurück. Hier erzählte er, daß auf der und der Treppe ein Geist gesessen habe, dieser habe die übrigen ruhig ziehen lassen, ihm aber schiefe Mäuler geschnitten, und das habe einen nahen Tod zu bedeuten. Alle lachten über ihn, aber am andern Tage ist wirklich ein naher Bekannter gestorben.

Die erleuchtete Kirche.

In einem Dorfe des Kreises Wehlau wohnte einmal eine Frau, die konnte eines jeden Tod voraussehen. Sollte jemand im Dorfe sterben, dann sah sie die Altarlichte in der Kirche brennen, und danach wußte sie auch bald, in wessen Haus der Tod einziehen würde, denn in solchem Hause wurden in der Nacht, wenn niemand mehr Licht brannte, die Fenster hell. Eines Abends sah sie wieder durch die Kirchenfenster drinnen die Kerzen brennen, und als sie in der Nacht durchs Dorf ging, um zu sehen, wer nun sterben müßte, da sah sie in dem kleinen Hause des Bruders die Fenster hell. Am andern Morgen ging sie zu den Verwandten und fand ihren Liebling, des Bruders ältestes Kind, schwer krank. Sie liebte dieses Kind sehr, und holte noch am selben Tage den Arzt aus der Stadt.

Der machte ein ernstes Gesicht und sagte, das Mädchen wäre sehr krank. In ihrer Angst ging die Frau am Abend zum Pfarrer und bat ihn, er möchte ihr doch die Kirche aufschließen, sie wolle für die Seele des Kindes beten. Der mitleidige Pfarrer wollte sie begleiten und mit ihr beten. Aber sie bat, daß er sie allein gehen lassen möchte. — Sie trat an den Altar und sah die Kerzen hell brennen. Da betete sie, Gott möchte das Kind erhalten und auch die furchtbare Gabe von ihr nehmen, den Tod der andern vor auszusehen. Dann trat sie nahe zum Altar und löschte die Lichter aus; es gelang ihr wirklich. Auch in dem Hause des Bruders war nachher kein helles Licht mehr, und das Mädchen schlief und sah aus wie eine Genesende. Am andern Morgen aber war das Mädchen tot. Das Gebet der Frau hatte es nicht auf der Erde zurückhalten können. Wohl aber brauchte die Frau von da an nicht mehr den Tod der andern vor auszusehen. Erst als sie auf dem Sterbebette lag, hat die Frau von diesen Dingen gesprochen. Ihre Enkelin hat es später weiter erzählt.

Der Küster von Jedwabno.

Eine andere Sage erzählt von dem Küster von Jedwabno, der auch vor dem Tode eines jeden Dorfbewohners die Kirche hell erleuchtet sah. Er hatte durch seine eigene Untreue diese furchtbare Gabe erworben. Als der Küster in Jedwabno nämlich einmal die Glocken läutete, trat ein kleines Männlein vor ihn, das ihn bat, er solle ihm jedesmal etwas von dem Kollektengeld und von dem Abendmahlswein geben, dann werde es ihm eine Gabe verleihen, die vor ihm noch kein anderer Mensch besessen habe. Der Küster beredete sich mit seiner Frau und willigte in den Wunsch des Männleins. Als nach einem Jahr aber das Männlein sein Versprechen noch immer nicht eingelöst hatte, erinnerte der Küster es daran, und als das Männchen sich eine weitere Frist ausbat, verprügelte der Küster es jämmerlich. Als der Kobold den Händen des Küsters entkommen konnte, kletterte er schnell am Glockenseil hoch und schrie von oben herunter, daß er nun zur Strafe, weil der Küster nicht habe warten können, jedesmal, wenn im Dorfe jemand sterben sollte, in der Nacht die Altarkerzen anzünden werde. Aber nur der Küster werde sie sehen können. So geschah es auch. Den Küster machte diese Gabe so verzweifelt, daß er sich eines Tages am Glockentau erhängte.

Wie dieser Mann durch Untreue in seinem Amt, so kommen andere Menschen zu der Gabe des Todsehens, wenn sie durch das Schlüsselloch in eine Stube sehen, in der eine Leiche aufgebahrt liegt.

Der Todseher am Kreuzberg.

En Doodsöhna utem Ilausche (Pr. Eylauer) Kreis mußd ömma öнна Nacht bät anne nächste Kriezweg wandre. Dott blöw he so lang stoahne, bät de Seega twelf schlog. He sull denn ömma dem ganze Liechezug von dem gesöhne hebbe, wo am öaschte starwe mußd.

Den eigenen Tod voraussehen.

Solche Menschen, die den Tod eines andern voraussehen wissen oft auch, wann sie selbst sterben müssen. So jene Frau M. aus Rauschen, von der erzählt wurde, daß sie einmal den Tod unter einem Strauchhaufen hatte sitzen sehen. Sie hat ihren eigenen Tod so gut vorhergewußt, daß sie in jenem Jahre nicht mehr Kartoffeln setzte, sondern den Nachbarn sagte, daß sie die Kartoffelernte nicht mehr erleben würde, sich aber auf ein Gericht Kohl bei ihnen zu Gaste bat. Zwischen der Kohl- und Kartoffelernte desselben Jahres ist sie auch wirklich gestorben.

Ein Sonntagskind sieht Geister.

Der Hirt in Neu Bolitten im Kreise Mohrungen war ein Sonntagskind. Er konnte Geister sehen. Eines Tages klagte er der Gutsherrschaft: „Ich kann nachts nie mehr schlafen. Ein Toter steht immer neben meinem Bett. Ich fragte ihn auch schon, warum er immer zu mir komme, erhielt aber keine Antwort; denn die Toten dürfen nicht reden. Da bemerkte ich schließlich, daß der Tote auf Strümpfen war. Sicher hat ihm ein ruchloser Mensch die Schuhe gestohlen.“ Nun ist in Neu Bolitten ein hundert Jahre altes Grabgewölbe, in dem ein früherer Besitzer beigesetzt ist. Als die schadhafte Tür am Grabgewölbe ausgebessert werden mußte, untersuchte man auch gleich den Sarg. Und richtig — der Tote hatte keine Schuhe an.

Es soll überhaupt so sein: Sonntagskinder, d. h. solche, die am Sonntag geboren und auch an einem Sonntag getauft sind, müssen ihr Leben lang den Tod sehen, besonders neben einer Leiche und beim Begräbnis. Deshalb darf man Kinder, die am Sonntag geboren sind, nicht auch noch an einem Sonntag taufen lassen. Andere sagen wieder, man dürfe solche Kinder nur nicht in derselben Stunde, in der sie geboren sind, an einem andern Sonntag taufen lassen. Aber vielen Menschen ist die unheilvolle Gabe eben auch angeboren.

Hundetränen und Geister sehen.

Die damals fast 90 Jahre alte Losfrau Stilger erzählte vor nun etwa 50 Jahren: Mein erster Mann hörte einmal, daß der Hofhund jedesmal, wenn im Hause einer stirbt, zum Kirchhof gewendet ängstlich heult und dann Tränen in den Augen hat, und jeder, der diese Tränen abwischt und damit seine Augen bereibt, kann Geister sehen. Mein Mann versuchte es und war zeitlebens der unglücklichste Mensch; es hat ihm zuletzt den Tod gebracht. Einß Tages im Winter waren wir in der Stube, und die Tür stand wegen des Rauches etwas offen; da faßte mich mein Mann am Arm und zog mich nach hinten. Er sagte, ich solle still sein und beten, es wäre Besuch da. Fast war eine Stunde vergangen, da sagte mein Mann: Else, es kommt keiner mehr, die Tür kann zugemacht werden. — Es waren Geister dagewesen, große und kleine, die waren zum Ofen gekommen, als wollten sie sich wärmen. Dann waren sie wieder hinausgegangen, um anderen Platz zu machen. Ich hatte keine gesehen. Sei zufrieden, sagte mein Mann, der ist unglücklich, der sieht, was der liebe Gott den meisten verborgen hält.

Wie die Hunde, so sollen auch die Pferde den Tod und die Geister sehen können, und man darf sich deshalb auch nicht mit einer Pferdeträne die Augen auswischen.

Geisterseherin und Hund.

Ein Mädchen aus Paradies (in der heutigen Wochenendsiedlung nordöstlich vom Dorf Kahlberg) ist dadurch zum Geistersehen gekommen, daß sie dem Hund, als er heulte, auf den Schwanz trat und ihm zwischen den Ohren hindurchsah. Da sah sie Geister, die sie dann auch tragen mußte. Ein Pfarrer hat die Geister verbannt.

Der Tote hilft den Sarg zurechtheben.

En Schossee-Arbeider öm Ilausche, de kunn ook dem Dood söhne. Enmoal köm e Liechewoage längs Schossee. De Pörd riesde op (bäumten sich) on wulle nich mea wieda töhne. Dorch dat Opriese wör de Sarg hochkant gekoame. De Männa wulle nu dem Sarg langsoamkes stötte. Da säd de Schossee-Arbeider: „De Pörd söhge dem Dood stoahne, on se riesde deswegen ook bloß op. Nu oawa helpt, ju de Doodje sölwst dem Sarg stötte. Ju dörwe bloß an eena Sied e bät rucke. Anna andre Sied helpt he!“ On röchtig, ohne dat ena anna andre Sied stund, köm de Sarg ganz onheimlich schnell wedda ön sien röchtge Loag.

Die Toten auf der Friedhofsmauer.

Auf der Nehrung lebte ein Mann, der begleitete ungern einen Leichenzug bis zum Friedhof. Es war schon mehrmals geschehen, daß er auf der Kirchhofsmauer oder auf den Bäumen die Geister der Verstorbenen gesehen hatte; die saßen dort und erwarteten den Toten mit großer Freude. Kam ihnen aber jemand aus dem Trauergefolge zu nah, sodaß sie ihn von ihrem Platz aus mit ihren Knochenhänden erreichen konnten, so mußte er bald darauf sterben.

Der Tote folgt seinem Bruder.

„Als mein Onkel Johann gestorben war, gingen mein Vater und ich von Ulpitten zum Begräbnis hin. Es war krats der elfte Mai. Der Onkel war dem Vaterchen sein Bruder gewesen und hat auf sonem Abgebauten von Rotzung gewohnt. Un der Kirchhof war so weit von dem Abgebauten; un es war schon spät. Da sagt' der Vaterchen: „Komm man, wir wollen nehmen un gehen, daß wir nach Ulpitten kommen, un wollen nich mehr aufs Abgebaute mit den andern zurückgehen.“ Aber da war ein Mann, wie der das hört', da beschwor er den Vaterchen, doch man jo nich vom Kirchhof gleich nach Haus' zu gehn, sondern lieber erst aufs Abgebaute zu kommen. Er sagt': „Ich seh immer den Johann neben dir; der läßt nich von dir un begleit' dich auf Schritt un Tritt. Tu das nich un geh gleich nach Haus'; komm erst mit in seine Wohnung, damit du ihn los wirst. Un alle sagten, der Mann kunn den Tod sehn. Da gingen wir noch das große End rum aufs Abgebaute; aber wir traten bloß in die Stub un trunken 'n Schluck Kaffee; dann nahmen wir un gingen nach Haus'.“

Den Tod ins Sterbehaus tragen.

„Es is wahrhaftgen Gott wahr! Die Leut sitzen ganz ruhig zusammen un essen Abendbrot. Mit eins steht einer auf un geht hinaus, denn er hat gehört, wies leise ans Fenster geklopft hat, un er weiß, daß er gemeint is. Er weiß schon Bescheid un kann sich nich dagegen wehren. Da draußen steht der Tod un verlangt, der Mann soll ihn auf den Rücken nehmen un an das Haus tragen, wo er ihm zeigen wird. Un der Mann muß das tun, denn es is schon seine Pflicht von lang her. Aber der Tod muß sehr schwer sein, denn wenn der Mann wiederkommt, is er ganz in Schweiß. Un manchem, der den Tod so weiter tragen muß, reißt das Hemd auf den Schultern entzwei.“

Den Geist des Todgeweihten tragen.

„Ein Jahr vor dem Tod von irgenjemand muß solch Mensch, der den Tod sehen kann, den Geist tragen; wenn die Kirch, zu der der Ort gehört, hinter der Grenz is, muß er den Geist über die Grenz bringen. Aber beim Sterbenden, sobald es aus is, muß solch ein Mensch das Zimmer verlassen, denn der Geist muß ihm wohl die Zähn ausspielen (zeigen). Der Sch. in Barten konnt den Tod sehen und mußd den Geist tragen. Wenn sein Hundchen kääfert', dann wußd er schon Bescheid un ging raus an seine schwere Arbeit.“

Geister tragen.

1. Vor etwa 50 Jahren erzählte ein Schmied: Ich habe noch den Vater des alten Gärtners Franz aus Weedern gekannt. Wie oft hat der alte Mann geseufzt: „Freut euch, ihr könnt ruhig schlafen, ich aber muß hinaus, sobald sich ein Geist bei mir meldet, und den hintragen, wo er will.“ Manche Nacht ist er nach dem Kirchhof gegangen und hat die Seelen dort abgesetzt, die sich bei ihm meldeten. Selten hatte der arme Mann eine frohe Stunde, denn die Todesfälle in der Umgegend waren ihm stets vorher bekannt.

2. In Nikolaiken lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein alter und sehr glaubwürdiger Mann, namens Poppek, der auch sehr darunter zu leiden hatte, daß er nachts Geister auf den Kirchhof tragen mußte.

3. Auch ein Schneidermeister W. in Allenburg mußte Geister tragen. Oft stand er mitten im Kartenspiel auf, nahm seine Mütze und ging ohne Grund hinaus. Dann mußte er Geister tragen. Er wußte stets, wenn das Gewerk eine Leiche bekam, jeder meldete sich bei ihm an, und seine Frau erzählte, daß er dann jedesmal schweißtriefend nach Hause komme.

Den Toten aus dem Wege gehen.

Es sind einmal zwei Männer gegangen. Als sie nahe an den Kirchhof kamen, ist der eine Mann weit in die Felder gelaufen. Sein Freund ist ruhig weiter gegangen. Der Mann aber hat einen langen Umweg gemacht und ist wieder zu seinem Freund gekommen. Da fragte er ihn, warum er denn so war. Da sagte er, daß er viele Tote gesehen habe, und wenn er nicht den weiten Umweg gemacht hätte, hätte er sie alle auf seinem Rücken tragen müssen.

Beim Leichenschmaus nach dem Begräbnis ist der Verstorbene noch im Hause anwesend. Deswegen werden für den

Toten zuweilen auch Speisen hingestellt, und die Leichenhandtücher werden aufgehängt, damit der Tote sich dahinter stellen kann. Er muß dann, wenn er es will, von einem der Anwesenden, der diesen Dienst immer verrichten muß, zum Kirchhof geführt oder getragen werden.

Den toten Mann zum Kirchhof führen.

Ein vierzehnjähriges Mädchen aus Zollerndorf im Kreise Johannisburg erzählte 1929 folgendes, was sie von ihrer Mutter gehört hatte: Als in Seegutten im Kreise Johannisburg die Leidtragenden nach einer Beerdigung ins Trauerhaus zurückkehrten, schloß sich ihnen ein Mann aus dem Dorfe an, der beim Begräbnismahle nicht essen und trinken wollte. Endlich erhob er sich, führte den Verstorbenen zum Friedhof hinaus, betete am Grabe ein Vaterunser und kam dann zurück. Im Zimmer sprach er: „Was meine Augen schauten, hat keiner von euch erblickt. Der tote Mann stand während des Essens hinter der Gardine. Er weinte immerzu und guckte mich so traurig an, weil niemand ihn abführen wollte. Da mußte ich es tun.“

Ein totes Kind abbringen.

Die sechzigjährige Arbeiterfrau Nadolny in Zollerndorf, Kreis Johannisburg, erzählte: In Sastrosnen mußte ein junger Mann die Verstorbenen nach dem Begräbnis zu ihrem Ruheplatz zurückbringen. Als dort einmal ein kleines Mädchen im Alter von drei bis vier Jahren gestorben war, trug nach der Beerdigung die Mutter selbst die Speisen und Getränke zum Begräbnismahle auf. Der junge Mann saß in tiefem Ernst hinter dem Tische, ohne etwas zu genießen. Bald darauf trat er an die Frau heran und sprach: „Gehen Sie doch nicht so schnell, Ihre verstorbene Kleine trippelt ihnen immer nach, um Sie beim Kleide zu fassen. Das gelingt ihr jedoch nicht, weil Sie es so eilig haben.“ Da begann die Mutter zu weinen und fragte ihn: „Wie wissen Sie das alles?“ Er gab zur Antwort: „Ich sehe Ihre kleine Tochter; ich muß sie hernach zum Friedhof führen.“ Schluchzend bat ihn die Frau: „Könnte ich nicht selbst sie zu ihrem Grabe hinführen?“ Er erwiderte jedoch: „Nein, die andern Toten auf dem Kirchhofe würden Ihnen wohl ein Leid antun.“ Nach dem Mahle erhob er sich, ohne etwas gegessen zu haben und führte die Kleine zu ihrer letzten Ruhestätte zurück. Darauf trat er wieder ins Trauerhaus und genoß nun, was man ihm vorsetzte.

Die lahme Bauersfrau.

Auch der Ortsdiener in Olschewen bei Nikolaiken mußte die Toten abbringen. Einmal war eine alte, lahme Besitzerfrau gestorben. Die führte er nicht die Dorfstraße entlang, sondern hinter den Häusern über das Gartenland. Dem Sohn der Verstorbenen sagte er nachher, sie hätte ihm vor dem Hause gesagt: „Ich habe Angst, daß mich die Hunde beißen, weil ich nur so schlecht gehen kann.“ Deshalb sei er mit ihr durch die Gärten gegangen.

Vergessen, die Tote abzubringen.

In Talten im Kreise Sensburg hatten sie einmal vergessen, die Tote abzubringen. Da sah ein Mann sie am Begräbnisabend auf einer Bank draußen am Fenster sitzen, mit der Mütze mit den hellblauen Bändern, die man ihr im Sarge aufgesetzt hatte. Die blauen Bänder flatterten im Winde. Sofort lief der Mann ins Haus, wo die Leute beim Leichenschmaus saßen und rief: „Wir haben ja ganz vergessen, die Tote abzuführen.“ Nun gingen alle hinaus und sprachen ein Gebet, dann winkten sie dreimal in der Richtung nach dem Kirchhof. Von da an war die Verstorbene nicht mehr zu sehen.

Hexen, Hexenmeister und allerlei Hexerei.

Die Hexen haben ihre Hexenkünste fast immer durch einen Pakt mit dem Teufel erlangt, und dafür fallen sie ihm auch am Ende zum Opfer. Es gibt viele Menschen, die dieses oder jenes können, was andern unmöglich ist, und doch sind das nicht gerade Hexen. Ja, oft üben sie ihre Künste zum Segen der Mitmenschen aus, sei es, daß sie Flechten und andere Krankheiten besprechen, sei es, daß sie, wie die Oberzauberer in Südpreußen taten, den Zauber anderer unschädlich machen.

Die Hexe Stasy.

Im Jahre 1569 ward zu Königsberg ein Weib, Stasy genannt, wegen Weidelei (Zauberei) gefänglich eingezogen. Außer vielen anderen bösen Stücken hat selbige auch mit dem Teufel zugehalten. Dieser hat sie denn auch als ein feiner, schlanker Geselle in schönen Gewändern, mit geschlitzten Hosen und Wams bekleidet, noch oft im Gefängnisse besucht und ist von ihr Junker Jakob genannt worden. Die Frucht dieses Umganges war ein gräßlicher Wechselbalg, so die Stasy, nachdem sie schon lange Zeit im Verließ gewesen, geboren, und bei dem alle Glieder verkehrt waren. Daß selbiges ein Kind des

Teufels gewesen, hat die Stasy selbst bekannt. Gefragt, wie dieser sich gegen sie benommen, sagte sie, ebenso wie ihr früherer Ehemann, nur daß dieser warm, jener aber eiskalt gewesen. Die Zauberin ward am 5. Mai 1570 verbrannt, ohne daß ihr Buhle sie vom Tode gerettet hätte.

Der Blocksbergtritt.

Vor etwa 90 Jahren erzählte ein damals 80jähriger Invalide, daß ihm folgendes in seinen Jugendjahren gewiß und wahrhaftig passiert sei und nahm es übel, wenn man's ihm nicht glaubte: Ich stand an der polnischen Grenze in einem Dorfe bei zwei einzelnen Frauen im Quartier, wo ich es recht gut hatte, denn beide waren gerade noch nicht sehr alt und pflegten mich aufs beste. In der Walpurgisnacht wache ich auf und sehe, daß in der Küche — meine Schlafkammer stieß nämlich gerade an die Küche, so daß ich alles, was darin vorging, übersehen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden — ein helles Feuer brannte. Die Weiber setzten einen Kessel auf das Feuer und warfen unter unverständlichem Gemurmel mehreres, was ich nicht unterscheiden konnte, doch namentlich eine ganze Partie Fett hinein. Als dieses tüchtig gekocht hatte, zogen sich zu meiner Verwunderung beide Weiber nackend aus und beschmiereten sich mit dem Gekochten über und über. Hierauf nahm jede einen Besen zwischen die Beine und indem sie riefen „Hei op hei an, stött nernich an“ flogen sie durch den Schornstein auf und davon. Im Augenblick war ich ganz starr und wußte nicht, was ich denken sollte, doch munter und lustig, wie ich dermalen war, sprang ich auf, warf das Hemde herab, beschmierte mich ebenso wie ichs gesehen, ergriff eine Schaufel, weil kein Besen mehr vorhanden und fuhr auf dieselbe Manier meinen beiden Weibern nach. Es ging rasch über die Wolken hin im Stockfinstern. Endlich wurde ich auf einem hohen Berg abgesetzt. Hier brannte ein großes Feuer, und viele Weiber und Männer, doch größtenteils Weiber, waren lustig und fröhlich um das Feuer herum, wo gekocht und gebraten wurde. Ich versteckte mich hinter einem großen Stein, deren mehrere dort im Kreise lagen. Auf dem mittelsten Stein stand ein großer Ziegenbock. Nun faßten sich alle an und tanzten um den Bock herum. Als das eine Weile gedauert hatte, traten sie einzeln jeder zu dem Bocke heran und taten, indem sie die Zunge herausstreckten, was von vielen oft angeboten, aber niemals getan wird. Als diese Zerenomie vorbei war, wurde tapfer geschmaust. Da der Geruch der Speisen mich verlockte, auch meine Wirtinnen in der Nähe standen, kroch ich hervor und sagte: „Na göff Se me doch ook Stökke Fleesch!“ „Ei Martin, wie kömmt du her?“ sagten sie ganz erstaunt. „Na, so wie ju,“ sagte ich, „eck

si ook gefohre op Schöffel.“ „Na, so is good, bliew man hier on eet on drink driest. Du kannst je ook Fiddel speele, denn her-nah wölle wi danze.“ Ich aß nun tüchtig, noch mehr trank ich; dann gaben sie mir eine Geige und ich spielte tapfer auf. Sie jagten und tanzten wie toll, ich spielte und trank, bis ich einschliefe. Ass öck opwaak, leech seck unner Galge, hebb seck Katz dooder, speel seck met Finger op Töttke.

Die Hexen auf dem Kaddigsberge.

Auch auf dem Kaddigsberge, der am Wege von Heiligenbeil nach Deutsch Bahnau liegt, versammelten sich in alten Zeiten in der Walpurgisnacht die Hexen. Sie hatten dann auf dem Berge ein großes Feuer und kochten ihr Mahl. Davon aßen sie mit den Teufeln zusammen. Danach ritten die Hexen auf Besenstielen und Feuerzangen durch die Luft, und jeder, der in der Walpurgisnacht am Kaddigsberg vorbeiging, wurde von den Hexen getötet. Einmal ist aber ein mutiger Knecht in der Walpurgisnacht auf den Berg gestiegen und hat die Hexen mit einem Strick an einen Baum gebunden, worauf sie alle verbrannt wurden.

Müllerinnen auf dem Blocksberg.

Unter den Hexen, die den Blocksberg besuchten, waren viele Müllerinnen, wie eine andere Sage erzählt. Eine von ihnen mit Namen Romahn kam fast bei jeder Versammlung zu spät, alsdann die andern zu sagen pflegten: „Na nu sönn wi alle tohoop, man (nur) de Mäller Romahnsche fehlt noch.“

Die Bierhexe.

In einer Brauerei in Königsberg schlug jedes Gebräu um. Der Mälzenbrauer war ärgerlich, er dachte, es läge am Brauknecht und jagte ihn fort. Es lag aber an einer Katze. Die setzte sich immer, wenn das Gebräu fast fertig war, auf den Rand des Braukübels, und indem sie tat, als ob sie hineinfallen wollte, rief sie: „Holle, bolle, bool gefalle.“ Diese Worte pflegte sie einige Male zu wiederholen und verschwand dann, ohne daß jemand wußte, woher sie gekommen oder wo sie geblieben; das Bier aber war dann regelmäßig umgeschlagen. — Bald meldete sich ein kluger Brauknecht, der wohl merkte, wie es um die Sache stand und versicherte dem Brauherrn, daß er ein Sonntagskind sei und den Spuk wohl austreiben wolle. Er fing also mutig sein Werk an, und als die Katze wieder auf den Kübel sprang und ihren Spruch „Holle, bolle“ anfang, ließ er sie gar nicht ausreden, sondern goß ihr gleich einen Schoppen kochendes Bier über den Hals, daß sie verbrannt und jammernd davon-

schlich. — Das Gebräu war herrlich geraten, aber anderntags lief das Gerücht durch das Haus, daß die Frau sehr krank sei. Was ihr fehlte, wußte man nicht, denn sie wollte es niemandem sagen; aber der kluge Brauknecht riet, doch nachzusehen, ob sie nicht verbrüht sei. Als sich das wirklich zeigte, entdeckte der Brauknecht seinem Herrn den ganzen Unfug. Der zeigte die Sache dem Gericht an; die Frau ward der Hexerei überführt und verbrannt.

Hexen als Katzen gondeln im Braukessel.

In Königsberg führt von der Tuchmacherstraße nach der Löbenichtschen Bergstraße hinauf ein schmaler, steiler Gang, der den Namen Katzensteig trägt. So ist er zu seinem Namen gekommen: In der Bergstraße wohnte eine Frau, welche die Brauerei betrieb und nebenbei die Hexerei. Sie und ein anderes Weib verwandelten sich alle Nacht in Katzen, gingen mit einem Braukessel den Katzensteig hinunter nach dem Pregel und gondelten dann in dem Kessel auf dem Wasser herum. Die Wache, welche früher an der Holzbrücke stand, sah dieses sonderbare Schauspiel oft an, und von ihr erfuhr es der Brauknecht der Hexe. Er versteckte sich nun in der Brauerei und sah wirklich, wie die beiden Katzen mit seinem Braukessel abgingen und nach dem Pregel wanderten. Nun erzählte er's diesem und dem, und das Gerede kam endlich auch zu Ohren der Frau, die darüber sehr böse auf den Brauknecht war und sich an ihm zu rächen vornahm. Eines Tages nun, als der Brauknecht gerade am Braukessel steht, kommt eine große Katze, umwindet ihn schmeichelnd, versucht ihn aber dabei in den Kessel zu werfen. Dem Brauknecht wird ganz bange zumut, indes hat er doch noch soviel Fassung, daß er das heilige Kreuz schlägt, die Katze sodann mit beiden Händen ergreift und sie in das siedende Gebräu stürzt. Anderntags fand man die Brauerin im Kessel liegen, schon ganz verkohlt.

Die schlimme Hausfrau als Katze.

Eine sehr böse Hausfrau hatte ihr bestes Vergnügen daran, ihr Gesinde auf jede Art und Weise zu schelten und zu schlagen. Obwohl es bekannt ist, daß jede Hausfrau, wenn sie schelten und schlagen will, Gründe genug hat, so fehlte es dieser dennoch an Gelegenheit, ihrer Neigung nachzukommen. Sie verwandelte sich daher oft in eine Katze, sprang in Schüsseln und Töpfe, in welchen das Gesinde das herrschaftliche Essen bereitete, warf die Speisen um oder fraß sie aus und zerschellte die Gefäße; dann trat sie wieder in ihrer wahren Gestalt auf und mißhandelte die Dienstboten für den Schaden, den sie selbst

angerichtet hatte. Die Köchin aber, darüber ärgerlich, legte sich ein scharfes Küchenmesser zurecht und hieb, als die arge Katze wieder Unfug machte, ihr ein Stück Pfote ab. Dieses Stückchen Pfote verwandelte sich alsbald in den Finger der Hausfrau, an welchem noch der Trauring steckte, so daß die Hexe entdeckt war.

2. Auch in einer Mühle bei Königsberg trieben mehrere Hexen in Katzengestalt ihr Wesen. Sie tobten und lärmten so, daß die Mühlenknechte in der Nacht nicht zu arbeiten wagten, solange, bis einmal ein beherzter Mühlenknecht einer der Hexen dasselbe tat, wie die Köchin der bösen Hausfrau.

Die Hexe als Käse.

Eine Bauersfrau war sehr unglücklich, daß ihrer schönen Kuh die Milch stets benommen war. Sie ahnte wohl, es müsse dabei nicht richtig zugehen, merkte achtsam auf die Kuh, konnte aber die Hexerei nicht ergründen. Endlich fiel dem Wirtssohn ein, die Kuh in der Nacht zu bewachen. Er versteckte sich daher, als es dunkel geworden war, in dem Stalle und sah auch bald, wie sich ein großes, rundes Knäuel unter die Kuh rollte. Schnell sprang er zu und fand zu seinem Erstaunen einen herrlichen Käse, aus dem er gleich ein kräftiges Stück herausbiß. Den Rest verschloß er in seinem Kasten. Morgens fand er jedoch statt des Käses eine alte Hexe im Kasten, der er die Nase abgebissen und aufgegessen hatte.

Wenn auch heutzutage nicht mehr erzählt wird, daß der Teufel in der Weise mit den Hexen Umgang hält, wie die 1569 verbrannte Hexe Stasy offenbarte, und wenn man auch an die Blocksbergritte nicht mehr so recht glaubt, höchstens sagt, in alten Zeiten sei so etwas gewesen, so ist doch eben das nicht zu leugnen; wer eine richtige Hexe ist, die ist auch heute noch mit dem Teufel verbunden.

Die Schwarzkünstlerin und der Teufel.

Das ist noch nicht so lange her, da wurden einem Bauern aus Spieglowken zwei Pferde aus dem Weidegarten gestohlen, und der Nachbar kam und sagte: „Mensch, geh nach Rößel zur Schwarzkünstlerin, die wird dir sagen, wo deine Pferde sind.“ Und der Bauer ging nach Rößel zu der Frau. Und wie er in der Stube war, da wurde ihm so angst. Und die Schwarzkünstlerin schrie: „Caspar, Caspar!“ Aber alles blieb still. Und die Frau sagte zum Bauern: „Geh weg und komm auf den Abend wieder, ich werde noch einmal fragen, wenn es dunkel wird. Er will dich nicht sehen.“ Und der Bauer ging, aber er blieb auf dem Hof

und versteckte sich auf einem Schuppen. Und als es nun dunkel wurde, da kam die Frau vor die Tür und schrie wieder: „Caspar, Caspar!“ Und da kam ER. Und sie frug ihn, wo die Pferde wären, und wie sie das gehört hatte, da sagte sie: „Was soll ich nun verlangen?“ Und er sagte: „Was willst du verlangen, der Bauer huckt auf dem Schoppen und hat alles gehört.“ Da schrie die Frau: „Erwürg ihn, erwürg ihn!“ Aber ER sagte: „Wie soll ich ihn erwürgen? Er liegt unterm Querbalken und hat ein Abendmahlshemd an.“ Und er verschwand. Und die Frau ging in die Stube zurück und warf die Tür zu. Und der Bauer kroch vom Schuppen runter und zitterte und ging nach Hause. Nun wußte er, wo seine Pferde waren, aber er hat sich nicht getraut, sie zu holen. Und er hat keinem Menschen etwas erzählt als bloß seiner Frau, und die hat es der Nabersche erzählt.

Der Teufel holt eine Hexe.

In einem Dorfe bei Wartenburg lebte vor vielen Jahren eine alte Frau, von der die Leute sagten, daß sie hexen könne. Jedem, der zu ihr kam, bot sie kleine Quarkkäschen zu essen an. Und wer davon nahm wurde sterbenskrank. Es war aber sonderbar: die alte Frau, die auch von den Quarkkäschen aß, blieb gesund und rüstig. Kein Dienstbote wollte mehr bei der Alten bleiben. Da kam eines Tages ein junger Bursche ins Dorf und fragte nach Arbeit. Der Krugwirt wies ihn an die Alte, erzählte ihm aber, welche Macht sie habe. Der Bursche lachte nur und meinte, da könnte er sich ja noch etwas verdienen, wenn er die Alte umbrächte. — Er ging also zu der Alten und fragte nach Arbeit. Die behielt ihn gleich. Dann sagte sie, er habe wohl Hunger und brachte einen Teller mit Quarkkäschen auf den Tisch. Der Bursche nahm eins in die Hand, machte ein Kreuz und wollte hineinbeißen. Da zersprang es mit einem lauten Knall und eine schwarze Gestalt sprang heraus, die sich auf die Hexe stürzte und mit ihr durch den Kamin sauste, einen Qualm und Gestank zurücklassend. — Der Bursche aber ging zum Pfarrer. Der Pfarrer weihte das Haus, das nun dem Burschen gehörte, da sich keiner fand, der es kaufen wollte.

Es braucht eine, wie gesagt, nicht gerade eine Hexe in dem alten Sinn des Wortes genannt zu werden, aber viele Dörfer haben eine Frau oder einen Mann, die über irgend ein geheimes Können verfügen, und die man fürchten muß. Worin können sie einem schaden? Für die Landbevölkerung, kleine Bauern, Arbeiter, sind die Kühe, überhaupt alles Vieh, ein wertvoller Besitz, um den sich viel Liebe breitet, und an den sich manche Sorge heftet, und auf den es solche Menschen vor allem abgesehen haben.

Hexen in der Johannisnacht.

In Südostpreußen glauben die Leute noch, daß die Hexen besonders in der Johannisnacht in die Ställe gehen und das Vieh behexen. Die Leute machen dagegen mit Kohle oder Kreide drei Kreuze an die Tür, ein großes und zwei kleine. An solchen Türen gehen die Hexen vorüber.

Milchzauber.

Es lebte einmal vor hundert Jahren in der Gegend von Auer eine junge Bäuerin. Sie war nicht aus dieser Gegend, und die Menschen waren ihr fremd, und sie kümmerte sich nicht um sie. Eines Tages kam eine alte Frau auf den Hof und bat sie um einen Trunk Milch. Die Bäuerin gab ihr keine Milch; sie wußte nicht, daß die Frau eine Hexe war und in der Gegend deswegen gefürchtet wurde. — Als die Frau ihr nun die Milch verweigerte, griff die Alte hinauf zu dem Strohdach des Kuhstalles und zog an den Bordbüscheln. Dazu murmelte sie: „Wenn Ihr keine Milch habt, braucht ihr auch keine Milch,“ und dann ging sie vom Hofe. Als die Bäuerin mittags melken ging, gaben die Kühe keinen Tropfen Milch, auch am Abend nicht. Aber sie brüllten dumpf die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen war es dasselbe. Da lief die Bäuerin zu ihrer Nachbarin und klagte der ihr Leid. Die fragte gleich, ob vielleicht die Auguste Leipenat dagewesen wäre. Die war es wirklich gewesen. Da riet ihr die Nachbarin, daß sie gleich zu ihr hinlaufen und sie um Versöhnung bitten solle, etwas anderes könne nicht helfen. Der Bäuerin kam es ja schwer an, aber zuletzt ging sie doch. Die Alte nahm gnädig die mitgebrachten Geschenke an und ging dann mit der Bäuerin mit. Sie ging zum Dach, zog wieder an den Bordbüscheln und murmelte dazu: „Nun an die Kühe!“ Die Frau, die Magd und die Hexe setzten sich jede an eine Kuh und begannen zu melken. Zuerst kam reines Blut, aber die Alte murmelte immer weiter ihre Beschwörungen, bis sich das Blut in Milch verwandelte. Da waren die Kühe gerettet und gaben wieder ihre Milch. Die Bäuerin aber hat stets der Alten gegeben, was sie verlangte.

Milch- und Wetterzauber.

Es war auch einmal ein Pfarrer, der kam dahinter, daß seine Tochter hexen konnte. Das hatte sie ihre Mutter gelehrt, der Pfarrer hatte nichts gewußt. Seine Tochter machte es ihm auf sein Verlangen vor. Sie gingen in den Kuhstall. Da hing ein langer Strick an der Wand. Daran zog das Mädchen, und der Strick vergoß Blut. In diesem Augenblick hatte die Kuh,

die dem Kutscher gehörte, das Genick gebrochen. — Dies Mädchen konnte auch Wetter machen. Als sie mit ihrem Vater über das Feld ging, sagte sie ihm das, fing auch sogleich an zu hexen. Ein Wolf erschien, erhielt von ihr einen Auftrag und lief gleich weg. Nicht lange darauf goß der Regen in Strömen. Als der Pfarrer das alles erfahren hatte, ließ er gleich seine Frau ersäufen; aber es kostete viel Anstrengung, denn sie kam immer wieder nach oben. Der Tochter aber ließ er von mehreren Doktoren alle Adern aufschneiden, sodaß sie verbluten mußte. Bevor sie starb, bat der Vater sie noch, sie möge ihm sagen kommen, ob sie zu Gott oder dem Teufel gekommen sei. Nach drei Tagen erschien ihm das Mädchen auch wirklich und sagte: „Papachen, auf ewig, auf ewig, auf ewig bin ich verdammt.“ Soweit hatte die Mutter ihre eigene Tochter gebracht.

Die Gänsehexe.

Die Müllerin D. aus D. erzählte: Ich glaube weder an Hexen noch an Hexerei, und doch ist mir etwas so Auffallendes begegnet, daß ich nicht recht weiß, was ich denken soll. Ich halte viele Gänse. Meine Nachbarin, die auch am Mühlenteiche wohnt, gleichfalls. Sobald ich meine Tiere fütterte, flogen immer auch die der Nachbarin herbei, und ich mußte doppeltes Futter haben. Meine Bitten, sie möchte ihre Gänse besser beaufsichtigen, halfen nichts; daher fing ich an zu pfänden. Die Nachbarin zahlte und sagte: „Das ist nur Auslage.“ Von heute ab werde ich deine Gänse haben.“ Nun konnte ich anfangen, was ich wollte, meine sonst so ruhigen Tiere waren wie behext. Sobald sie gefressen hatten, flogen sie fort auf den nachbarlichen Hof. Ein gut Stück Pfandgeld hatte ich schon bezahlt und dachte schon daran, die Gänse ganz abzuschaffen, als mich eines Tages eine Bettlerin anredete: „Madamchen, geben Sie mir etwas Gutes aus der Wirtschaft, und ich sage Ihnen, wie sie Ihre Gänse festhalten und die der Nachbarin bekommen können.“ Das tat ich denn auch und die Alte gab mir die Lehre: „Wenn keiner im Nachbarhause sich befindet, so gehen Sie hin und reißen Sie eine Hand voll Stroh aus dem Dache, gerade über der Haustüre. Beim Futtern stecken sie es an und streuen es über Ihre Gänse aus.“ Ich befolgte den Rat und hatte bald mein Geld wieder. Jetzt kam die Nachbarin und sagte: „Ich sehe, daß du auch weißt; wir wollen uns keinen Schabernack mehr antun.“ Damit war ich ganz einverstanden, und ich hatte später nie mehr über sie zu klagen.

Beschütten und böse Stellen.

Nicht nur dem Vieh und dem Federvieh schaden solche bösen Menschen, sondern auch dem Menschen können sie allerlei

Krankheiten anhexen. So beschütten sie den Menschen mit einem Pulver, das sie aus einer verbrannten, schorfigen Kröte machen. Der Mensch bekommt dann Flechten. Auch die Oblate gebrauchen sie dazu. Sie richten weiterhin sogenannte böse Stellen ein. Wenn nun einer eine solche Stelle berührt, dann befällt ihn das, was sie an dieser Stelle angerichtet haben.

Ein Mädchen lahm gehext.

In Ulpitten borgte einmal eine Frau ihrer Nachbarin etwas Geld und erhielt es trotz allen Mahnens nicht zurück. Um sich nun wenigstens etwas zu entschädigen, bat sie die Frau um ihr Gesangbuch. Als sie das hatte, sagte sie, nun würde sie ihr zeigen, was borgen ist. Gäbe sie ihr nicht das Geld, so bekäme sie auch nicht das Gesangbuch wieder. Da rief das Weib in vollem Boß, sie werde ihr das noch zeitlebens gedenken. Es dauerte auch garnicht lange, da fing die Tochter von der Frau, die sich das Gesangbuch geborgt hatte, zu lahmen an. Zuletzt ging sie auf Krücken, und alle Leute sagten, so hätte sich jenes Weib gerächt, sie hätte das Mädchen behext.

Totbeten, Totsingen.

Ein anderes Mittel böser Menschen, andern Schaden zuzufügen oder ihnen sogar den Tod zu bringen, ist das sogenannte Verbeten. Sie halten dieses Verbeten und Totsingen sehr geheim, aber man weiß doch, wie es gemacht wird. Einer kann einen andern totsingen, indem er ein geistliches Lied ein Jahr lang morgens und abends singt. Andere sagen, daß man einen Psalm rückwärts lesen und hinter jedem Verse den Namen des Opfers nennen muß, wieder andere, daß ein ganzes Jahr hindurch täglich morgens um 6 Uhr und abends um 6 Uhr an einer und derselben Stelle in einer und derselben Stellung ein Psalm, wohl der 94., dreimal rückwärts gebetet werden muß. Jedesmal muß das Vaterunser angehängt werden, zweimal ohne Amen, das letzte Mal mit Amen. Wenn der Totbeter irgend etwas an der Vorschrift versieht, so muß er selbst sterben. So geschieht es ja auch denen, die sich des sechsten oder siebenten Buches Moses zum Zaubern bedienen und es an etwas fehlen lassen. Überhaupt, wenn jemand einem andern durch Zauber etwas antun will und vermag es nicht, so fällt der Zauber auf ihn selbst zurück.

Im Treuburger Kreise soll das Totsingen früher oft mit Erfolg angewendet worden sein. Bei Hohenstein erzählte man von einer Familie, in der Mann und Frau zu Tode gesungen worden sind. Die es getan hatte, war einen Tag vor und einen Tag nach dem Tode des Opfers auf dem Gehöft erschienen; das gehörte mit zum Zauber.

Gott sei Dank gibt es Mittel, sich gegen die Zauberei zu wehren oder eine angetane Behexung wieder wegzubringen. Wer die Mittel richtig kennt und richtig anzuwenden versteht, braucht nichts zu fürchten. Gut ist z. B., das Hemd auf der verkehrten Seite zu tragen, oder bestimmte kräftige Pflanzen immer bei sich zu haben, auch Stahl ist nützlich und vieles andere mehr. Es ist sehr wichtig, viele solcher Mittel zu wissen, denn nicht nur bekannte Hexen u. a., die geheime Künste verstehen, können einem schaden, sondern darüber hinaus meint man, der böse Wunsch eines Menschen, der sonst ganz harmlos ist, bekomme übernatürliche Kraft, wenn dieser Mensch sich rächen will. — Wenn man eine Hexe sieht, so soll man den Besen vor die Tür schmeißen, dann kann sie nicht hinein, vor allem darf man einer Hexe nichts borgen.

Gegen den Milchzauber.

1. Die Milchhexen kann man zwingen, sich zu offenbaren. Die Milch von verhexten Kühen — solche Milch kocht nicht über — wird mit neun ungebrauchten Stecknadeln zusammen in ein Gefäß getan und gekocht. Dabei schlägt man die Milch mit Birkenruten. Dann wird bald jemand ins Haus kommen. Man darf die Person aber nicht über die Schwelle treten lassen und ihr keine Frage beantworten, soviel sie auch sicherlich fragen wird. In den nächsten drei oder neun Tagen darf ihr auch nichts aus dem Haus verborgt werden, sonst verliert die Kuh die Milch ganz.

In Gr. Karnitten hatte einmal eine Flurnachbarin die Milch behext. Die Frau, der die Kuh gehörte, machte es dann so mit der Milch, den Stecknadeln und den Birkenruten. Und da stand auch schon die Nachbarin auf der Schwelle. Sie fragte vieles, bekam aber nur grobe Antworten. Sie fragte auch, was da gekocht würde, und dabei mußte sie sich winden und drehen, denn die mitgekochten Stecknadeln spicken den, der die Milch behext hat. Zuletzt ging die Frau weg. Aber am siebenten Tage, als der kleine Junge das Vieh austrieb, kam die böse Frau und bat um ein Messer, sie wollte ein Endchen Strick, das sich verknotet hätte, durchschneiden. Der gute Junge lief auch gleich ins Haus und holte das Messer. Als das der Mann hörte, dem die verrufene Kuh gehörte, da schlug er dem Jungen eins tüchtig an die Ohren. Aber was half's? Die Milch, die sich schon beinahe gemehrt hatte, wollte sich von da ab nicht mehr mehren, und die Kuh blieb verrufen.

2. Einem Bauern war auch die Kuh behext worden. Sie gab keine Milch mehr. Da machte er mit einem kundigen Helfer zusammen folgendes: Er rührte in einem Töpfchen etwas Schießpulver, Menschenkot und Teufelsdreck zusammen. Das

letzte hatte er aus der Apotheke gekauft. Dann wurde die Kuh über Kreuz gemolken, nur eine Tasse voll. Diese Milch wurde mit den drei Sachen verrührt. Nun öffnete der eine der Kuh das Maul, und der andere goß ihr die Mischung in drei Portionen hinein und jedesmal sprach er dabei: „Das, was Du mir gibst, das friß auf.“ Außer diesen Worten wurde nichts gesprochen, sonst wäre alles umsonst gewesen. Der eine von den beiden melkte die Kuh nun immer weiter und goß etwas Milch in die Pfanne, die auf dem Feuer stand. Als die Milch aufkochte, stellte er die Pfanne schnell auf die Schwelle, und schlug mit drei Ruten aus einem Strauchbesen solange in die Pfanne, bis sie leer war. Das wurde dreimal gemacht und dabei viel geflucht. Dann wurden neun ungebrauchte Nähnadeln genommen und über Kreuz in die Leinwand des Milchsiebes gesteckt. Durch dieses Sieb wurde die Milch der Kuh gegossen, und die Kuh war von der Hexerei befreit. — Man kann auch, um eine behexte Kuh zu entzaubern, eine glühend gemachte Forke dreimal in die Milch der Kuh stecken und der Kuh die Milch dann zu saufen geben mit den Worten: „Das, was Du mir gibst, das friß auf.“

Die Hilfe des Hexenmeisters.

Kann man eine Hexerei nicht selbst beseitigen, so wendet man sich an einen zauberkundigen Mann. So war einmal ein Bauer in Rogehnen im Kreis Pr. Holland, der glaubte, seine alte Mutter behexe ihm das Vieh. Als nun eine Kuh trotz vollen Euters keine Milch gab, ließ er den Hexenmeister, einen alten Schäfer, kommen. Dieser besah sich den großen Schafsbock und sagte, daß dieser, weil er trübe Augen habe, aus dem Stall müsse. Der Bauer schenkte dem Hexenmeister den Schafsbock. Die Kuh gab darauf wieder Milch.

Hexenmeister vertreibt eine Hexe.

In Kahlberg auf der Frischen Nehrung glaubten die Fischer früher, wenn sie nichts gefangen hatten, daß die Hexe in den Netzen säße. Da lebte ein Mann im Dorf, der Schneiderpeter genannt wurde; zu dem gingen die Fischer dann mit ihren Netzen. Schneiderpeter sammelte sich zwölf Sorten altes Zeug zusammen, darunter auch alte Schuhsohlen, damit räucherte er in der Räucherbude die Netze aus. Dann flog die Hexe aus der Luke hinaus, und die Fischer konnten ihre Netze holen.

Der Oberhexer.

In Südostpreußen gab es und gibt es wohl auch noch heute sogenannte Oberzauberer, die eine viel größere Macht haben, als die gewöhnlichen Zauberer und Hexen. Solche, es gab

auch Frauen darunter, waren manchmal in vier Landkreisen bekannt und wurden von weither geholt. Aber nicht immer vermag ein Oberhexer die Zauberei eines Hexers aufzuheben, dann nämlich nicht, wenn die behexte Person zu recht behext worden ist.

Behexte Brotfrau aus Hohenstein.

So war es einmal mit einer Brotfrau aus Hohenstein. Die hatte einem Bauern, der Brot bei ihr kaufte, den Geldbeutel entwendet. Auf die Bitte des Bauern tat darauf ein Hexer es der Frau an, daß sie verkrummte. Die Frau ging zum Oberhexer; aber der konnte ihr nicht helfen, denn sie war ganz zu recht behext.

Der Zauberspiegel.

Die Hexer und Hexen bedienen sich zu ihren Zaubereien oft gewisser Zauberdinge. So war in der Nähe von Hohenstein ein Oberhexer, der hatte einen Spiegel, in welchem man die Hexe sehen konnte, von der man behext war. Viele Behexte besuchten ihn deshalb. Dann fragte er den Kranken: „Willst du, daß ich die Hexe zeichne?“ Wurde das verlangt, so schnitt er dem Bild der Hexe im Spiegel am Ohr oder an der Nase etwas weg, und die Hexe war dann gezeichnet. Auch schnitt er der Hexe auf Verlangen den Hals ab. Aber es waren nicht viele, die das verlangten. Die Vorzeigung des Spiegelbildes, und die Bestrafung der Hexe kostete einen Gulden.

Zauberbücher.

Im 6. und 7. Buch Moses soll viel vom Teufel stehen. Das gibt's nur schwer zu kaufen. Der katholische Geistliche hat das 6. und 7. Buch Moses in der Bibel, der evangelische nicht. Aus der evangelischen Bibel ist es rausgetrennt. Deshalb kann sich der katholische Pfarrer gegen die Geister wehren und sie bannen, die evangelischen können das nicht. — In Gr. Kanthen war einem Mann etwas gestohlen, und nun wollte er das herauskriegen. Er verschaffte sich also jene Bücher und las mit zwei andern Männern darin; aber sie verstanden nichts. Bloß von einem Spiegel hatten sie was gelesen; und damit gingen sie um Mitternacht an den Kreuzweg und vergruben den Spiegel. Die richtigen Wörter haben sie aber nicht gewußt. Den Spiegel fanden sie nicht wieder, den wird wohl ein anderer aus der Kaule genommen haben. Die Leute sagten damals: Solche Zauberbücher können bloß die Demokraten und die Freimaurer und die Juden lesen.

Oblatenzauber einer Bienendiebin.

Zu allerlei Mißbrauch kann die heilige Oblate verwandt werden, wenn auch zuletzt kein Segen an dem durch sie erlangten Wohlstand haftet. Wenn einer beim Heiligen Abendmahl die Oblate nicht unterschluckt, sondern sie im Munde behält, dann bekommt er Macht über die Bienen. So machte es einst eine alte Frau, sie behielt die Oblate im Munde, und wenn sie auf dem Wege von der Kirche an fremden Bienenstöcken vorbeikam, so hauchte sie in diese hinein. Dann flogen alle Bienen hinter ihr her, so daß die Frau schon einen großen Bienenstand hatte. Wenn sie vom Bienenvater zur Rede gestellt wurde, so brachte sie die Bienen wohl gegen eine große Belohnung zurück, doch half das nicht viel, denn in der nächsten Neumondnacht flogen sie der Hexe wieder zu.

Wohlstand durch Oblatenzauber.

1. Eine Schankbesitzerin in Nikolaiken hatte unter den Grapen, in welchem der Branntwein gebraut wurde, eine Oblate einmauern lassen. Seitdem strömten die Menschen in den Schank wie in eine Kirche und sie wurde reich; aber sie hatte nach dem Tode keine Ruhe, bis sie ihrem Manne durch ein Sonntagskind die Sache angezeigt und dieser die Oblate aufgefunden und nach der Kirche gebracht hatte.

2. Auch ein Bauer im Kreise Gerdauen hatte eine Oblate heimlich zu sich gesteckt und sie im Viehstall unter der Krippe vergraben. War ihm das Vieh bis dahin nicht gediehen, so gaben von nun ab die Kühe dreimal so viel Milch als bisher, und die jungen Kälber wurden glatt und rund wie Stiere. Jedoch hatte der Teufel Macht über den Bauern bekommen, und eines Tages fand ihn seine Frau mit umgedrehtem Genick im Stalle liegen. Auch dieser Bauer fand nach dem Tode erst dann Ruhe, als seine Frau die Oblaten ausgegraben und in die Kirche zurückgebracht hatte.

Juden treiben Oblatenzauber.

1. Einem armen Fischer riet vor mehreren Jahrhunderten einmal ein Jude, eine Oblate ins Netz zu legen. Der Fischer tat so, und von nun an fing er so viele Fische, daß er ein reicher Mann wurde.

2. Ein Jud in Rößel hatte eine katholische Dienerin. Er versprach dieser einen Taler, wenn sie die in der Heiligen Kommunion empfangene Hostie ihm überbrächte. Das Mädchen erfüllte seinen Wunsch. Seitdem spukte es aber in dem Hause des Juden. Das Mädchen fand nach der Tat keine Ruhe und nahm sich schließlich das Leben.

Die Juden treiben überhaupt viele dunkle und geheimnisvolle Dinge und verfügen über zauberische Kräfte. Sie sind ja auch besonders gezeichnet deswegen, weil sie Jesus ans Kreuz geschlagen haben. Ein Judenstamm spuckt Würmer am 21. März den ganzen Tag, bis die Sonne untergeht. Das sind die Juden, die sich an Jesus versündigt haben, als sie ihn ans Kreuz schlugen. Die Juden, die so stinken, die Blutjuden, müssen sich mit Christenblut waschen, daß sie nicht so stinken. Darum sind sie so hinter Christenblut her, das bezahlen sie sehr teuer. Ein Stamm der Juden hat lange Arme: Das sind die Juden, die Jesus ans Kreuz geschlagen haben. Ebenso unheimlich wie die Juden sind die Zigeuner.

Die Rache der Teerjuden.

Der Lehrer Josef Czinscholl in Wormditt erzählt: Mein Großvater wurde als Pate zu dem kleinen Kinde eines Instmanns gebeten. Der Instmann wohnte in Krickhausen bei Wormditt. Mein Großvater erfüllte die Bitte. Wie sie nun nach der Taufe in das Haus der Eltern des Täuflings zurückkehrten, sah der Großvater über dem Gardinenbette, in welchem die Wöchnerin lag, eine Judenfrau, die ihn anstierte. Mein Großvater erschrak und sagte zu der Frau: „Ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich komme im Namen des Herrn.“ Man setzte sich zum Mahl. Da fing plötzlich der Täufling erbärmlich an zu schreien. Eine Frau lief nach der Wiege, aber darin war er nicht zu finden. Nach längerem Suchen entdeckte man ihn in der Klunkertonne, die in einer Ecke stand. Während des Essens wurden die Leute mit stinkenden Sachen beworfen. Die Axt, die der Instmann zum Splitterholzhacken benutzte, fand man im Schornstein hängen. Dieses unheimliche Treiben im Insthaus währte längere Zeit. Die Sache wurde dem Landrat angezeigt. Der kam persönlich, begleitet von einem Gendarmen, ins Haus. Der Gendarm machte sich mit spöttischen Bemerkungen lustig über den Aberglauben der Leute, da erhielt er von unsichtbarer Hand einen Schlag, daß ihm der Helm vom Kopfe flog. Man fragte den Bauern, dem das Insthaus gehörte, ob er etwas über die Entstehung des Unheils wisse. Er erzählte: Vor einiger Zeit, an einem regnerischen Tag war es, auf dem aufgeweichten Landweg, der hinter dem Dorf nach der Stadt ziemlich steil ansteigt. Da kamen abends einige Teerjuden auf meinen Hof und baten um Vorspann für ihren Wagen, mit dem sie im Lehm stecken geblieben waren. Ich verweigerte ihnen den Vorspann. Beim Verlassen des Hofes sagte einer der Juden: „Warte, du wirst noch an uns denken!“ Seit jener Zeit ist das Unheil in meinem Insthause. — Das Haus mußte abgebrochen werden. Seit der Zeit sind mehr als 100 Jahre verflossen; aber noch heute wird davon gesprochen.

Zigeuner.

1. Die Zigeuner verstehen sich auf das Heilen von Krankheiten. Sie brauchen einen Kranken gar nicht gesehen zu haben, dann wissen sie schon, was ihm fehlt. Aber ebenso hexen sie den Leuten Krankheiten an. Wenn sie um einen dreimal herumgehen können, so ist der ganz in ihrem Bann. Der gibt ihnen dann alles, was sie haben wollen, wenn nicht noch rechtzeitig jemand dazu kommt.

Im Jahre 1868 brannte Rogehnen, ein Kirchdorf zwischen Pr. Holland und Mohrunge, fast ganz ab. In dem Gasthause befanden sich gerade Zigeuner. Alle Häuser brannten ab; nur dieses blieb stehen. Die Leute glaubten, daß die Zigeuner das durch Zaubermittel bewirkt hätten.

2. Eine Zigeunersche kam betteln um frische Milch. Es war aber keine da, nur Magermilch. Die wollte sie nicht. Da hat die Frau geschimpft: Wenn sie die nicht will, soll sie machen, daß sie vom Hof kommt. Die Zigeunersche sagte: Sie wird gehen, aber der erste, der nach ihr kommen wird durch das Tor, wird es mit dem Leben büßen. Die Frau bekam es mit der Angst zu tun. Sie wußte, die Kinder sollten gleich aus der Schule kommen. Da machte sie den Hofhund los und die Pforte auf und ließ den Hund durchrennen. Und der Hund hat Blut gebrochen und hat geheult und ist krepirt. Den andern hat es nichts geschadet, den Kindern, die da kamen.

Augenverblenden.

Für Hexenmeister werden auch die Komödianten, d. h. die Seiltänzer, gehalten. Sie können aber nur Augenverblenden bewirken. Wenn man wissen will, was sie eigentlich vorführen, so muß man den Rock verkehrt anziehen. Eine Frau, welche dieses tat, als ein Komödiant einen großen Balken zu tragen schien, sah, daß er einen Strohalm trug.

Der Alte Dessauer als Zauberer.

Ein richtiger Zauberer und Hexenmeister war auch der Alte Dessauer. Der König Friedrich Wilhelm hatte diesen General nach dem nördlichen Ostpreußen geschickt, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Alte Dessauer das Land kennen gelernt und rühmte es dem König. Da schenkte der König dem General und Fürsten die Herrschaft Norkitten. Der Alte Dessauer ließ eine Mühle in Bubainen bauen. Als diese beinahe fertig war, kam eines Tages ein litauischer Müllergeselle herbei, der an der Mühle mitarbeiten wollte. Das wurde ihm abgeschlagen, weil der Fürst bloß Dessauer arbeiten ließ und glaubte, daß die Litauer nichts

könnten. Darüber wurde der Geselle sehr entrüstet und schwor, daß man ihn noch zurückholen werde. Der Müllergeselle war ein großer Zauberer, und er brachte es nun zuwege, daß an der Arbeit gar nichts mehr vorangehen wollte und die Mühle nicht fertig werden konnte, mochte der Mühlenmeister auch schimpfen so viel er wollte, und mochten die Arbeiter auch schwitzen von morgens früh bis abends spät. Da sah der Meister endlich ein, wem er dies zu verdanken habe, und er rief den litauischen Gesellen zurück, und die Mühle wurde dann ohne besondere Beschwerde bald fertig, so daß es die schönste Mühle im Lande war. Wie nun aber der Geselle seine Bezahlung forderte, da wies ihn der Fürst schnöde ab, und der Geselle bekam nichts; denn der Fürst war selber ein Zauberer, dem daher in seinem Schlosse der Geselle nichts anhaben konnte. Daß der Alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, denn es konnte ihm keine Kugel etwas anhaben. Auch ist es bekannt, daß er einmal, als er im Hochsommer von Memel nach Königsberg reiste, mit seinem Wagen und sechs Pferden davor, mitten über das Haff fuhr und das Wasser so fest hielt, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Geselle war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst. Als dieser nun einige Zeit darauf nach Königsberg reisen mußte, da ging ihm der Geselle dahin nach, denn er wußte wohl, daß er dem alten Herrn überall, nur nicht in dessen Schlosse Meister war. Als der Geselle in Königsberg ankam und vor dem königlichen Schlosse vorbeiging, lag der Fürst gerade im Fenster und rauchte aus einer großen Pfeife Tabak. Der Geselle stellte sich vor ihn hin und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der Alte Dessauer aber lachte ihn aus. Da zauberte der Geselle ihm auf einmal ein Elchgeweih an den Kopf, das mit jedem Augenblick größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehen blieben und ihn ansahen, da faßte er sich an den Kopf und fühlte nun das große Geweih. Er wurde darüber sehr erschrocken und wollte in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß, und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da lachte der litauische Geselle, bis der Fürst durch einen Offizier ihm das Geld auszahlen ließ, soviel er forderte, worauf dann das Geweih von seinem Kopfe verschwand. Seitdem hat der Alte Dessauer sich mit keinem Litauer mehr in Zauberkünste eingelassen.

Der Alte Dessauer macht Soldaten.

Der Alte Dessauer soll nie in Verlegenheit gewesen sein, wenn er Soldaten gebraucht hat. Der warf sich dann bloß einen Sack voll Häcksel über die Schulter und schliederte den hin und her, und daraus wurden Soldaten. Zu anderer Zeit

aber verwandelte er sich rasch in einen Strauch, sobald er den Feind ankommen sah; dem Gesträuch konnt' doch keiner was anhaben.

Unsichtbarmachen.

Auch der Räuber Sierke konnte sich so unsichtbar machen, denn er hatte sieben Menschenherzen aufgegessen. Sierke konnte auch alle Hunde besprechen, bloß einmal nicht. Da war auf dem Hof in Loyden, wo er ein Schaf stehlen wollte, eine Hündin mit neun Jungen, und weil das eine ungerade Zahl war, konnte er die Hündin nicht besprechen, sie verriet ihn. Als die Verfolger Sierke greifen wollten, hat er sich in einen Pfahl verwandelt, aber die Beine hatte er vorgestreckt. Da haben sie ihn erkannt und den Pfahl durchgesägt. Bei dem Sägen sind Blutstropfen und Fleisch herausgekommen.

Die Bande des Räuberhauptmanns König Daniel, wie er von den Seinen, Kix Teufel aus der Hölle, wie er vom Volke genannt wurde, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts das Ermland in Schrecken setzte, bekannte nach ihrer Ergreifung, daß sie bereits 14 schwangere Weiber getötet, jedoch nur in den wenigsten männliche Kinder gefunden. Diese Räuber glaubten nämlich, sie müßten die Herzen von neun ungeborenen Knaben gegessen haben, um sich unsichtbar zu machen.

Luftfahrer.

Man weiß nicht mehr den Namen, aber man erzählt sich noch immer von jenem Herrn, der durch die Luft fahren konnte. Einmal ist er so gefahren, und da hat das Fahrzeug einen Ruck bekommen. „Gnädiger Herr“, hat der Kutscher gesagt, „ich werd' runtersteigen; meine Peitsch' ist an etwas haken geblieben.“ „Nein, du steigst nicht runter“, hat der Herr gesagt, „du bleibst sitzen und läßt die Peitsche hängen, wo sie hängt.“ Als sie nach einer Weile wieder auf der Erde gefahren sind, hat der Herr gesagt: „Nun halt mal still und sieh dich um, wo deine Peitsche hängt.“ Da hat der Kutscher stillgehalten und sich umgesehen; und da hat die Peitsche oben an der Spitze vom Kirchturm gehängt.

Schwarzkünstler verschwindet in die Luft.

Zur Zeit des Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen war in einem Städtlein Preußens ein Schulmeister, der der Schwarzen Kunst kundig war. Er ließ jede Nacht von seinen Geistern des Bürgermeisters Tochter zu sich ins Schulhaus entführen. Das entdeckte der Bürgermeister. Der Schwarzkünstler wurde

gefangen genommen und sollte seine Strafe erhalten. Da forderte er von der Jungfrau, die sich erboten hatte, ihn zu heiraten, von ihrem Vater aber nicht gehört wurde, ein Pfand der Vergebung. Diese reichte ihm einen seidenen Faden aus ihrem Tüchlein. Den warf der Schulmeister sogleich in die Luft und schwang sich, indem er die Jungfrau umfaßte, geheime Worte murmelnd, an dem Faden mit ihr auf und verschwand vor den Augen der Anwesenden in die Luft.

Freimaurer, Doppelgänger.

Besondere Fähigkeiten werden den Freimaurern zugeschrieben. Bei ihnen ist es ganz deutlich, daß sie sie vom Teufel auf eine Zeit verliehen bekommen haben. Die Freimaurer haben ihre Seele dem Teufel mit Blut verschrieben, dafür bekommen sie Geld, soviel sie haben wollen. Sie sollen in ihrem Hause ein ganz schwarzes Zimmer haben, in das niemand sonst eintreten darf; dort haben sie ihre Unterredungen mit dem Teufel. Auch wird gesagt, daß jeder Freimaurer ein Handwerk lernen müsse und eben in jenem geheimen Gemach, das niemand betreten darf, müssen sie es ausüben. Von dem ehemaligen Besitzer Lemki auf Bergenthal, dem „alten Bergenthaler“ wußte man, daß er in seinem geheimen Zimmer einen Tarraskasten, d. h. einen Kasten mit Mörtel, stehen hatte. Von einem andern Gutsbesitzer heißt es, daß er jedes Jahr etwas bauen mußte, sonst holte ihn der Teufel.

Ein Müller kauft Seelen.

Der Müller Sch. aus Rudau im Samland war mit dem Teufel im Bunde. In jedem Jahr mußte er dem Teufel eine Seele zuführen, wenn er weiter am Leben bleiben wollte. Er schickte einen Müllerknecht mit Mehl weg und gab ihm dafür als Lohn ein Goldstück. Nahm der das Goldstück, so stürzte er sich unterwegs das Genick ab. Endlich war einer so klug und nahm das Goldstück nicht. Er kam gesund zurück, aber der Müller mußte sterben.

Häufig wird erzählt, daß immer dann, wenn der mit dem Teufel abgeschlossene Vertrag abgelaufen ist, der Freimaurer einen andern Menschen erkaufen muß. Der Vertrag mit dem Teufel ist ja nur auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen, ist die vorbei, dann verlangt der Teufel die Seele des Freimaurers, wenn er keine andere als Ersatz bekommt.

Der erhängte Kutscher.

Ein reicher Gutsherr im Stablack war Freimaurer. Einmal sollte ihn der Kutscher mit dem Wagen zum Bahnhof bringen.

Bald kamen die Pferde mit dem Wagen wie wild auf den Hof gerannt. Kein Herr, kein Kutscher im Wagen. Nach langem Suchen fand man den Kutscher im Walde an einem Baum erhängt auf. Die Meinung der Leute ist: „Der Herr ist doch Freimaurer gewesen; der hat sich dem Teufel verschrieben und zuletzt den Kutscher zu seinem Stellvertreter erkaufte, nun hat den der Teufel geholt.“

Das durchstochene Bild.

Es wird auch erzählt, daß der Freimaurer sich von dem, den er erkaufte hat, sein Bild geben läßt. Das durchsticht er in der Herzgegend, und der Betreffende muß sterben. — Ein alter Mann, der vielen Geld schuldig war und nichts verdienen konnte, nicht soviel, um den Zins zu entrichten, brachte einst, als er aus der Stadt kam, einen Beutel mit Geld nach Hause. Die Frau fragte, woher er es bekommen, aber er wollte nicht Rede stehen. Da die Not groß war und die Armen ausgepfändet werden sollten, so nahm die Frau das Geld und bezahlte die Zinsen. Das kam den Herrn vom Gericht sonderbar vor. Sie merkten, wie die Sache zugegangen und sagten der Frau, damit alles in Richtigkeit käme, sollte sie in die andere Stube treten. Da sah sie das Bild ihres Mannes in Lebensgröße. Dem sollte sie auf Wunsch der Herren eine Nadel durch das Herz stechen. Sie tat es, ohne Arges zu vermuten, und ging dann davon. Als sie nach Hause kam, fand sie ihren Mann tot.

Der Teufel holt den Freimaurer.

Einmal gelingt es dem Freimaurer aber doch nicht mehr, einen Ersatzmann zu stellen. Dann holt ihn der Teufel selbst, wie jenen Fabrikbesitzer Rübner. Als der im Sterben lag, befahl er allen Anverwandten, das Zimmer zu verlassen. Die Verwandten hörten drinnen im Sterbezimmer Ächzen und lautes Aufstöhnen. Sie traten ins Zimmer. Da war Rübner ganz zerrissen. Alle Stücke waren noch da, aber keines lag im Bett.

Den alten Bergenthaler, von dem schon erzählt wurde, ergriff der Teufel im Walde und drehte ihm das Genick um, dann warf er ihn mit beschmutzten Reiterstiefeln auf sein Lager im Gutshaus. Es war am Abend des 8. November 1850, und ein starker Sturmwind tobte.

Ein Freimaurer weiß alles.

In Schmollen wohnte der Fabrikbesitzer Rübner, der Freimaurer war. Er besaß goldenes Handwerkszeug, Kelle, Wasserwaage, Winkel, alles aus Gold. Das Stubenmädchen, das das

Bett machte, nahm die Wasserwaage fort. Rübner kam nach Hause. Er hatte die Stube noch nicht betreten, da sagte er schon zu dem Mädchen: „Leg nur das Genommene wieder zurück! Es bringt dir doch keinen Nutzen. Ich kaufe dir lieber eine goldene Brosche.“ Das Mädchen bekam Angst und trug das entwendete Gut zurück, und Rübner kaufte dem Mädchen eine goldene Brosche.

Diese Fähigkeit, alles zu wissen, haben die Freimaurer, weil sie meistens Doppelgänger sind, an zwei oder mehr verschiedenen Stellen auf einmal sein können. Allerdings nicht nur Freimaurer sind Doppelgänger, sondern manchmal auch andere Menschen; von diesen letzten weiß man meist nicht, ob sie diese Gabe auch direkt vom Teufel empfangen haben.

Der Oberförster als Doppelgänger.

Ein Oberförster, der Freimaurer war, ließ sich im Sommer jeden Tag im Feld spazieren fahren und besah sich dort alles. Gleichzeitig soll er bei den Arbeitern gewesen sein und sich mit ihnen unterhalten haben. Abends, wenn der Hirt das Vieh fütterte, war er auch im Stall und musterte das Vieh. Gleichzeitig soll er aber auch bei seiner Frau gewesen sein und sich mit ihr erzählt haben. Jetzt ist er schon gestorben. Abends soll aber ein Licht auf seinem Felde zu sehen sein, das ist an seiner Stelle.

Der Alte Dessauer als Doppelgänger.

Der Alte Dessauer auf den Norkitter Gütern konnte aus einem Fenster seines Schlosses heraussehen und gleichzeitig in der Mühle zu Bubainen sein, wo er den betrügerischen Erbmüller aus der Mühle jagte. Zu derselben Zeit aber bestrafte er in Dörfern und Feldern die Pächter, die die Bauern knechteten und plagten.

Der Oberinspektor als Doppelgänger.

Im Gut D. lebte vor vielen Jahren ein Oberinspektor, der auch zugleich an zwei Stellen sein konnte. Er verreiste oft. Wenn der Kutscher ihn zum Zug gebracht hatte und mit dem leeren Wagen wieder auf dem Hofe ankam, dann sah er den Oberinspektor gestiefelt und gespornt gerade aufs Feld reiten. Der Kutscher bekam ein paar Mal einen gehörigen Schrecken, dann faßte er sich aber einmal ein Herz und erzählte es dem Oberinspektor. Der lachte bloß und fragte, ob er Gespenster sähe. Dem Kutscher ließ es doch keine Ruhe, er beobachtete den Oberinspektor auf Schritt und Tritt. Eines Abends lud er den Kutscher zum Kartenspielen ein. Der ging auch hin, sah

aber vorher durchs Fenster. Da saß der Oberinspektor am Tisch und spielte mit dem Teufel Karten. Der Kutscher lief gleich zum Herrn. Wie sie nun beide zusammen hingingen, fanden sie die Stube leer. Der Oberinspektor war und blieb verschwunden.

Der Doppelgänger im Woplauker Walde.

Der Schmied von Woplauken schickte einst seine zwei Gesellen in den Wald zum Kohlenbrennen. Sie mußten die Nacht über in einer Hütte im Wald bleiben und das Feuer im Kohlenmeiler bewachen. Gegen Mitternacht hörten sie ein mächtiges Getrampel, ohne etwas zu sehen. Vor Angst liefen sie zuletzt nach Hause. Der Meister mußte selbst in den Wald gehen, weil die Gesellen nicht mehr gehen wollten. In der ersten Nacht hörte er nichts. In der zweiten Nacht war es aber so, wie die Gesellen berichtet hatten. Der Meister schoß mit einer mitgebrachten Flinte, aber da wurde das Getrampel nur noch schlimmer, und der Förster, der auf Verabredung zu Hilfe hatte herbeieilen sollen, wagte sich gar nicht an die Hütte heran. Am nächsten Morgen riet der Förster dazu, daß sie ein Silberstück über Kreuz spalten und mit diesen Geschossen schießen wollten. Solche Kugeln sollten auch Geister treffen. — Bevor es aber soweit war, wurde der Schmied zum Verwalter nach Woplauken gerufen, der ihn über den Spuk ausfragte. Und er bemerkte nebenbei auch, daß es doch ganz gut wäre, wenn das Gespenst die Leute wachhielte. Der Meister erzählte nun ihr Vorhaben mit der silbernen Kugel, weil der Spuk denn doch zu toll wäre. Von der Zeit war kein Getrampel mehr zu hören. Es war nun ja klar, daß der Verwalter in der Nacht als Doppelgänger die Männer im Walde erschreckt hatte, um sie wachzuhalten. Weil er sich jetzt vor der silbernen Kugel fürchtete, kam er nicht mehr.

Weißer Schlange und Doppelgänger.

Der Wirt R., der sich später Schönwalde im Samland kaufte, hatte einst eine weiße Schlange gefunden. Nun war er überall. Wenn er sich im Rausch betrunken hatte, brauchte man ihn nur bis auf den Schusterplatz tragen, dann war er in dem Seinen und den Rausch los.

Der Doppelgänger der Hausfrau.

Ein Gutsbesitzerehepaar fuhr eines Tages zum Besuch, ließ aber die Fleischkammer unverschlossen. Vor der Abfahrt hatte die Hausfrau den beiden Mädchen verboten, in die Kammer hineinzusehen. Als sie aber allein waren, ließ die Neugier

ihnen keine Ruhe. Das erste Mädchen öffnete die Kammertür, kam aber gleich wieder zurück. Da faßte sich das zweite ein Herz und ging in die Fleischkammer hinein. Dort sah sie eine Frauengestalt, die ihrer Dienstherrin glich. Sie trat auf die Gestalt zu und gab ihr eine Ohrfeige. Die Frau fiel vom Stuhl, und das Mädchen lief aus der Kammer. Bald kam die Herrschaft nach Hause. Die Frau erzählte den Mädchen, sie habe in der Gesellschaft eine Ohrfeige bekommen und sei vom Stuhl gefallen. Sie konnte aber nicht sagen, von wem sie die Ohrfeige erhalten hatte.

Doppelgänger arbeitet doppelt.

Gutsbesitzer R. aus Raudienen sagte: Es ist zu verwundern, daß es Menschen gibt, die noch bei Lebzeiten sich an zwei Stellen zu gleicher Zeit sehen lassen können und noch mehr, daß diese Doppelgänger auf beiden Stellen zugleich arbeiten. Mein Halbbruder ist Grundbesitzer bei Neukirch in der Niederung; der hatte vor Jahren eine Dienstmagd, die mit den Leuten auf dem Felde arbeitete, und zu gleicher Zeit haben sie der Bruder, seine Frau und andere im oder am Hause gesehen Wasser schöpfen, Schweine füttern, Kühe melken usw. Das Mädchen hatte etwas Ungewöhnliches im Auge; sie lebte übrigens ganz für sich. Ihre Doppelgängerei wurde zuletzt aber so auffallend und unheimlich, daß mein Bruder sie aus dem Dienst entließ; das Mädchen mied seitdem diese Gegend; kein Mensch hat sie nachher wiedergesehen.

Doppelgänger in Hundegestalt

In einem Gut bei Königsberg war ein Gutsbesitzer, ein Jungeselle, Freimaurer. Als er einmal verreist war, luden die beiden Stubenmädchen ihre Verehrer ein. Die eine setzte sich mit ihrem in die Küche, die andere in die Gartenlaube. Da kam ein großer, schwarzer Hund an der Laube vorbeigelaufen, sah nach den beiden hin und lief weiter. Es dauerte nicht lange, da kam er wieder. Diesmal hielt er an und trat an die beiden heran. Der junge Mann gab ihm mit seinem Stock einen Hieb auf den Kopf, worauf der Hund verschwand. Am andern Tage kam der Herr zurück und hatte den Kopf verbunden. Der Herr ließ sich anfangs nichts merken, aber bald fand er Anlaß, die beiden Mädchen zu entlassen.

Eine andere Art von Doppelgänger.

Im nördlichen Oberland, in der Gegend von Miswalde, ist eine andere Vorstellung vom Doppelgänger verbreitet. Ein Doppelgänger ist dort eine geisterhafte Schattengestalt, die

hinter einem Menschen hergeht, die dem Menschen vollständig gleicht. Wenn der Mensch einen Bogen macht oder sich umdreht, immer tritt die Gestalt hinter ihn, denn der Mensch darf sie nicht sehen. Wendet er einmal ganz plötzlich den Kopf und sieht über die Schulter, so ist es möglich, daß er seinen Schatten erblickt. Der Mensch muß dann aber bald sterben. Gutsaufseher sollen einen solchen Doppelgänger haben, und andere Menschen können ihn manchmal sehen, wie er hinter ihnen hergeht. „Der Herr M. in N. hat auch einen Doppelgänger. Die Herrschaften hatten uns mal erlaubt, tanzen zu gehen, aber man bis 10 Uhr. Aber wir tanzten trotzdem länger. Nun kamen die Herrschaften, die weggefahren waren, nach Hause, und keine von uns war da. Da spektakelte der Herr und holte uns aus dem Dorf. Und wie er so vor uns ging, sahen viele von uns seinen Doppelgänger, und der war ganz so angezogen, wie er selber und hatte auch einen Stock in der Hand. Aber vor der Haustür war nichts mehr von ihm zu sehen.“

Freischützen.

Der Freischütz von Sorquitten.

Wenn ein Jäger einmal nach einer Abendmahlsoblate geschossen hat, so kann er befehlen „Hase komm!“ und der Hase ist da, und der Schütze trifft ihn. Das hat ein Jäger in Sorquitten auch getan. An der Stelle aber, an der er die Oblate zum Durchschießen befestigt hatte, entstand nach dem Schusse ein blutendes Kreuz, das heute noch auf einer zusammengewachsenen Fichte im Bagnower Revier gezeigt wird. Andere sagen, man müsse dreimal sicher auf eine Oblate getroffen haben.

Die Flinte des Wilddiebs.

Ein Wilddieb hatte eine Flinte, mit der er immer traf, er wollte sie aber niemand in die Hand geben. Als er einmal auf einer Jagd eingeschlummert war, nahm sie ein Kumpan und zielte. Wie war er erstaunt, als er einen Knaben mit einer roten Mütze gewahr wurde, der ihm vor die Mündung des Laufes einen Hasen hielt.

Bannzauber, Beschwörung.

Festmachen.*

Die Fischer am Kurischen Haff, welche mit ihrem Fang den Markt der Stadt Memel zu besuchen pflegen, besitzen die Kunst, jeden, der sich während ihrer Abwesenheit unterfängt, etwas vom Wagen zu stehlen, solange festzumachen, bis sie wieder-

kommen. So sah vor etwa 100 Jahren die Frau F. mit eigenen Augen, daß ein Kerl bei dem Wagen eines solchen Fischers auf dem Markte festgemacht stand. Der kurische Fischer, der sein Fuhrwerk verlassen hatte, kam endlich zurück, sprach den Kerl mit einigen Zeremonien wieder los und jagte ihn sodann mit Peitschenhieben fort. Der Kerl schrie fürchterlich und erzählte, er sei, sobald er etwas von dem Wagen habe nehmen wollen, ganz gelähmt worden, was auch nicht eher, als bis der Fischer die ihm unverständlichen Worte gesprochen, übergegangen sei. Daher wagt es niemand, von dem Wagen eines kurischen Fischers, mag er auch ganz ohne Aufsicht dastehen, etwas zu stehlen.

Festgemachte Holzdiebe.

Alte Leute in Thyrau berichten, daß in einer teuren Zeit drei Männer aus Thyrau im Nasteyker Walde Holz stehlen wollten. Unterwegs beredeten sie sich schon, wie und zu welchem Preise sie das Holz verkaufen würden. Als sie aber den Wald betraten wollten, waren ihnen die Füße wie gelähmt, sie konnten keinen Schritt vorwärtsgehen. Und dann mußten sie, ohne ihren Willen, bis der Morgen graute, um den Wald laufen. Schreckenbleich erreichten sie nach dieser furchtbaren Nacht ihr heimatliches Dorf wieder und teilten ihr Erlebnis mit.

Wenn ein Banner einen Dieb festmacht, so muß er ihn noch vor Sonnenaufgang erlösen, sonst muß der Dieb sterben.

Ein Jude als Festmacher.

Ein Bauer fuhr mit dem Wagen über Land. Auf einmal war der Wagen nicht mehr von der Stelle zu kriegen. Nun lag zum Glück im Walde, nicht zu weit entfernt, ein Gehöft. Der Bauer lief hin, um Rat zu suchen. Der Eigentümer des Hofes holte eine Axt und ging mit zum Wagen. Er sagte: „Nu, tell man eascht moal de Speeke am linke Hindarad!“ Der Bauer zählte dreizehn Speichen. „Wat Schlag, et motte doach twelw sön!“ Er zählte noch einmal, und wieder bekam er dreizehn heraus. „Nu nemm man de Äx on hau de drettiende entwei!“ Das tat der Bauer, und sogleich schrie es hinten auf: „Au wai! Mein Arm, mein Arm!“ „Sittst, nu hest dem Jude ön Arm taschloage. De heft dem Woage festgehole!“ So sagte der hilfsbereite Mann.

Wolfbannen

In früheren Zeiten verstand man, den Wolf einem aufzubannen, so daß sich der Unglückliche mit seinen Schafen gar nicht retten und wehren konnte. Geschickte Hirten verstanden

aber auch, den Wolf zu zwingen, daß er seine Beute selbst wieder abtragen mußte. So sah jemand, wie der Wolf in eine Herde in Warnicken stürzte und ein Schaf fortschleppte. „Seht, seht, da läuft der Wolf mit eurem Schaf!“ rief einer dem Hirten zu; der aber entgegnete ganz ruhig: „Er wird es schon wiederbringen“, und richtig, des andern Tages kam der Wolf mit dem Schaf im Maule ganz beschämt angestiegen und gab es unbeschädigt zur Herde ab.

Geister beschwören.

Etwa vor 60 Jahren erzählte die Wirtsfrau Schwellnuß aus Ramutten, sie hätte als ungefähr neunjähriges Mädchen einen in seinem Handwerk sehr geschickten Schmied gekannt, der Geister beschwören konnte. Er soll einen Vertrag mit dem Bösen gemacht haben. Drei Tage nach einem Begräbnisse konnte er auf Verlangen der Angehörigen den Verstorbenen oder die Verstorbene auf dem Kirchhof zeigen, aber erst nach Sonnenuntergang. Als die Tante der Erzählerin dieser Begebenheit gestorben war, zeigte er sie den Angehörigen auch. Wie aus dem Boden gewachsen stand die Verstorbene da in den Leichenkleidern, die rechte Hand auf das Holzkreuz am Kopfende des Grabes gelehnt.

Es gibt Menschen, die haben die Macht, Teufel und Spuk auszutreiben und zu verbannen. Vor allem können das Pfarrer und zwar, wie schon gesagt, meist katholische, weniger die evangelischen. Der Glaube ist schon alt, lebt jedoch auch heute noch kräftig fort.

Teufelaustreibung.

In den Kirchenakten zu Claußen ist folgendes zu lesen: Anno 1640 hat Pfarrer Wisniewski aus einem römisch-katholischen Weibe, so vom Teufel besessen gewesen, am zweiten Sonntag nach Trinitatis nach gehaltener Predigt, da die Gemeinde das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ mit großer Andacht gesungen, den Teufel Kobold ausgetrieben, der sie zu allem Bösen angeführt haben soll, daß sie nicht nur sich selbst den Hals abschneiden, sondern auch andern Menschen das Leben nehmen und sie mit Heuforken und Mistgabeln an die Wand spießen wollen; und da nach Ausföhrung der böse Geist sich auf der Kirchschwelle in angenommener greulicher Gestalt gezeiget, ist der Pfarrer auf ihn zugegangen und hat ihm zugerufen: „Geh hinweg, unreiner Geist, und gib Raum dem heiligen Geiste.“ Und da er ihm seine Sünden vorgeworfen: „O Undankbarer, du hast deinen Herrn Gott, den allmächtigen Schöpfer vergessen, der dich heilig erschaffen hat; aber du hast dich selbst

unrein und schlecht gemacht,“ ist der Teufel über die Maßen grimmig geworden und hat wie ein Löwe zu brüllen angefangen: „Ich gehe hinweg, aber nicht auf deinen Befehl, sondern durch das Gebot des Jesus von Nazareth,“ habe aufgehört das Weib zu quälen, „so wahr als ich Kobold bin, sollst du haben ein Andenken.“ Worauf er rücklings mit seinem krummen Fuße auf einen vor der Kirchtür liegenden Stein einen Schlag getan und in demselben einen seiner Fußtapfen dergestalt eingedrückt, daß die große und drei andere Zehen eines Menschenfußes und die Ferse an demselben Fuße, wie von einem großen Hahnenfuß ganz deutlich zu sehen sind, worauf der Teufel verschwunden.

Verbannung ins Hohe Holz.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in Frauenburg ein Bürgermeister namens Lichtan. Er hatte in seinem Leben manches Unrecht getan und starb plötzlich, ohne es gutgemacht zu haben. Bald ging er in den Gebäuden, die er gebaut hatte, um. Da wandten sich seine Angehörigen zu einem Priester, damit er die Gebäude ausweihe und für die Ruhe des Verstorbenen bete. Doch es half nichts. Da sind sie zum Bischof gegangen, um die Genehmigung zu erlangen, den Lichtan zu verbannen. Der Bischof bestellte einen Geistlichen. Der stieg in eine Kutsche mit vier schwarzen Pferden und fuhr betend nach dem Hohen Holz in der Gegend von Rosenort. Der Geistliche hatte zum Kutscher gesagt, er solle an einer bestimmten Stelle halten und hier nur eine bestimmte Zeit warten; wenn er bis dahin nicht zurück sei, werde er nie wiederkommen. In der Gegend der Lankauer Berge stieg der Geistliche aus und ging dem Hohen Holz zu. Der Kutscher hat lange Zeit auf seinen Herrn gewartet. Er wollte schon abfahren, wie der Geistliche gesagt hatte, um sich über die Grenze zu retten. Da ist der Geistliche doch noch zurückgekommen, sehr eilig und schweißtriefend. Nachher hat er oft erzählt, wie er im Hohen Holz mit dem Bösen zu kämpfen gehabt habe. Der Teufel hätte ihm vorgehalten, daß er in seiner Jugend einen Zwieback gestohlen habe. Der Geistliche habe gesagt: „Das ist damals wohl unüberlegt in meiner Jugend geschehen.“ Und lange noch hatte er gestritten und gebetet, aber schließlich den Teufel doch überwältigt. Nun gebot er dem Kutscher, nach Hause zu fahren, so schnell die Pferde laufen konnten, sich aber nicht umzusehen. Erst als sie über die Grenze waren, hat der Geistliche gesagt: „Gott sei Dank! Jetzt kannst du langsamer fahren, die Gefahr ist vorüber.“ Der Spuk hat jedoch den Wagen noch weiter verfolgt. Der Pfarrer hat den Kutscher nämlich nach einer Weile gefragt: „Was siehst du hinter der Kutsche nach-

kommen?“ Und der Kutscher hat geantwortet: „Herr, einen schwarzen Hund.“ Der Geistliche hat weiter gebetet und zum zweitenmal die gleiche Frage gestellt und zur Antwort bekommen: „Herr, ein rollendes Bund Erbsenstroh.“ Beim dritten Male aber hat er geantwortet: „Herr, ein helles Feuer!“ Und dann sind sie glücklich in der Stadt gewesen. Seit jenem Tage ist Lichtan verbannt gewesen und nie mehr gesehen worden.

Schlangenbanner.

1. Im Garten eines Oberfischmeisters im Norden Ostpreußens war früher eine Unmasse Schlangen, die durch kein Mittel ausgerettet werden konnten. Der Oberfischmeister bot hundert Taler demjenigen, der die Schlangen fortschaffen würde, doch lange vergebens. Endlich meldete sich ein Überläufer, ein Stockrusse, der seine Kunst beweisen wollte. Der Mann ging mit dem Oberfischmeister durch den Garten. Dort entlockte er einer kleinen Pfeife bald weiche, bald gellende Töne, und alle Schlangen sammelten sich. Der Russe sagte: „Alle führe ich hinweg bis auf den König; der muß bleiben, über den habe ich keine Macht.“ Er ging pfeifend vorwärts, und die Schlangen wanden sich ihm nach. Am Haffe angekommen, bestieg er ein Boot; die Schlangen folgten solange wie bezaubert, bis sie in den Fluten ihr Grab fanden. Der Banner begnügte sich mit 50 Talern.

2. Nicht immer verläuft eine solche Beschwörung so günstig. In Schulen bei Bischofstein hatte sich auch ein Schlangenbeschwörer angeboten, die vielen Schlangen, die dort waren, zu beseitigen. Er errichtete im Walde einen großen Scheiterhaufen, und dann stellte er sich an einen gegenüberstehenden Baum und betete aus einem Buche allerlei Beschwörungsformeln. Dazu machte er verschiedene geheimnisvolle Zeichen. Bald kamen die Schlangen von allen Seiten herbei und krochen in die Glut, wo sie verbrannten. Schon schienen alle im Feuer vertilgt zu sein. Der Beschwörer hörte deshalb mit Beten auf und trat zu dem Scheiterhaufen. Da kam blitzschnell noch eine riesengroße Schlange herbei, umschlang den Banner und stürzte sich mit ihm in den Scheiterhaufen.

Feuerreiter, Feuer bannen.

Der Herr von Bardeleben.

Es war nach dem Unglücklichen Kriege 1806 07. Eine große Feuersbrunst wütete in einem Nachbardorf von Adl. Rinau. Alle Löschversuche waren vergeblich. In dieser Not wandten sich die Bewohner an den Herrn von Bardeleben, der ein be-

sonders guter und hilfsbereiter Mann war, auch geheimnisvolle Kräfte besaß, daß er helfen solle. Herr von Bardeleben hatte sehr viele, schnelle Rennpferde, besonders einen Rappen, der nur bei besonderen Fällen geritten wurde. Diesen befahl der Herr von Bardeleben auf Adl. Rinau schnell zu satteln. In gestrecktem Galopp ritt er dann zur Brandstätte und umritt sie dreimal. Das Feuer faßte den Schweif des Rappen. Aber nach dem dritten Umritt ging das Feuer aus; Herr von Bardeleben hatte es gewendet und das Dorf gerettet.

Die Grafen v. d. Trenck.

Auch die Grafen v. d. Trenck auf Schakaulack konnten jede Feuersbrunst ausreiten. Im Jahre 1809 brannte die Vorstadt Labiau ab. Da kam plötzlich der damals lebende Graf v. d. Trenck auf seinem Schimmel und ritt dreimal um das Feuer. Ein feuriger Streifen zog sich hinter dem Pferd her, den Schweif des Schimmels hinauf, längs dem Rücken des Pferdes, bis an die Lehne des Sattels. Nach dem dritten Umritt stürzte sich der Graf mit seinem Pferd in das nächste Wasser. Als er auf der andern Seite herausritt, war das Feuer aus.

Der Besitzer Kühne in Willkassen.

Vor etwa 60 Jahren war in Willkassen, Kreis Treuburg, ein großer Brand. Den ritt der Besitzer Kühne aus. Das Feuer lief in den See. Andere sagen, der Besitzer Liefert aus Reuß soll Kühne geholfen haben. Beide sollen Freimaurer gewesen sein, und es wurden auch sonst wunderliche Dinge von ihnen erzählt.

Das Agathenbrot.

Im Ermland wird heute oft noch das erste Brot, das aus dem Korn der neuen Ernte gebacken wird, der heiligen Agathe geweiht und später als Hilfe in Feuersnöten gebraucht, wozu es auch durch das Weihgebet bestimmt ist. Von der Hilfe des Agathenbrotes erzählt eine Frau in Lilienthal: Als ek noch deente, do bruk bi mienem Herre e grootet Fia ut. Mien Vora rennd glik hen, en eena Haingd had he dat Agathkebrot, in a angere dat Wiehwota. Erscht ging he em dat ganze Fia un sprengt emma met dem Agathkewota renna. Toletzt schmit he uk et Brot ren un rennd, wat he renne kunn. Op emol drellt sech de Wingd, un de Flamme keeme em emmer no. Owa de Vora wea schon wiet op em Fell. So schnell had de hl. Jungfrau den Wingd gedrellt, so dat dat eene Hus blos alleen afbrend.

Ein Pfarrer bannt Feuer.

In Liebwald entstand vor langen Zeiten ein Feuer, das das ganze Dorf bedrohte. Da trat der Pfarrer aus der Kirche und ging dreimal um das Feuer, während er dazu heilige Wörter sprach, nämlich Sprüche, die er an das Feuer richtete. Sofort sprang der Wind um, und das Dorf war gerettet.

Der Werwolf.

Kennzeichen des Werwolfes.

Manche Menschen können oder müssen sich zu Zeiten in einen Wolf verwandeln, sie werden Werwölfe genannt. Es gibt verschiedene Kennzeichen, an denen man solche Menschen erkennen kann; sie sollen einen kurzen Schwanz zwischen den Schulterblättern haben. Auch der, der im Kopfhaar zwei Wirbel hat, steht im Verdacht, ein Werwolf zu sein.

Der Werwolf am Baumstumpf.

Im Dorfe M. in Masuren lebte ein Mann, der hatte von seinem Vater die Macht geerbt, sich nachts heimlich in einen Wolf zu verwandeln. Deshalb wurde er in der Umgebung auch Werwolf genannt. Es wagte aber niemand in der Gegenwart des Mannes von dieser Sache zu sprechen, da er dann für seine Herde fürchten mußte. Im nahen Walde stand ein Baumstumpf, der Überrest einer vom Blitz zerstörten Fichte. Sobald den Bauern die reißende Wut überkam, schlich er von seinem Hof in den Wald und rollte über jenen Baumstumpf. Dabei sprach er die geheimgehaltenen Zauberworte, die sein Vater ihm auf dem Sterbebett ins Ohr geflüstert hatte, und schon trabte er als Wolf weiter. Hatte er seinen Blutdurst in den Herden der Nachbarn, denen er feindlich gesinnt war, gestillt, so kehrte er zu jenem Ort zurück, überschlug sich rückwärts über den Baumstumpf und war wieder Mensch. Nur der stiere Blick und geronnenes Blut an Lippen und Bart ließen erkennen, daß er in der Nacht als Wolf auf Raub ausgewesen war.

Werwolf mit dem Leibriemen.

Ein Bauer ging einst seinen Nachbarn besuchen und bemerkte einen äußerst schönen Leibriemen an der Wand hängen. Er nahm ihn herab und paßte ihn um. „Ei Gevatter“, sagte der Nachbar, „nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht in das neunte Loch schnallt, sonst werdet Ihr zum Werwolf.“ „Ei Gevatter“, entgegnete der Gast, „das muß ich doch probieren“, und somit

hatte er auch schon das neunte Loch getroffen und fuhr zum Fenster hinaus. Erst spät kehrte er zurück, da es ihm denn gelungen sein muß, den Gurt zu öffnen.

Die beiden Freunde und der Werwolf.

Es waren einmal drei Freunde auf der Wanderschaft. Der eine war sehr groß und stark, obgleich er nie etwas aß und auch niemals hungrig war. Einmal legten sich alle drei unter einen Baum schlafen. Da erhob sich der Große und sah, ob seine beiden Freunde auch schliefen. Der eine von diesen tat aber nur so, in Wirklichkeit wachte er und sah nun, wie sich der Starke plötzlich in einen Wolf verwandelte und sich auf ein in der Nähe weidendes Schaf stürzte, das er verschlang. Dann legte er sich zu seinen Gefährten ins Gras und schlief auch. Als sie aufwachten, wanderten die drei in die nahe Stadt und bestellten ein gutes Mittagessen. Der Starke nahm wieder keinen einzigen Bissen zu sich. Da sprach der, der alles mit angesehen hatte, zu dem Starken: „Das ist kein Wunder; wer ein ganzes Schaf auffrißt, hat keinen Hunger!“ Der Starke entgegnete: „Hättest du mir das im Walde gesagt, so hätte ich dich aufgefressen.“ Da packte die beiden andern ein Grausen, und sie trennten sich sofort von dem Werwolfe.

Wie wird ein Mensch zum Werwolf?

Wie ein Mensch dazu kommt, als Werwolf herumzulaufen, das ist verschieden. Der eine las es aus einem geheimnisvollen Buch, das er für einen Pfennig von einem alten Bettler gekauft hatte, einer hat die Kunst von seinem Vater gelernt, der andere besitzt einen wundertätigen Bauchriemen. Manchem ist es aber auch in der Taufe von bösen Paten angewünscht, wie den Maren, oder sie werden durch einen inneren Zwang dazu getrieben, sich von Zeit zu Zeit in Wölfe zu verwandeln. Diese letzten wissen dann manchmal nichts von ihrem Treiben in Wolfsgestalt; aber das ist doch die Ausnahme. Meistens ist es so, daß sich solche Werwölfe ohne eigene Schuld sehr unglücklich fühlen. Wenn einer durch seine Paten zum Werwolf geworden ist, soll Umtaufen helfen. Wo ein Werwolf zur Plage wurde, hat man auf ihn Jagd gemacht. Jedoch taugen nur Kreuzkugeln, oder, wie es in Willenberg heißt, Kugeln, die sonntags unter dem Hochamt gegossen werden.

Ein Werwolf zur Zeit Herzog Albrechts.

Zur Zeit Herzog Albrechts wurde ein Bauer aufgegriffen und nach Königsberg gebracht, der für einen Werwolf gehalten wurde. Er sah sehr verwildert aus. Der Herzog ließ ihn genau

verhören. Der Bauer gab zu, daß er zweimal im Jahr, nämlich um die Zeit des Weihnachts- und Johannistfestes in einen Wolf verwandelt würde und durch einen innerlichen Trieb gezwungen würde, sich in den Wäldern unter den Wölfen herumzutreiben. Immer ehe die Haare ausbrächen und er den Wolfspelz anzöge, empfände er eine große Beängstigung am Gemüte und Schwachheit des Leibes. Man behielt den Bauern in Gewahrsam und wartete, bis die Zeit der Verwandlung heranrückte, aber der Bauer blieb ein Mensch.

Die stille Frau.

In Heiligelinde hat eine Frau gewohnt, mit der hat keiner Freundschaft halten wollen. Aber keiner hat ihr was Böses nachsagen können. Sie ist immer still und fleißig bei der Arbeit gewesen, nur manchmal, dann hat sie eine Wut bekommen, daß sie mit den Zähnen geknirscht hat. Und da haben die andern ein Grauen vor ihr gehabt. Dann ist sie in den Wald gelaufen, und wenn sie wiederkam, hat sie geweint und für zwei gearbeitet. Einmal sind die Frauen alle zum Getreidebinden aufs Feld gegangen. Und eine hat ihr kleines Kind mitgebracht und hat es hinter eine Hecke gelegt. Aber sie hat immer auf die stille Frau sehen müssen, die hat immer gearbeitet und kein Wort geredet, aber manchmal hat sie nach dem Kinde gesehen, und dann ist die Wut in ihren Augen gewesen. Und dann ist sie in den Wald gelaufen. Da ist die Mutter froh gewesen, daß sie weg war; aber die Angst hat ihr doch keine Ruhe gelassen. Da haben sie gesehen, wie ein Wolf aus dem Wald kam und zu dem Kinde lief, und ein Mann hat ihn mit der Sense getroffen. Der Wolf hat geschrien wie ein Mensch und ist in den Wald zurückgesprungen. Und wie sie ihm nachgelaufen sind, da haben sie die stille Frau tot liegen gefunden. Und wie sie ihr die Kleider ausgezogen haben, da haben sie gesehen, daß sie einen kleinen Wolfszagal hatte. Da ist es offenbar geworden, daß die Frau ein Werwolf gewesen ist.

Die Wölfe des Werwolfs.

Die folgende Sage zeigt uns eine andere Vorstellung vom Werwolf. Sie scheint aber selten zu sein, ist nur dieses eine Mal angetroffen worden.

Ein Mann aus dem Kreise Heiligenbeil mußte einmal auf einer Reise nach der Stadt durch einen großen Wald fahren, wo man in jener Zeit noch nicht vor Wölfen sicher war. Unterwegs traf er einen armen Mann an, der ihn bat, ihn doch ein Stückchen mitzunehmen. Mitleidig ließ der Bauer ihn aufsteigen und mitfahren. Als der Mann sein Ziel erreicht hatte,

bedankte er sich beim Absteigen mit den Worten: „Herrke, dafür wa eck Enne ook miene Hungd schicke.“ Als der Weg nun bald darauf in den Wald einbog, sah der Bauer seinem Wagen zwei Wölfe folgen, die sich jedoch immer in einiger Entfernung hielten und so den Bauern durch den ganzen Wald begleiteten, ohne ihn zu belästigen. Auf der ganzen Fahrt wurde der Bauer von keinem andern Wolfe angefallen. Er erkannte nun, daß jener Mann ein Werwolf gewesen war und ihn durch seine dienstbaren Wölfe vor andern Wölfen bewahrt hatte.

Die Toten, Totenspuk und dämonischer Spuk.

Tod anmelden.

Im Augenblick des Sterbens meldet sich der Sterbende bei den Verwandten an, mögen diese auch in weiter Ferne leben. Noch seltsamer aber ist, daß sich ein bevorstehender Todesfall schon vorher anzeigt. Gewiß, es gibt besondere einzelne Menschen, mit der Gabe behaftet, zukünftige Dinge vor auszusehen. Aber das ist doch noch ein anderes, wenn in vielen Fällen der Todgeweihte jeweils sich seinen Verwandten irgendwie vorher anzeigt. Der, der sterben soll, erscheint in eigener Person seinen Angehörigen auch über weite Entfernungen hinweg. Und das ist eben das Merkwürdige und Geheimnisvolle, daß gleichsam diese Menschen schon vor ihrem Tode „spuken“.

Voranmelden des Soldaten.

„Es war 1917. Zwei Tage bevor Tante Minnas Bruder fiel, kam er drei Nächte lang im Grubenanzug — der Onkel war Bergmann in Palmnicken gewesen — so wie er immer gekommen war, wenn er aus der Arbeit kam. Er saß auf dem Stuhl und sagte nichts. Am vierten Tage bekamen sie die Nachricht, daß er gefallen war. Auch bei seinen Eltern kam er in den drei Nächten ans Fenster klopfen. Immer dreimal hat er geklopft.“

Einer besieht sich seinen Leichenwagen.

„Der Herr Kaiser aus Palmnicken kriegte auf dem Feld Herzschlag. Mein Vater war damals Nachtwächter auf dem Werk,“ erzählt der 14 Jahre alte Heinz Stolzke. „Und in der Nacht, ehe er den Herzschlag kriegte, war mein Vater am Kohlenlager, und da kann er doch alles übersehen. Da sah er den Herrn Kaiser in den Schuppen gehen, wo der Leichenwagen steht. Er hatte sich Licht gemacht, und mein Vater konnte alles sehen. Wie mein Vater nach dem Schuppen kam, war alles dunkel, und keiner war da. Da hat der Herr Kaiser sich seinen Leichenwagen besehen.“

Der Onkel auf dem Iltis.

Der 36 Jahre alte Melkermeister Schwan aus Transsau im Kreise Fischhausen erzählt: Einmal waren Kälber ausgebrochen. Ich fuhr ihnen nach, es war um Mitternacht, auf dem Weg nach Sandhof. Am Kreuzweg leuchtet es plötzlich auf. Ein graues Tier, ein Iltis, läuft über den Weg ins Kornfeld rein. Auf ihm sitzt mein Onkel und ruft: „Gode Oawend, Emil!“ Am nächsten Tag verunglückte der Onkel in der Nähe durch die Bahn.

Wieder andere Sagen erzählen, daß der Tod selbst den Todesfall anmelden kommt. Der Tod, das ist in Ostpreußen eine sehr verschwommene Gestalt; oft ist einfach der Tote, sein Geist, damit gemeint. In der folgenden Sage scheint er allerdings ein wirklicher Tod, ein selbständiges Wesen zu sein.

Tod meldet Todesfall an.

Es heißt, daß der Tod drei Abende hintereinander kommt, um durch Klopfen an der Tür oder am Fenster den bevorstehenden Tod eines Angehörigen anzumelden. Zu einem Pfarrer im Soldauschen kam der Tod vor jedem Todesfall und klopfte dreimal. Der Pfarrer hatte sich schon so daran gewöhnt, daß er auf das Klopfen „Ja, ja,“ oder „Schon gut“ antwortete. Tat er das nicht gleich, so klopfte der Tod wieder dreimal, solange bis der Pfarrer durch seine Worte zu verstehen gab, daß er gehört habe.

Daß sich der Sterbende im Augenblick des Sterbens den Angehörigen anzeigt, wird überall in Ostpreußen erzählt.

Der Ruf am Fenster.

Als mein Großvater in der Fremde starb, erzählt der siebzehnjährige Westphal aus Inse, hörte meine Tante, als sie schlief, daß der Großvater am Fenster rief, mach mir auf. Als sie ihm aufmachen wollte, war keiner. Da sah sie in die Zeitung und las, daß er tot war.

Die Scheuentür sperrt.

Eines Tages betrat ein Arbeiter seine Scheune und öffnete die Scheuentür. Als er sie wieder schließen wollte, bekam er sie nicht zu. Kurz darauf erhielt er die Nachricht, daß ein naher Verwandter gestorben sei.

Die von selbst nähende Nähmaschine.

Ein alter Mann lag todkrank und wünschte seine Kinder noch einmal zu sehen. Alle waren erschienen, außer einem

seiner Söhne. Da sich das Leiden noch verschlechterte, blieb man lange auf. Um 11 Uhr fing plötzlich eine Nähmaschine, die im Zimmer stand, von selbst zu nähen an. Am nächsten Morgen erhielt die Großmutter die Nachricht, daß der Sohn, der nicht erschienen war, ermordet worden sei.

Solche Erzählungen laufen noch viele um, von Uhren, die in der Sterbestunde plötzlich stehen bleiben, vom Klopfen am Fenster und an der Tür; oder es fällt ein Bild herab, es hört sich an, als ob an der Bettstelle gerückt würde, eine Tür tut sich von selbst auf und zu.

Vampyr und lebender Leichnam.

Von Blutsaugern, Nachzehrern oder Vampyren.

In Zeiten großer Seuchen wie Pest und Cholera ist immer wieder der Glaube an die Blutsauger oder Nachzehrer, Ungeheuer oder Vampyre aufgetaucht. Das oft so schnelle Nachsterben vieler oder aller Familienangehörigen bei diesen ansteckenden Krankheiten verlangte eine Erklärung: Einer unter den Gestorbenen ist ein Blutsauger. Er steht des Nachts aus dem Grabe auf und saugt seinen Angehörigen das Blut aus, solange bis auch das letzte Familienmitglied gestorben ist.

Auch glaubt man, daß solche Leichen im Grabe sich selbst fressen und damit andere nachziehen. Schon der Kartograph Hennenberger berichtet, daß man das Schmatzen und Fressen solcher Verstorbenen in den Gräbern gehört und bemerkt habe, besonders während der Pest, die im Jahre 1564 in Preußen wütete. Wiederum glaubt man auch, daß der erste, der an solch einer Seuche stirbt, im Grabe aufrecht sitze und das Laken verzehre, und solange er daran zu zehren habe, das Sterben nicht aufhöre.

Solche Blutsauger und Nachzehrer sind daran zu erkennen, daß sie die frische, rote Gesichtsfarbe der Lebendigen nicht verlieren. Wird ihr verderbliches Treiben offenbar, so müssen sie wieder ausgegraben werden, und man muß ihnen den Kopf abschneiden oder mit einem Spaten abstoßen und zwischen die Beine legen. Spritzt dabei das Blut aus dem Halse, so ist es ganz gewiß, daß der Tote ein Nachzehrer war. Das Blut wird aufgefangen und jeder aus der Familie muß etwas davon trinken.

Solche Ausgrabungen und Enthauptungen von Blutsaugerleichen sind bis in die neuere Zeit wirklich vorgekommen. So hat in der Mitte des 18. Jahrhunderts der spätere, im Jahre 1820 verstorbene Landschaftsdirektor Joseph von Wollen-

schläger seinem verstorbenen Oheim, der in dem Verdacht des Blutsaugens stand, den Kopf abgeschlagen. Das hat sich zugegetragen in der Gruft des Klosters Jakobsdorf in Westpreußen. — Mit dem Ausbleiben großer Seuchen in der neueren Zeit ist auch der Vampyrglauben immer mehr verschwunden und dürfte heute wohl kaum noch weit verbreitet sein.

Der lebende Leichnam.

Es war einmal eine Frau, deren Mann war gestorben. Da kam der Schulze und fragte sie, ob sie nicht Angst habe, in derselben Wohnung zu schlafen. Sie sagte, nein. Am Abend fing sie an zu spinnen. Da richtete sich der Tote auf, und sie hörte vor Schreck auf mit dem Spinnen. Nach einer Weile fing sie wieder an zu spinnen. Da richtete sich der Tote wieder auf. Als sie nun zum drittenmal zu spinnen anfang, stand der Tote auf. Da lief die Frau auf den Boden. Der Tote lief ihr nach bis zu der Leiter, die auf den Boden hinaufführte und blieb da liegen. Am andern Morgen kam der Schulze nach der Frau sehen und fand den Toten vor der Leiter liegen, aber die alte Frau war fort. Da trug er den Toten zur Stube und ging die Frau suchen, aber er fand sie nicht. Erst am dritten Tage, nachdem man den Toten begraben hatte, fand man sie. Sie lag tot auf dem Boden unter dem Dach. Von da an haben die alten Leute nicht mehr das Spinnrad gedreht, wenn eine Leiche im Hause war.

In einer anderen Sage steht der in der Kammer aufgebaarte Tote, der ein großer Kartenspieler gewesen war, plötzlich in der Kammertür, und mischt sich in das Kartenspiel seiner drei Söhne in der Stube mit der Frage, „Wat ös Trompf?“ ein.

Der ruhelose Leichnam.

Als im Jahre 1343 die Pest in Preußen wütete, entfloh der Bruder Steino von Netten, um ihr zu entgehen, von Marienburg; aber nach Lauenburg gelangt, erlag er dem Tode, welchem er hatte entgehen wollen. Der Vogt von Lauenburg ließ ihn noch bei Abend feierlich bestatten; am folgenden Morgen ward jedoch die Leiche außerhalb des Grabmals gefunden. Und also ereignete es sich zu drei verschiedenen Malen. Nachdem dem Hochmeister dies Wunder berichtet wurde, sandte er einen Komtur dorthin, welchen er den Leichnam zu durchstoßen und ihn dabei zum Gehorsam zu ermahnen und anzubefehlen hieß, daß er sich nicht ferner vom Orte bewegen solle. Erst als dies geschehen und die Leiche nun zum vierten Male bestattet war, hatte dieselbe Ruhe im Grabe.

Die verstorbene Mutter stillt ihr Kind.

In Alt-Pillau starb eine Frau G. in den Sechswochen, das Kindchen aber blieb am Leben. Tag über schrie es sehr und war nicht zu stillen, aber um Mitternacht wurde es still, nur gab es Töne von sich, als sauge es an der Mutterbrust, auch hörte man es schlucken, ja man will sogar um diese Zeit an seinen Lippen Muttermilch gefunden haben. Die Wiege aber, wenn man sie bewegen wollte, war so schwer, daß sie niemand zu regieren vermochte. War die Mitternachtsstunde vorüber, so hörte das Kind mit Saugen auf, auch ging die Wiege wieder leicht.

Es ist ein Glaube, daß die junge verstorbene Mutter neun Tage lang ihr Kind nährt, andere sagen sechs Wochen lang vom Begräbnistage an.

Die tote Mutter von Zipperken.

In Zipperken im Kreis Pr. Eylau hatte eine junge Mutter ihr nur drei Tage altes Kindchen zurücklassen müssen. Der Mann nahm sich eine junge Wirtschafterin ins Haus, die sich aber um das Kindchen nicht viel kümmerte. Wie sie nun abends spät hereinkommt, da sieht sie die tote Mutter in der Küche Windeln waschen. Dann versorgt sie noch ihr Kind und geht. Von nun an nahm die Wirtschafterin das Kindchen gut in Acht, die Tote kam noch zweimal, und als sie sah, daß es dem Kindchen an nichts fehlte, winkte sie der Wirtschafterin freundlich zu und kam nicht mehr.

Umgehen der Totengeister.

Groß ist die Zahl der Sagen, die davon erzählen, wie die Verstorbenen noch eine zeitlang nach ihrem Tode spuken, sei es, daß irgend etwas bei ihrer Beerdigung versehen wurde, oder daß ihre menschlichen Leidenschaften noch eine geraume Zeit nachwirken, Haß oder auch Liebe, wie schon bei jenen sorgenden Müttern. Es ist, wie wenn das Leben noch nicht im Augenblick des körperlichen Sterbens aufhörte, sondern noch eine Zeit danach brauchte, um ganz einzuschlafen, noch eine geraume Zeit die in langen Lebensjahren vertraut und lieb gewordenen Orte und Menschen umirrte, aber auch die Stätten ungesühnter Schuld und haß- und leidenschaftserfüllter Verkettungen, die durch den Tod ungelöst zerschnitten wurden.

Mit Ausnahme der wenigen Fälle, in denen man von einem lebenden Leichnam sprechen kann, gehen die Toten um als Geister, haben wohl die Gestalt, die sie auf Erden besaßen, aber nicht mehr den Leib. Trotzdem sind immer wieder Sagen

zu treffen, in denen diese Geister so sind und tun, als ob sie noch den irdischen Körper hätten, wie jene Aufhockenden, die schwer sind, oder andere, die Gegenstände bewegen.

Der Tote legt sich in den Sarg.

Die Toten scheinen ein großes Interesse an den Vorbereitungen zu ihrer Beerdigung zu nehmen. Tischler erzählen davon, daß jedesmal die Säge klingt, wenn sie einen Sarg zu machen bekommen oder wenn sonst ein Geräusch ertönt. Auch erscheint der Tote selbst und sieht bei der Anfertigung des Sarges zu. Viele erzählen, wenn der Sarg nach dem Sterbehaus getragen wird, dann wird er plötzlich so schwer, daß die Träger ihn kaum zwingen. Man sieht nichts, und doch liegt der Tote drin. Da muß man den Sarg hinsetzen und sich verruhen.

Der Tote als Wächter.

Ein Dieb schlich sich in den Keller einer Familie, in der gerade der Mann gestorben war. Wie groß war aber sein Schreck, als er dort den Toten stehen sah, der ihn mit funkelnden Augen anstarrte und ihm mit der Faust drohte. Entsetzt floh der Dieb aus dem Keller.

Der sorgende tote Vater.

Ein Familienvater war gestorben. Da sahen ihn seine Kinder einige Zeit jede Nacht an den Schrank gehen, wo er nachsah, ob seine Kinder noch Brot hatten.

Die Tränen der Kinder.

Reusch erzählt in seiner Sagensammlung von 1863 folgende Sage: Der vor etwa 40 Jahren verstorbene Wirt Sch. aus Heiligen Kreuz hatte das Unglück, seine Frau früh zu verlieren. Die Kinder, die sie unendlich geliebt hatten, weinten und klagten über den Tod ihrer Mutter und waren nicht zu beruhigen. Auch der Mann war untröstlich, und noch trüber stimmte es ihn, daß seine geliebte Frau gar keine Ruhe im Grabe fand. Sie erschien ihm sogar des Tages und sah stets ihn flehend an. „Was willst du?“ fragte er sie einst mit beklommener Brust, „was kann ich tun für deine Ruhe?“ „Strafe die Kinder!“ entgegnete sie; „ihr Weinen und Klagen läßt mir keine Rast in der stillen Erde!“ Der Mann strafte die Kinder, daß sie ihren Gram unterdrückten, und die Tote erschien nicht wieder.

Der verstorbene Geizhals.

Der vor etwa 70 Jahren in Hohenstein verstorbene S., welcher übrigens einen Kobold hatte, soll nach seinem Tode

noch umgegangen sein. Am Begräbnistage soll er nach Zurückkunft der Leichenbegleiter mit seinem Knüppel an der Kammer-
tür gestanden und der Frau gewehrt haben, jenen aus der
Kammer Rum oder Schnaps zu verabreichen. Ein Stein-
sprenger versichert, ihn in der Allee nach dem Stadtwalde
getroffen zu haben, wo er ihm fortwährend den Weg vertrat
und deshalb für diesen Tag nicht zur Arbeit auf den Plan
gegangen, sondern voller Furcht und Schrecken nach der Stadt
zurückgekehrt zu sein.

Der ruhelose Liebhaber.

De ohl Bandsche ön Dollkeim hadd e Kesäng, de leet kein
Merjell in Ruh. He sturw plötzlich. Doa keem noam Begräfnis
een Merjell ganz vereschert (verängstigt und erschrocken) öne
Kich: „Fruke, oppem Hoff steiht de jung Herr oppem Mäst-
hupe on knallt mötte Pitsch.“ Dat duerd veer Wäke. Denn
bleew he weg. Sien Mutter säd ömmer: „Oawer Kinder, ök
kann doch nich dafär.“

Die aufhockende tote Frau.

Einem Mann aus Schnakainen war die Frau gestorben.
Schon nach kurzer Zeit ging er wieder auf die Frei. Er kam
erst kurz vor Mitternacht zurück, und es war recht dunkel.
Auf einmal sah er eine weiße Gestalt kommen, die sich ihm
auf den Rücken setzte. Es wurde schwerer und immer schwerer,
nur mühsam kam er weiter. Der Schweiß brach ihm aus allen
Poren, und ganz erschöpft kam er zu Hause an. Die weiße
Gestalt kann nur seine Frau gewesen sein.

Daß die Totengeister dem Menschen aufhocken, wird oft
erzählt, sei es die verstorbene Frau wie hier, oder die ver-
storbene Mutter, seien es andere, z. B. Geister der Ertrunkenen.
Die Aufhockenden bleiben manchmal unsichtbar, manchmal
sind sie als weiße, schattenhafte Gestalt zu sehen oder auch
als Skelettgestalt.

Sägespäne im Totenkissen.

Die Frau eines Besitzers in Sieden lag auf dem Sterbebett.
Sie bat ihren Mann, der ein Geizhals war, er möge die Kissen
in ihrem Sarg mit Heu füllen und nicht mit Sägespänen. Der
Mann aber sagte sich: „Das Heu kann auch die Stute fressen!“
und tat doch Sägespäne in die Kissen. Die Frau wurde be-
graben. In der Nacht nach der Beerdigung erwachten der
Mann und der Knecht von einem Geräusch. Alle Türen im
Hause sprangen auf, und man hörte, wie jemand durch das
ganze Haus ging. Die Schritte hörten sich aber genau so an,

wie die der Verstorbenen. Da packte den Mann große Furcht. Danach verschwand die Frau, die Türen schlossen sich, und es geschah nichts weiterhin.

Der ertrunkene Knecht.

Ein Mann hatte einen Knecht, der ihm wegen seiner Treue und Zuverlässigkeit sehr wert war. Eines Tages war der Knecht vom Felde nicht heimgekommen. Alles Suchen war vergebens, und der Bauer, der sehr traurig über das Verschwinden des Getreuen war, zergrübelte sich tagelang den Kopf darüber, wo er wohl hingeraten sein könnte. Da hörte er in einer Nacht, als alles still war, Schritte, als ob jemand in gänzlich durchnässten Stiefeln daherkäme. Die Schritte näherten sich seinem Bett, und er vernahm die Stimme seines Knechtes: „Herrke, dotte in jenem Loch, doa ligg ick.“ Am Morgen, als er aufwachte, ging der Bauer sogleich mit seinen Knechten mit Feuerhaken nach der bezeichneten Kaule, und wirklich zogen sie aus ihr die Leiche des ertrunkenen Knechtes heraus.

Das nasse Grab.

Ein Kind war in einem Grab beerdigt, das voll Wasser lief. Das Kind hatte keine Ruhe im Grabe, kam zu seinen Eltern, klopfte, sprach auch, bis die Eltern das Grab wieder öffneten und das Wasser beseitigten. Da kam das Kind nicht mehr.

Der bestohlene Tote.

Ein Mann fand an der See einen Toten. Er nahm ihn und trug ihn über die Düne. Dann zog er ihm die Kleider aus und bedeckte ihn mit Ästen. In der ersten Nacht kam der Tote, klopfte an das Fenster und sagte: „Komme mich bedecken und bringe meine Kleider!“ Aber der Mann hörte nicht darauf. In der zweiten Nacht machte der Tote die Türe auf und sagte wieder dasselbe. Aber der Mann kümmerte sich nicht darum. In der dritten Nacht kam der Tote bis an das Bett des Mannes und sagte: „Bringe mir die Kleider und begrabe mich!“ Da hat der Mann den Toten begraben, und seitdem ist er nicht wiedergekommen.

Die Gräfin und ihre Katzen.

Als Georgenburg noch den Grafen von Schlieben gehörte, war da mal eine Gräfin, die hatte zwei schwarze Katzen als ihre Lieblingstiere. Vor ihrem Tode wünschte die Gräfin, daß man die Katzen nicht sollte vom Brunnen fortjagen. Die Gräfin starb; die Katzen waren immer am Brunnen. Zwei

Mädchen vertrieben sie einmal von da. Da hörten die Menschen in der Nacht am Brunnen jemand heulen. Es war die Gräfin, die keine Ruhe finden konnte, weil man ihre Katzen verjagt hatte. Dreißig Tage mußte die Gräfin in jeder Nacht am Brunnen heulen.

Der Schatten des Kindes.

Ein Vater hatte sich mal beim Begräbnis seines Kindes betrunken, so daß er nicht an der Feier teilnehmen konnte. Als er nun in der Nacht schlief, bemerkte er, als er erwachte, den Schatten seines Kindes, mit dem er oft zusammengeschlafen hatte, an der Wand. Das ging mehrere Nächte so. Da betete er, daß das Kind im Grabe Ruhe haben möge; der Schatten ist nun nicht mehr gekommen.

Vom Mann, der Oblaten mißbrauchte.

Ein masurischer Bauer schluckte beim Abendmahl die Oblaten nicht herunter, sondern ließ sie heimlich ins Taschentuch gleiten und hexte zu Hause mit ihnen. Von der Zeit hatte er im Hause viel Glück. Er hatte aber einen schweren Tod, und auf dem Sterbebette schrie er immer: „Im Stall, im Stall!“ Als er gestorben war, kam er fast jede Nacht vom Friedhof ans Fenster und klopfte. Wie sein Bruder das hörte, hatte er große Angst und erzählte es seinen Nachbarn. Die rieten ihm, er solle den Toten nach seinem Wunsche fragen. Als der Tote in der nächsten Nacht wieder ans Fenster klopfte, ging sein Bruder hinaus und fragte ihn: „Was willst du?“ Der Tote antwortete: „Lieber Bruder, ich bitte dich um Christi Barmherzigkeit willen, geh doch in den Stall. Ich habe dort in der Krippe ein Loch ausgebohrt und in dem Loch das Brot vom Abendmahl verwahrt. Nimm es doch heraus, damit ich endlich im Grabe meine Ruhe finde.“ Am nächsten Morgen ging der Bruder in den Stall und fand wirklich an der bezeichneten Stelle zwölf Oblaten. Er brachte sie sofort zum Pfarrer. Dieser segnete sie in der Kirche nochmals wie beim Abendmahl, und dann mußte sie der Bruder aufessen. Der Tote kam nun nicht mehr wieder.

Der hingerichtete Bauer.

Im 18. Jahrhundert ließ einmal ein Edelmann einen Bauer in T. ohne weiteres enthaupten, weil der Bauer herrschaftliches Getreide abgeweidet hatte. Seitdem verfolgte den grausamen Herrn in Feld und Wald, in Haus und Hof, bei Tag und Nacht bis zu seinem Tode des Untertanen Geist mit dem Kopfe unter dem Arm.

Das zerfallende Skelett.

Nicht eigentlich Spuk und doch ein spukhaftes Geschehen, das um Schuld und Vergebung webt, waltet in dieser Sage: Die Frau des Bauern Gand aus Gr. Trukainen erzählt: Junge Leute hatten bei einer Grabung ein Skelett gefunden; das brachten sie in die Spinnstube. Hier wurde damit allerlei Unfug getrieben, bis ich wegen des Lärmes eintrat. Ich verwahrte die Anwesenden ernstlich und sprach zum Skelett: „Bist du der . . . ? Dir habe ich längst vergeben.“ Das Skelett schrumpfte zusehends zusammen, bis auf ein Häufchen Asche. Nach gemeinsamem Gebet wurden die Überreste von der Jugend zurückgetragen.

Von Selbstmördern oder durch Mörderhand gewaltsam ums Leben Gekommenen glaubt man, daß sie solange umgehen müssen, bis die Zeit ihres eigentlich vorbestimmten natürlichen Todes herangekommen ist. — In den bisher erzählten Spuksagen gingen die zum Umgehen Verdammten immer bald zur völligen Ruhe ein. Doch nur ein Teil aller Totenspuksagen weiß von einer baldigen Erlösung. Viele Tote gehen um, ohne daß ein Ende ihres Spuken-Müssens abzusehen ist oder erwähnt wird. Von manchen der Geister weiß man noch, wer sie sind; oft sind es Menschen, die vor hundert Jahren und mehr lebten und seitdem nicht zur Ruhe kamen, wie jene Schwedenkrieger, Franzosenabteilungen vergangener Kriege. Alte Schuld, der leidenschaftliche Drang, ihre im Leben einst angezweifelte Unschuld zu erweisen, treibt die Geister umher; zwingt sie häufig, in qualvoller Gleichmäßigkeit immer und immer wieder an der gleichen Stelle dieselben Handlungen vorzunehmen. Seltener ist, daß auch ein schuldlos Gestorbener, ein Ertrunkener etwa, zu einem immer wiederholten Erscheinen an der Stelle, wo das Unglück geschah, gezwungen wird. Oft verlieren sich die Geschehnisse, die lebende Menschen durch den Tod zu ruhelosen Gespenstern werden ließen, ganz in unbestimmtem Dämmer lang verflossener Zeiten. Sie spuken einfach, solange man denken kann. So ist es mit einem Teil der weißen oder schwarzen Frauen, die auf Bergen ihr Wesen treiben, an Stätten, wo einmal ein Schloß untergegangen sein soll oder mit den Geisterkutschen, Geisterreitern.

Den Lebenden erscheint das Treiben dieser Geister oder Gespenster boshaft, furchtbar, nicht in erster Linie mitleid-, sondern angst- und grauenerregend. Und doch wäre eigentlich das Gespenst selbst das Bemitleidenswerte, sein innerstes Wesen ist doch wohl immer — wenn auch oft nicht ausgesprochen — seine Sehnsucht nach Ruhe, sein Erlösungsbedürfnis; und sein sichtbares Hervortreten aus der Welt des Unsichtbaren, das

die Lebenden mit Schrecken erfüllt, verfolgt vielleicht immer den Zweck, sich den Menschen in der Hoffnung auf endliche Erlösung bemerkbar zu machen. Wirklich erzählt wird es bei jenen nur kurze Zeit nach dem Tode Umgehenden, denen die Ruhe verhältnismäßig einfach verschafft werden konnte; sonst sind die Sagen von den weißen oder schwarzen Frauen in Ostpreußen vor allem Erlösungssagen, nur daß hier die Erlösung viel schwerer ist und fast nie gelingt.

Die drei Domherren.

Eine Frau ging einmal nachts auf den Domberg. Sie war dort zu einem Domherrn zum Waschen bestellt. Sie hatte um drei Uhr früh kommen sollen, hatte sich aber in der Uhr versehen, und es war erst kurz vor Mitternacht, wie sie nachher merkte. Aber jetzt wußte und ahnte sie nichts von der Geisterstunde. Sie kam an einer Scheune vorbei und sah im sommerlichen Halbdunkel drei Domherren daherkommen, die das Brevier beteten. In gewohnter Weise sagte die Frau ihren christlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Da schrien die drei Herren laut auf und waren verschwunden; die Frau aber konnte nicht sehen, wo sie geblieben waren. Wie sie nach Hause gekommen, weiß sie auch nicht, so sehr hatte sie die Angst gejagt.

Die unschuldig gerichtete Nonne.

Weskeim im Kreise Pr. Eylau soll früher ein Nonnenkloster gewesen sein. In dem Kartoffelkeller des heutigen Gutes — dem Rest eines alten, unterirdischen Ganges — ist zuweilen und besonders in der Stille der frühen Morgen- oder späten Abendstunden ein Rascheln und Stöhnen, ein Winseln und Klagen zu hören. Die Leute erzählen, die junge Nonne meldet sich, die hier vor einigen hundert Jahren eingemauert worden ist und heraus will, um ihre Unschuld zu beteuern. Diese junge Nonne war nämlich beschuldigt worden, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben. Obwohl sie ihre Unschuld beteuerte, hätte die harte Äbtissin sie in den unterirdischen Gang einmauern lassen. Vorher hatte die Nonne aber einen jungen Lindenbaum mit den Zweigen in die Erde gegraben. Würde er wachsen, dann sollte ihre Unschuld erwiesen sein. Der Baum ist angewachsen und steht heute so im Park des Rittergutes Weskeim; die Äbtissin hatte dieses Gottesurteil jedoch nicht mehr abgewartet.

Ein Ertrunkener erscheint.

Im Kanal bei Hirschfeld, Kreis Pr. Holland, ist einmal ein

Mann ertrunken, und jedes Jahr an demselben Tage, nachts zwölf Uhr, soll man ihn an der Stelle, wo er ertrunken ist, sehen können.

Der tote Schwedenhauptmann.

An der Adlerbrücke vor Labiau, rechts von der Straße, die nach Tilsit führt, wurde in der Schwedenzeit ein schwedischer Hauptmann auf einem Spaziergange überfallen, ermordet und verscharrt. Alles Suchen war vergebens, und seine Kompanie mußte ohne ihn abmarschieren. Jährlich in der St. Jacobi-Mitternacht steigt eine Kompanie Schweden in Trauerrüstung aus der Erde, da, wo der Mord begangen worden ist, legt den erschlagenen Hauptmann auf eine Bahre und bringt ihn mit allen militärischen Ehren von der Adlerbrücke durch die Dammstraße, Marktstraße und Vorstadt bis auf den Kirchhof am Königsberger Tore. Hier wird die Leiche in geweihter Erde beigesetzt; sodann verschwindet alles im Nu.

Spuk auf dem Mörderberg.

Hinter dem Gemeindebruch Friedrichswalde, Kreis Goldap, ist ein kleiner Berg, der Mörderberg genannt wird. Vor tausend Jahren lebte in der Umgegend ein Viehhändler, der besaß viel Geld. Die armen Bauern von Friedrichswalde haben diesem eines Tages aufgelauert und ihn auf jenem Berge ermordet und verscharrt. Seitdem heißt der Berg Mörderberg. Jede Nacht, in der Zeit von elf bis zwölf Uhr, hört man auf dem Berge ein Gewimmer und Geschrei. Auch die Bäume lassen vor Trauer ihre Zweige bis tief auf den Boden hängen.

Der Soldat mit der Kette.

Irgendeine Freveltat muß wohl auch bei Lebzeiten jener Soldat begangen haben, der sich in dem Spukbruch zwischen Dombrowken und Rossossen im Kreise Darkehmen abends immer sehen ließ. Er erschreckte die Leute mit klirrenden Ketten und Geschrei. Mehrere Dombrowker, die den Soldaten mit eigenen Augen gesehen haben, sollen am nächsten Tage schwer krank geworden sein.

Weißer Frau im Schloß zu Schlodien.

Im Schloß zu Schlodien im Oberlande, dem Stammsitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, hat einmal eine Gräfin gewohnt, die so habsüchtig war, daß sie noch auf ihrem Sterbebette ihren Mann wegen des Testaments beunruhigte. Zur Strafe hat sie selbst keine Ruhe im Grabe. In dem Zimmer,

wo ihr Mann starb, zeigt sie sich besonders in der Nacht, und wenn man sie auch nicht sieht, so hört man doch das Rauschen ihrer schwer seidenen Gewänder. Wenn die Gräfin aber umgegangen ist, dann folgt bald darauf ein Todesfall in der Familie.

Der umgehende Gotteslästerer.

Nördlich von Bischofsburg liegt Dembowen. Dort soll nachts der frühere Förster von Dembowen, Steingräber, spuken. Die Leute hatten ihn als Grobian und Gotteslästerer gekannt, bei dem jedes Wort ein Fluch war, der sonntags keine Kirche kannte. Zur Strafe soll er ruhelos zwischen See und Berg in seinem Walde wandern. Auf einem kleinen Waldsee in jenem Walde hörten die Leute nachts immer jemand rufen.

Der ungetreue Pfarrer.

In Tharau stand eine alte Wassermühle, die im Jahre 1925 abgebrochen wurde. Von ihr wird erzählt, daß es dort umgehe. Ein Pfarrer hatte in die Kirchenkasse gegriffen, und der Wassermüller hatte seine Hand mit im Spiele gehabt. Nun war der Pfarrer nach seinem Tode in der Mühle zu sehen; er ging so schnell, als liefe er immer und schleppte einen schweren Mehl-sack voll Gold hinter sich her. Er war im schwarzen Talar und hatte weiße Beffchen um den Hals gebunden; der spukende Pfarrer hatte keinen Kopf.

Die diebische Pfarrmagd.

Die Tochter eines Pfarrers Batocki in Legitten starb, und im Sarge wurde ihr ein ganz neues Hemd angezogen. Die Magd, die das Hemd gern besitzen wollte und schon lange mit gierigen Blicken danach gesehen hatte, schlich sich in der Nacht nach der Totenwache an den Sarg und stahl das Totenhemd. Bald darauf erschien ihr die Verstorbene, strafte sie mit Worten und kündigte ihr ihren Tod an, der auch bald darauf erfolgte. Sie hatte durch den Diebstahl die Ruhe einer Toten gestört und findet nun selbst keine Ruhe. In jeder Nacht geht sie um die Kirche und will das Hemd gerne wiedergeben, aber niemand nimmt es ihr ab.

Die Kindsmörderin.

In demselben Dorfe Legitten lebte einst ein Organist still und friedlich mit seinem Weibe und seiner einzigen schönen Tochter. Da kam ein junger Kriegsmann in das Dorf und verliebte sich in das Mädchen. Sie erwiderte diese Liebe; aber als er sie mit Schande bedeckt hatte, verließ er die Gegend und kam nie wieder. Den Organisten drückte schwerer Kummer

über den Fall seiner Tochter, und je inniger er sie vorhin geliebt hatte, desto heftiger waren jetzt seine Vorwürfe. Sie aber konnte den Gram und die Vorwürfe des Vaters nicht länger ertragen und verletzte sich und ihr Kind mit einem Rasiermesser und stürzte sich mit dem Kinde in den Brunnen auf dem Hofe. Aber die unglückliche Kindsmörderin hat im Grabe keine Ruhe. In jeder Vollmondsnacht — denn um diese Zeit hat sie den Mord vollbracht — geht sie auf Pantoffeln, nur mit einem Hemde bekleidet, mit fliegenden Haaren, das Kind über der Schulter hängend, daß die Schnittwunde vorn am Halse zu sehen ist, um den Brunnen und von hier nach der Kirche, wo sie verschwindet.

Der umgehende Landmesser.

In dem Dorfe Malga im Kreise Neidenburg lebten zwei unzufriedene, selbstsüchtige und zänkische Nachbarn. Der Grund ihres Streitens waren die Grenzen ihres Landes. Endlich schlug der eine, der wohl wußte, daß er im Recht war, vor, einen Landmesser zu bestellen. Darüber wurden sie sich auch einig. Der andere Bauer aber bestach den Landmesser, ließ ihm durch seine Frau zuvor seine fetteste Gans zum Geschenk hintragen. Als der Tag kam, an dem der Landmesser den Acker der beiden streitenden Bauern betrat, bekam natürlich der Recht, der ihn bestochen hatte. Der Landmesser starb bald darauf. Weil er aber nicht recht gehandelt hatte, so muß er jetzt umgehen. Jede Nacht um die zwölfte Stunde kann man ihn mit der Laterne die Grenzen abschreiten sehen.

Ein Spuk in der Kirche von Gr. Arnsdorf.

In Gr. Arnsdorf spukt es in der Kirche solange schon, wie dieselbe steht. Es singt oft in der Kirche, wenn sie leer ist. Kurz vor dem Kriege von 1870/71 hat es dort gesungen: „Nun danket alle Gott!“ Der Pfarrer hat nachsuchen lassen, aber niemand gefunden. Einmal hat es gesungen, während die Pfarrkinder nach Hause gehen wollten; da hat der Pfarrer ihnen bis an die Grenze nachläuten lassen, damit der unheimliche Gesang übertönt würde. Oft ist mitten in der Predigt die Tür von der Dreeßkammer (Sakristei) dreimal auf- und zugemacht worden, ohne daß man hat erkennen können, wer es getan hat. Einmal hat ein Pfarrer vergebens durch diese Tür aus der Kirche gehen wollen; es ließ ihn nicht durch. Er hat mit den Büchern im Arm, vor den Augen der Gemeinde, durch die Hallentür gehen müssen, um nur überhaupt hinauszukommen. — Wenn sich nur ein Pfarrer dazu bereifinden könnte, den anzureden, der diesen Spuk betreibt; denn das ist doch gewiß jemand, der etwas Schweres verschuldet hat und nun nicht Ruhe finden kann.

Reiter ohne Kopf.

1. Da, wo der Weg von Wolitta nach Kahlholz führt, steht unweit des Dorfes ein Insthaus, das zum Gut Schreinen gehörte, jetzt Siedlung Margenfeldt. Hier soll es nicht geheuer sein. Ein Besitzer aus dem Dorfe Wolitta war an einem Wintertag nach Balga gefahren, um verschiedene Geschäfte zu erledigen. Er hatte sich etwas verspätet, darum brach die Dunkelheit schon herein, als er nach Hause fuhr. Schon sah er die Lichter seines Dorfes in der Ferne leuchten. Da scheuten seine Pferde und schnoben. Sie wollten nicht von der Stelle gehen. Indes sah der Besitzer vor dem Fuhrwerk einen schwarzen Reiter auftauchen. Er ritt auf einem großen, schwarzen Pferde. Den Kopf trug er unter dem Arme. Er ritt quer über den Weg und verschwand im Insthause. Viele Leute des Ortes behaupten, den kopflosen Reiter in Winternächten gesehen zu haben.

2. Im Schloßpark in Langheim ist ein kleiner Berg, der sich wie eine Halbinsel in ein Gewässerchen erstreckt. Die Kinder sind abends hierher gekommen, so heißt es, um sich die Füße zu waschen. Plötzlich sind sie erschreckt aufgesprungen und davongelaufen, weil sie einen Reiter ohne Kopf gesehen haben, der den Berg hinuntergeritten ist.

Gespent ohne Kopf und Beine.

Ein Mann namens Braun aus Transsau ging von Mülsen nach Transsau. Am Kriegsstein — zum Andenken an die Rudauer Schlacht — versperrte ihm ein Mann ohne Kopf und Beine den Weg. Er sah eigentlich nur einen Mann mit Knöpfen. Der Mann hatte einen Stock. Mit seinem Stock schlug Braun, als der andere nicht ausweichen wollte, auf den Stock der Gestalt. Diese ließ ihn durch, sprang aber auf seinen Rücken, und er mußte sie bis Transsau tragen.

Die Spukkutsche von Frauenburg.

Um Mitternacht vor allen großen Marienfesten fährt mit lautem Geratter und Gerumpel eine schwarze Kutsche vom Dom durch die engen Gassen der Stadt. Viele alte Leute wollen sie gesehen oder gehört haben. Vier schwarze Pferde, die aus den Nüstern Feuer spritzen, sind davorgespannt. In der Kutsche sitzen drei Männer, aber die Köpfe tragen sie unter dem Arm. Es sollen drei Ordensritter sein, die einst die heilige Jungfrau verspottet haben und nun keine Ruhe im Grabe finden können. Vor jedem Muttergottesfest machen die Spötter die mitternächtliche Fahrt vom Dom durch die Stadt bis hinter zum „Eichwald“, einem weiten Haffwiesengelände. Dort

tut sich die Erde auf und unter fürchterlichem Donnerkrach verschwinden Kutscher und Insassen. — Es wird auch erzählt, daß die Kutsche vom Domberg her bis zur Schulstraße in der Luft fährt und von der Schulstraße bis zum Haff auf der Erde, und daß zwölf Rappen mit Menschenköpfen die Kutsche ziehen, in der zwölf Menschen mit Pferdeköpfen sitzen.

Die Ritter und Nonnen von Kreuzburg.

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Markthaus standen, hat sich an jedem Neumonde eine gar seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde schlug, ist nämlich aus der Kirchenstraße, die nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf dem Schloßberg führt, ein Zug von vier Wagen gekommen, die besonderer Art und unverdeckt waren, so daß man die darin Sitzenden deutlich erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen bespannt. Jene schritten ruhig einher, die Rappen aber haben Funken aus Maul und Nüstern geschoben. In den beiden ersten Wagen haben, je zu sechs, zwölf Nonnen gesessen, in weißem Ordenskleide, mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in jedem der beiden letzten Wagen befanden sich sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helme unter dem Arm hielten. Dreimal hat der Zug die Runde um den Ring des Marktes gemacht, doch ohne daß von dem Rollen der Räder etwas zu vernehmen gewesen wäre. Statt des Kutschers hat auf dem Wagen der Nonnen ein weißes Lamm, auf dem der Ritter ein schwarzer Ziegenbock, gleich den von ihm gelenkten Rossen Funken sprühend, gesessen. Im alten Rathause ist der Zug verschwunden, und man hat aus demselben eine gar wilde, lustige Musik mit abwechselnden rauhen Männerstimmen und zartem weiblichem Gesange gehört, zwischen denen es oft wie Orgeltöne und Choral geklungen. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde ist der Zug der Wagen wieder aus dem Rathause herausgekommen, hat von neuem dreimal die Runde um den Markt gemacht, ist aber nicht zur Kirchenstraße, sondern zur Hof- und Schloßstraße hinausgefahren. Nun haben aber auf den geharnischten Leibern der Ritter die verschleierte Nonnenköpfe gesessen, während die Nonnen mit Helmbusch und geschlossenem Visiere angetan gewesen sind. Also ist die Erscheinung von den Wächtern und den Marktbewohnern an jedem Neumonde gesehen worden, bis zum Pfingstfest 1818, wo Markt und Rathaus durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Nur ein einzelnes altes Gemäuer war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen,

und zwar sogleich, als sie über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße dahengerollt sind. Neunmal haben sie die Runde um den rauchenden Markt gemacht, und sind dann in das stehengebliebene Haus eingefahren, in welchem sich der frühere Jubel wiederholt; doch sanfter hat die Musik geklungen, und Orgelton und Chorgesang haben den wilden, lustigen Reigen niedergehalten, sodaß er je länger je mehr verhallt ist. Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen und abgetragen ist, sind die Ritter und Nonnen nicht mehr erschienen, aber am ersten Neumonde, nachdem der Markt frei gewesen, hat sich an der Stelle des alten Gebäudes eine gar liebliche, sanfte Musik hören lassen, aus der man hat entnehmen wollen, daß die Ritter und Nonnen nun endlich zur ewigen Ruhe eingegangen wären.

Das Gericht im Rathaus.

Vom Rathaus in Kreuzburg geht auch noch diese Sage: Als das alte Rathaus noch stand, haben manche der Vorübergehenden des Nachts die Fenster in der Ratsstube erleuchtet gesehen. Da nun einst ein Mann, dem das Geschäft oblag, die Uhr auf dem Rathausturm zu stellen, dieses am Tage unterlassen hatte, und er sich dieser Nachlässigkeit noch spät am Abend erinnerte, so habe er, sagt man, um seinen Fehler wiedergutzumachen, noch um diese späte Tageszeit die auf den Turm führende Treppe erstiegen, habe die Uhr gestellt, und nachdem er hinabgestiegen, die zur Ratsstube führende Türe vorübergehend, einen aus den Ritzen derselben hervordringenden Lichtschein gesehen. Er habe hierauf, von Neugierde getrieben, durch das Schlüsselloch gesehen und sei mehrerer in altertümlicher Tracht gekleideter Herren, um den in der Mitte der Stube stehenden Tisch sitzend, gewahr geworden. Nicht weit von der Türe habe ein Mann gestanden, der sich durch seine mit Ketten belasteten Hände als ein Verbrecher zu erkennen gegeben. Einer von den Herren sei sehr eifrig mit Schreiben beschäftigt gewesen, ein anderer, welcher ihm der älteste zu sein geschienen, habe endlich ein dünnes Stäbchen genommen und, dieses gegen den Verbrecher haltend, entzweigebrochen.

Schwarzer Mann und schwarzer Hund in Döhringen

Im Döhringer Park, im Kreise Osterode, ist ein Schloßberg. Auf ihm soll einst das Schloß des Ritters Durung gestanden haben. Der Ritter führte aber einen bösen Lebenswandel, deshalb versank er eines Tages mit dem Schloß in die Tiefe. Er fand jedoch im Grabe keine Ruhe, sondern irrt als schwarzer Mann oder schwarzer Hund im Döhringer Park umher. Besonders an einem Stein dicht an der Chaussee hält er sich gern

auf; dort soll er seine Schätze vergraben haben. Viele sind diesem Ritter Durung begegnet. Einmal kamen zwei angesehene Einwohner der Gemeinde im Wagen von der Jagd nach Hause. Auf der Schildecker Brücke sahen sie ein schwarzes Tier, das sie für einen Hund hielten. Der bessere Schütze von den beiden schoß auf das Tier; da war es plötzlich verschwunden. Der Sohn dieses Schützen, der jetzige Bürgermeister der Gemeinde, kam einmal mit dem Rad auf der Straße gefahren. Auf der Schildecker Brücke saß wieder der schwarze Hund. Der Mann glaubte schon, er müßte ihn überfahren, denn da es hier bergab geht, so konnte er nicht so schnell bremsen. Doch plötzlich war der Hund verschwunden. Derselbe Mann ging einmal zu Fuß den Landweg, der dicht am Döhringer Park entlang zur Schildecker Chaussee führt. Auf einmal ging zwischen den Bäumen ein schwarzer Mann. Als der Bürgermeister ihn ansprach, war er plötzlich verschwunden.

Der schwarze Hund im Schloß Cremitten.

Im Schloß von Cremitten findet der Geist eines schlechten Ritters keine Ruhe. Er ist in einen großen, schwarzen Hund verwandelt, der sich bei Tage in einem der unterirdischen Gänge aufhält, die das Schloß mit der Kirche in Cremitten oder mit dem Park des Schlosses Langendorf verbinden, wo die alte Burg gestanden hat. In der Nacht hat der Hund sich hin und wieder gezeigt, und wer ihn sah, für den bedeutete es den Tod. So lag einmal ein junger Mann im roten Insthaus, nicht weit von der Ruine, krank. Er kannte die Sage von dem Hund, hatte aber immer darüber gespottet. Eines Abends, während er im Bett lag, saßen seine Angehörigen um den Tisch. Das Fenster war nicht verhängt. Da schrie der Kranke plötzlich auf, zeigte mit der Hand nach dem Fenster und rief: „Da ös de Hund!“ Nun wußten die Angehörigen, daß es mit ihm zu Ende ging. Am andern Morgen lag er tot in seinem Bette.

Eine Tote als Katze.

Bei Katzen, besonders, wenn man sie in der Nacht trifft, kann man nie wissen, ob man es mit einer „guten“, d. h. richtigen oder mit einer „bösen“, d. h. einer Gespensterkatze zu tun hat. Man sagt z. B. daß dreifarbigte Katzen gut sein sollen. — Als die Mutter von der P. in Jäskendorf begraben war, ging der P. immer eine Katze dicht vor den Füßen. Sie war schwarz mit einem weißen Schwanz. Die P. sprach kein Wort, da verschwand die Katze; die P. meint, es könnte ihre verstorbene Mutter gewesen sein.

Die schwarze Ziege.

Es kam einmal ein Mann um zwölf Uhr in der Nacht von Besuch. Da sah er eine schwarze Ziege mit goldener Kette, die lief in einen hohlen Baum. Das tat sie jede Nacht, vorher ging sie in den Fluß trinken. Weil sie in den hohlen Baum lief, so ist das ein Zeichen, daß sich an diesem Baum einmal einer erhängt hat.

Die arme Seele als Krähe.

Im Jahre 1921 starb in Stallupönen die Frau eines Tierarztes. Ihr Grab wurde schön geschmückt, der Witwer aber nahm eine zweite Frau. Da sahen eines Tages die Leute, daß auf dem Grabe die Pflänzchen ausgerissen und die Blumen aus der Vase herausgeworfen waren. So ging es mehrere Tage. Da sahen Frauen, die in der Nähe Gräber pflegten, wie eine Krähe sich auf dem Grabe niederließ, die Pflänzchen aus der Erde zupfte und auch die Blumen aus der Vase riß. Sie verscheuchten die Krähe, aber sie kam lange noch immer wieder und zerstörte den Schmuck des Grabes. Da ging in der Stadt die Rede, dieser Vogel sei die arme Seele der verstorbenen Frau, die von ihrem Manne schlecht behandelt worden sei und deshalb nicht wolle, daß er ihr Grab schmücke.

Solcher Sagen von Toten in Tiergestalt ließen sich noch viele erzählen, meistens sind es Hunde oder Katzen, aber auch von Kalb, Hase usw. erzählt man sich. Oder ein leidenschaftlicher Jäger geht als Wolf oder Fuchs um.

Fohlen ohne Kopf.

In Bersteningken, Kreis Gumbinnen, liegt dicht am Kirchhof ein Torfbruch, das heißt das Schwarzloch. Dort soll um Mitternacht ein schwarzes Fohlen ohne Kopf herumlaufen.

Lichterscheinungen.

Tote gehen auch um als Lichterscheinungen. Wenn sie draußen auf Feldern, an Wegen, Sümpfen sich blicken lassen, dann nennt man sie gemeinhin Irrlichter, auch — besonders in den Kreisen Bartenstein und Pr. Eylau — Lichtkedräger. Und diese werden dann für die Seelen ungetaufter Kinder gehalten, oder für die Geister Ermordeter. Auch sollen es die Seelen Ertrunkener oder im Moore Versunkener sein, oder böser Menschen, die sonst umgekommen sind. So zeigen sich diese Erscheinungen denn auch da, wo ein Mensch begraben liegt, der nicht kirchlich beerdigt ist. Wiederum heißt es, daß

Seelen von Kindern, die im Mutterleib getötet worden sind, als Irrlichter umgehen und nach dem Leben suchen. — In Germau im Kreise Fischhausen zeigen sich Irrlichter um alte Heidenbegräbnisse, die gestört worden sind. Der Feuermann, der besonders im Kreise Nordenburg bekannt ist, dort auch Schwitnick und ähnlich heißt, ist die Seele eines Landmessers, der zu Lebzeiten falsch gemessen hat und im Tode in feuriger Gestalt immer wieder die Grenzen vermessen muß.

Das mahnende Licht.

Als der Vater des jetzt über 70 Jahre alten August Neumann aus Schillgehen in seiner Jugend einmal mit mehreren Bur-schen und Mädchen nachts auf dem Bleichplatz gewesen ist, bemerkten sie plötzlich im Hause Licht. Als sie hineingingen, war es verschwunden. Als sie auf die Bleiche zurückkehrten, sahen sie das Licht von neuem. Nun waren damals schon die Eltern des jetzigen Besitzers jenes Hauses gestorben. Bei Lebzeiten hatten sie aus irgendeinem Grunde gelobt, ein Kreuz im Garten zu setzen, waren darüber aber gestorben, und die Kinder hatten die Erfüllung des Gelübdes vernachlässigt. Die Lichterscheinung wurde nun so erklärt, daß die Verstorbenen die Kinder mahnen wollten, und diese setzten jetzt wirklich das Kreuz, worauf das seltsame Licht sich nicht mehr zeigt hat.

Das Licht der Selbstmörder.

1. Nahe bei Pr. Holland ist eine Kiesgrube, in der sich zwei bis drei Meter tiefe Löcher befinden. Einmal hat sich dort ein Mann das Leben genommen. Noch heute ist ab und zu ein Licht am Rande der Grube zu sehen.

2. In der Nähe von Jedwabno erhängte sich vor etwa dreißig Jahren ein Mann namens Hensel in einer auf dem Felde erbauten Scheune. Um die Mitternachtsstunde soll dort jede Nacht ein Licht gewesen sein. Das Licht erschien gespensterhaft und verfolgte jeden.

Das Licht in den Sunkler Wiesen.

Vor dem Kriege haben die Dombrowker oft ein Licht gesehen, das zwischen dem Kl. Sunkler Friedhof und Gr. Sunkeln hin- und herwanderte. Auf dem Sunkler Friedhof soll ein Verbrecher begraben liegen, der zu seinen Lebzeiten viele Menschen umgebracht haben soll und dafür nach seinem Tode auf dem Schauplatz seiner Taten ruhelos umherirren muß.

Ein Irrlicht lacht und klatscht in die Hände.

Schlechte Menschen und ungetaufte Kinder, die als Irrlicht gehen müssen, hocken dem Wanderer auf, so daß er oft den Tod davon hat, oder sie locken ihn in Moor und Sumpf. Einem Knecht erging es so: er ging im Dunkeln auf dem Wege von Saalfeld nach Gr. Kanten. Da sah er mit einem Mal ein Licht vor sich und freute sich, daß er Gesellschaft bekäme. Er folgte dem Licht, und schon lag er in einem wohl zwölf Fuß tiefen Loch des großen Torfbruches. Das Licht aber stand über ihm und lachte ganz laut und klatschte in die Hände. Nur mit Mühe konnte sich der Knecht wieder auf das Feste retten. — Es wird auch gesagt, daß es für schlechte Menschen zur Strafe sei, wenn sie nach ihrem Tode als Irrlichter Menschen ins Bruch führen müssen, und sie müssen ihr Röcheln und Bitten anhören, dürfen aber nicht helfen.

Totenspuk auf dem Friedhof und in Kirchen.

Der Friedhof ist das eigenste Reich der Toten. Geister-sichtige können sehen, wie bei der Annäherung eines Begräbnis-zuges die Toten auf der Kirchhofsmauer sitzen und den Neuen in ihrer Gemeinschaft erwarten. Auch sonst will man gesehen haben, daß die Toten über den Kirchhofszaun schauten. Um die Köpfe hatten sie weiße und schwarze Tücher gebunden. Ist es überhaupt ja nicht ratsam, sich mit erscheinenden Toten einzulassen, so ist das besonders gefährlich auf dem Kirchhof. Hier ist ihr Reich, hier herrschen sie, rächen jede Neckerei und jeden Frevel meist sehr grausam.

Das winkende Gespenst.

Es war in der Memelniederung. Eine Frau wollte noch um Mitternacht zu ihrer Schwester, die am Kirchhof wohnte. Morgens wollten sie beide zum Markt fahren. Als die Frau nahe an den Kirchhof kam, erblickte sie eine weiße Gestalt, die ihr zuwinkte. Die Frau erschrak, ließ die beiden Körbe mit Fischen stehen und lief nach Hause. Erst als es hell wurde, kam sie zu ihrer Schwester und erzählte, daß sie ein Gespenst gesehen habe.

Das geneckte Totengespenst.

1. Mehrere betrunkene Männer kamen eines Abends aus dem Krüge von Bulitten, im Kreise Königsberg, und mußten auf dem Heimwege an einem Kirchhof vorbei. Unter den Männern war einer mit Namen Mix aus Bulitten. Er sah auf dem Kirch-

hof eine weiße Gestalt sitzen und rief ihr zu: „Witta, huck op, ek droag di!“ Kaum hatte er dies ausgesprochen, so saß die weiße Gestalt auf seinem Rücken. Als er nach Hause kam, wollte er sie absetzen, doch die Gestalt zwang ihn unter fürchterlichen Drohungen, sie wieder zum Kirchhof zu bringen. So ging es nun jede Nacht. Wenn die Mitternachtsstunde kam, erschien die Gestalt und zwang den Mann, sie zum Friedhof zu tragen. Wenn er sich weigerte, drohte sie ihn zu töten. In einer Nacht wollte der Mann dem Spuk ein Ende bereiten und rang mit der Gestalt auf Leben und Tod. Am andern Morgen fand man ihn tot am Wege.

2. Einem Mann aus Sielkeim im Kreise Labiau geschah es ganz ebenso. Er wollte sich den Spuk von einem katholischen Pfarrer wegbeten lassen, doch gelang es nicht. Schließlich vermochte es eine Zigeunerin, die Gestalt fortzubannen. Der Mann aber behielt von der langen Anstrengung des Tragens einen Buckel.

Kirchhofsspuk in Schmauch.

In einer Spinnstube in Schmauch waren einmal viele Mädchen und Burschen versammelt. Es sollte Schnaps aus dem Krug des nächsten Ortes geholt werden. Der Weg dahin führte aber über den Kirchhof von Schmauch und niemand hatte den Mut, über den Kirchhof zu gehen. Nur ein Mädchen, das bei dem Organisten in Schmauch in Dienst stand, hatte keine Angst, meinte, sie wohne ja am Kirchhof und habe noch keine Geister gesehen. Sie machte sich auf den Weg und kaufte in dem Krug des Nachbardorfes ein. Als sie auf dem Rückweg an das Kirchhofstor kam, kauerte da eine weißgekleidete Gestalt. Das Mädchen glaubte, daß einer der Knechte es erschrecken wollte. So trat sie schnell herzu und zog der Gestalt daß weiße Gewand fort. Da packte sie aber doch die Angst, und sie lief, das Gewand mitnehmend, zu der Spinnstube zurück. Dort mußte sie zu ihrem Schrecken feststellen, daß alle Burschen anwesend waren, also keiner auf dem Kirchhof gewesen sein konnte. Stillschweigend zog sie sich zurück und ging nach Hause. Kaum hatte sie sich zu Bett gelegt, da klopfte es ans Fenster, und eine Stimme von außen rief: „Hu-hu mich friert, bring mir das Hemd zurück!“ In den nächsten beiden Nächten geschah dasselbe. Da hatte das Mädchen solche Angst, daß sie es dem Organisten erzählte; dieser wiederum erzählte es dem Pfarrer des Ortes. In einer der folgenden Nächte gingen der Pfarrer, der Organist und das Mädchen zum Friedhof. Dort saß am Tore wieder jene Gestalt, und das Mädchen warf ihr auf Geheiß des Pfarrers das weiße Gewand über. Darauf

sprach der Pfarrer zu der Gestalt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Die Gestalt antwortete: „Ich auch!“ Darauf der Pfarrer: „Warum gehst du nicht zur Ruhe?“ Die Gestalt antwortete: „Ich muß hier Wache halten. Warum stört ihr mich?“ Im gleichen Augenblick erhielt das Mädchen einen Schlag, und die Gestalt sagte: „Du wirst niemals mehr die Toten in ihrer Ruhe stören.“ Die drei gingen nach Hause; am andern Morgen war das Mädchen tot. — Man darf vom Kirchhof nichts mitnehmen, nicht einmal eine Blume. Es gehört alles den Toten, und sie werden ihr Gut einzuholen wissen, wie in jener Sage aus Schmauch.

Die Totenlinde bei Romitten.

Nicht weit von Romitten im Kreise Pr. Eylau steht die Totenlinde. An ihr werden für die Toten kleine Pungelchen Stroh hingelegt, damit sie sich ausruhen können, wenn sie in der Nacht nach Hause gehen. Die Toten lassen nun nicht gern jemand vorbei, wenn er in der Nacht kommt; so ging das einmal einem Mann aus Knauten sehr schlecht. Er hatte sein Weib auf dem Wagen aus der Klinik geholt. Wie sie nun an die Totenlinde kommen, da sagt die kranke Frau: „Laß mich runter vom Wagen; ich will mich ausstrecken!“ Der Mann wollte sie beruhigen und sagte: „Wir sind ja bald zu Hause; dann kannst du dich da schön ausstrecken!“ Die Frau sagte: „Die Toten lassen uns heute nicht nach Hause!“ Dem Mann war das unheimlich, aber er fuhr immer langsam weiter. Da auf einmal brach die Deichsel; der Wagen mußte stehen bleiben. Da sagte die Frau: „Na, glaubst du nun, daß wir heute nicht nach Hause kommen; laß mich vom Wagen runter, ich will mich ausstrecken!“ Der Mann wollte zuerst die Deichsel zurecht machen. Als er gerade damit fertig war und fahren wollte, blieben die Pferde stehen und schnoben; sie gingen nicht weiter. Dem armen Mann blieb nichts anderes übrig, er mußte der kranken Frau den Willen erfüllen. Als er sie vom Wagen hob und hinlegte, da streckte sie sich aus und war tot. Nun zogen die Pferde an und gingen weiter. Ein Stückchen weiter blieben sie stehen und warteten, bis der Mann seine tote Frau auf den Wagen gelegt hatte. Dann gingen sie langsam weiter bis nach Hause.

Auch in den Kirchen ist es nachts unheimlich, befinden sich doch auch in ihnen meist Grabstätten in unterirdischen Gewölben. Wer die Ruhe dieser Toten stört, dem kann es ebenso gehen wie den Kirchhofsfrevlern.

Setz mir den Zahn richtig ein!

Eine Frau aus dem Seehester Hospital, die einen kranken Zahn hatte, heilte diesen damit, daß sie ihn mit dem Zahn eines der Totengerippe in der Seehester Kirche bestrich, wonach sie auch wirklich keine Zahnschmerzen mehr verspürte; aber sie mußte dieses doch mit dem Tode büßen. Dreimal kam der Tote nachts an das Fenster der Frau und verlangte: „Und du setz mir den Zahn gut ein!“ Beim drittenmal ging die Frau zitternd in die Kirche und setzte den Zahn richtig ein. Da aber erhielt sie einen Schlag ins Gesicht, am dritten Tage verlor sie die Sprache und starb bald darauf.

Gespent in der Grunauer Kirche.

Etwas Grausiges passierte an einer Kirche vor langen Jahren einem Studenten, der mit zwei Kameraden auf der Wanderschaft war. Spät kamen sie in Grunau an und fanden alle Häuser verschlossen; so setzten sie sich auf die Gräber des Kirchhofs, müde wie sie waren. Der eine aber war neugierig und wollte durch die schwarzen Fenster der Kirche sehen. Als er gerade hindurchschaute, stürzte aus der Kirche ein weißes Gespent hervor, das schrie ihn an: „Wat kickest?“ Der Student erschrak so, daß er tot zu Boden fiel.

Am seltsamsten sind die sehr oft in Ostpreußen erzählten Sagen vom nächtlichen Gottesdienst der Toten in der Kirche, seltener auch in der Schule, die Sagen von der Geistermesse. In der Neujahrsnacht, in der Weihnachtsnacht, in der Nacht vor dem Totenfeste, oder sonst in einer Nacht halten die selig verstorbenen Toten Kirchgang. Oft hat man dann Kirchen erleuchtet und auch von Gesang und Orgelspiel erfüllt gefeiert und drinnen die Toten beim Gottesdienst erblickt. Auch sind hin und wieder Lebendige in diesen Totengottesdienst hineingeraten. Aber die Toten haben sich mit Abscheu von den lebendigen Menschen gewandt, sich auch zugezischelt: „Pfui, das stinkt nach Lebendigem“, und nur mit knapper Not sind die Unglücklichen den hinter ihnen herstürzenden Toten entkommen.

Meßdiener bei der Geistermesse.

Es war einmal ein Mann abends in den Dom von Frauenburg gegangen — man weiß nicht mehr in welcher Absicht — hatte sich in einer Bank vor einem Altar hingelegt und war eingeschlafen. Nachts weckte ihn jemand; und als er die Augen aufschlug, sah er auf dem Altar zwei Kerzen brennen und einen Priester, der eben zur Messe ausging. Der Priester fragte ihn, ob er ihm nicht zum Meßdiener beim heiligen Opfer

dienen möchte. Der Mann erschrak so, daß er keine Antwort geben konnte. Dreimal wurde er gefragt, und beim dritten Male sagte er voller Angst leise: Ja. Er diene nun zur heiligen Messe. Je mehr diese dem Ende sich näherte, desto heller und immer heller wurde der Priester, und als die Messe zu Ende war, hat der Mann ein helles Licht zum Himmel fahren sehen.

Totengottesdienst.

Eine arme Frau, welche ihre beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, durch den Tod verloren hatte, fand in ihrer Trauer nur im Gotteshause Ruhe und Trost. Deshalb hielt sie sich in demselben oft den ganzen Tag, ja hin und wieder bis tief in die Nacht hinein auf. Nun traf es sich, daß sie in der Nacht zum Totenfeste auch in der Kirche zurückgeblieben war. Da erlebte sie folgendes: Um Mitternacht entzündeten sich auf einmal die Lichte, und die Kirche füllte sich schnell mit den in Scharen eintretenden Abgeschiedenen. Zuerst kamen die Männer, unter welchen die Frau auch ihren Sohn erblickte. Auch er erkannte die Mutter, ging auf sie zu und sagte: „Mutterchen, entfernen Sie sich doch, sonst geht es Ihnen nicht gut.“ Die Frau aber konnte noch nicht zur Kirche hinaus, denn es drängten sich jetzt die Frauenscharen hinein; auch wollte sie gern noch die Tochter sehen, die im Leben ihr ein und ihr alles gewesen, und um die sie soviel Tränen vergossen. Als die Tochter ihrer ansichtig wurde, rief sie jedoch in unfreundlichstem Tone:

„Das ist der Sack,
Worin ich stack!“

Die Mutter erschrak über diese Unfreundlichkeit der Tochter. Diese aber war darum so mürrisch, weil die Mutter durch ihre vielen Tränen ihr die Ruhe genommen; auch sollen im Jenseits nur die Söhne für die Mutter sprechen; während die Töchter Fürsprecherinnen der Väter sind. Die Neugierde hielt die Frau noch weiter in der Kirche zurück, und sie wohnte der ganzen Heiligen Kommunion der selig Verstorbenen bei. Nach Beendigung der Kommunion wandten sich die Toten, um die Kirche zu verlassen. Auch die Mutter beeilte sich jetzt, aus der Kirche hinauszukommen; doch die Abgeschiedenen verfolgten sie in hellen Haufen bis zur Pforte des Kirchhofes. Die Frau hatte in ihrer Angst den Mantel auf dem Kirchhofe fallen lassen, als sie ihn am andern Morgen holen wollte, fand sie ihn in Stücke zerrissen.

Totengottesdienst auf dem Friedhof

Im Kreis Pr. Eylau wird auch erzählt, daß die Toten auf dem Friedhof eine Art Gottesdienst halten. Die Geistlichen

müssen in manchen Nächten auf den Friedhof gehen, um die Seelen der Toten zu erlösen. Davon wird folgende Geschichte berichtet: Es war einmal ein Pfarrer, der hatte zwei Dienstmädchen. Nachts ging er um die zwölfte Stunde auf den Friedhof. Das eine Mädchen war neugierig und schlich ihm nach, eine kleine Laterne in der Hand. Als sie dem Kirchhof näher kam, da hörte sie den Pfarrer laut predigen und sah um ihn die Geister, schwarze und weiße. Die weißen Geister hörten zu und die schwarzen hofften auf Erlösung. Plötzlich bemerkten die Geister das neugierige Mädchen und drängten auf es ein. Schreiend flüchtete es, seine Laterne schwingend, in die Kirche, verfolgt bis zur Kirchentüre von den Geistern. Dort saß es bis zum Morgen. Dann kam sie der Pfarrer holen und sagte, ihre Rettung bis zur Kirche wäre ihre brennende Laterne gewesen, sonst hätten die Geister sie bekommen und in Stücke gerissen.

Die Leichenflugbahn zu Ragnit.

Von Toten, die in Scharen durch die Luft einherziehen, berichtet eine Sage aus Ragnit. In Ragnit gibt es für die litauische Gemeinde einen eigenen Friedhof. Der deutsche Friedhof liegt südwestlich von der Stadt, der litauische östlich. Aber die Verstorbenen auf beiden Kirchhöfen, wenn sie sich im Leben gut gekannt haben, kommen oft des Nachts zusammen, besonders, wenn es stürmisches Wetter ist, dann sieht man sie zu Hunderten und Tausenden von einem Kirchhof zu dem andern fliegen, von dem litauischen zum deutschen und auch vom deutschen zum litauischen. Nicht jeder kann sie sehen, sondern nur solche Leute, die in der Mitternachtsstunde eines Sonntags geboren sind; die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde und in ganz gerader Linie von einem Kirchhof zum andern. Daher ist denn auch in dieser geraden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer, noch sonst etwas. Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der baute sein Haus an das südliche Ende der Stadt; es war ein recht hübsches und festes Haus. Aber so wie die erste stürmische Nacht kam, fiel das Haus ganz ineinander, mit Dach und Mauern. Alte, schon halb verfallene Häuser in der Nachbarschaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber schüttelte zwar mancher den Kopf und sah das Haus mit besonderem Gesichte an, allein der Fremde ließ es wohlgemut wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder in der Nacht ein Sturm und warf das Haus noch einmal um. Da kam ein alter Mann zu dem Frem-

den, der war in der Mitternachtsstunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren; der sagte zu dem Fremden, sein Haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in der geraden Linie zwischen dem deutschen und dem litauischen Kirchhofe und liege den Geistern im Wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da ließ denn der Fremde das Haus etwas an der Seite wieder aufbauen, wo es noch steht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben. — Zum Wahrzeichen steht auch noch eine Scheune am südlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erstreckt sich so eben in die gedachte gerade Linie hinein; daher kommt es denn, daß auf dieser Spitze sich niemals das Dach halten will; wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahre es wieder zurechtmachen läßt, so ist es doch, so oft des Nachts ein Sturm ist, jedesmal gerade so weit niedergerissen, als es in die Linie hineingeht und den Geistern in ihrem Wege liegt.

Der Wilde Jäger.

In stürmischen, dunklen Nächten zieht der Wilde Jäger mit seinem Gefolge durch die Luft. Manchmal wird sein Name genannt, aber das ist die Ausnahme; es heißt gewöhnlich nur der Wilde Jäger, die Wilde Jagd. Manche Sagen erzählen nur vom Wilden Jäger allein, aber gewöhnlich hat er ein Gefolge. Das Jagdgebiet wird hin und wieder angegeben, ein beschränktes Gebiet; aber in der Regel herrscht nicht die Anschauung, daß der Wilde Jäger nur an einem bestimmten Orte jagt.

Der weiße Streifen.

Einmal kamen wir vom Kriegerfest in Caymen heim, erzählt Frau Reimer, da geschah ein großes Sausen in der Luft. Aber es gab damals noch keine Flieger. Wir sahen am Himmel einen weißen Streifen, der sich bald verzog. Sonst passierte nichts.

Der Wilde Jäger im Lindenwäldchen.

In Langheim im Kreise Rastenburg ist ein kleines Wäldchen, Lindenwäldchen genannt. Da will man früher die Wilde Jagd gehört haben. Es ist ein Geräusch gewesen, als wenn ein Jäger die Hunde auf das Wild gehetzt hat. Man will auch das Bellen der Hunde in der Luft gehört haben. Seitdem die Bahn durch das Lindenwäldchen gebaut worden ist, hat man nichts mehr vernommen. — Bei Brassan im Kreis Darkehmen liegt der Jägerberg. Der hat seinen Namen daher, weil dort der Wilde Jäger jagt. — Die Wilde Jagd zieht durch die Luft, niedrig, „zwischen den Tannen, durch und über die Tannen, wenn sie über den Tannenwald hinzieht“; aber einmal, vor etwa hundertfünfzig Jahren, will ein Mann den Wilden Jäger auch auf der Erde stehend gesehen haben. Darüber heißt es:

Die Wilden Jäger auf dem Butzkeberge.

Durch den Hohlweg am Butzkeberg bei Pobethen ging einst zur Nachtzeit ein Vater mit seinem Sohn. Auf einmal sahen sie auf dem Butzkeberg eine Menge Jäger halten, mit gespannten Hähnen, mit gekoppelten Hunden, mit allem Heile. Damals war noch eine königliche Försterei in jener Gegend, und obwohl den beiden die Sache schon unheimlich vorkam, dachten sie doch, daß etwa ein Treibjagen im Werke sei, und blieben neugierig stehen. Nach einer Weile sprengten die Jäger los, hinunter den Butzkeberg, Karriere nach dem Hohlweg, als wär's ein Graben zum Spaß. Der Bauer nahm seinen Sohn, ließ erst ruhig die Hetze über sich ergehen und zog dann selbst aus, solange seine Beine waren.

Gewöhnlich hört man von der Wilden Jagd mehr als man sieht, außer wenn der Wilde Jäger ein bekannter Verstorbener ist, der dann leibhaft sichtbar zu sein pflegt. Es ist bezeichnend, was ein alter Hirt aus dem Kreise Rastenburg davon erzählt, wie er die Wilde Jagd sah: „Ich sah keine scharf abgegrenzten Gestalten. Es waren vielmehr nur weißschimmernde Nebel mit undeutlichen, dunkeln Umrissen, zwischen denen dürre Blätter und Äste durchjagten.“

Der Graf S. als Wilder Jäger.

Der Graf S. war eben gestorben; da hielten ein Bauer und sein Sohn aus Kl. C. den Zeitpunkt für günstig, bei Nacht in der Forst von Z. Holz zu stehlen. Aber kaum hatten sie den Wagen voll geladen, da hörten sie Hundegebell und Hörnerklang; durch die Luft über die Bäume zog die Wilde Jagd, voran schwarze Hunde mit feurigen Augen, dann auf schwarzem, feuerschnaubendem Roß der verstorbene Graf mit schalendem Hifthorn, aus dessen Mündung ein langer, feuriger Atemschweif wallte nach der Stelle hin, wo der Bauer mit seinem Sohne stand. Voller Entsetzen ließen sie den Wagen stehen und ergriffen die Flucht. — Die Wilde Jagd, die in Gr. Boyden im Knochenbruch am Wolfsgarten sich zeigt, soll eine vor langer Zeit verwünschte Jagd sein.

Wenn jemand die Wilde Jagd heranbrausen hört, so darf er sie in gar keiner Weise herausfordern. Er soll sich mit dem Gesicht auf den Erdboden werfen und sich still verhalten. Jener alte Hirt, der neugierig stehen blieb und nach oben schaute, obwohl sein Begleithund warnend zu heulen anfang, wurde durch eine unsichtbare Gewalt gezwungen, ein Stück mitzulaufen. Zwei betrunkene Männer auf dem Wege von Liebstadt nach Herzogswalde wurden nur dadurch vor Schaden

durch die heranbrausende Wilde Jagd bewahrt, daß sie sich schnell hinter einem dicken Baum versteckten und beteten. Das Gebet nahm der Jagd die Macht. Vor allem darf ein Mensch in das gespenstische Toben der Wilden Jagd kein mutwilliges Wort hineinrufen, wenn auch manchmal ein Wort des Wilden Jägers dazu verleiten möchte. Immer wird dann dem leichtsinnigen Rufer ein Stück grausiger Jagdbeute zugeschleudert, und es ist nur e i n e Sage bekannt, die von einem glückhaften Ausgang weiß.

Öck schmiet!

Da waren nämlich einmal Fischhausener auf der Heimfahrt von Königsberg auf dem Haff. Als sie um den Peiser Haken segelten, schrie eine drohende Stimme von oben, ohne daß jemand zu sehen war, dreimal: „Öck schmiet!“ Beim drittenmal rief ein Bootsmann: „Schmeiß in Teufels Namen!“ Da fiel ein totes Pferd aufs Deck. Schnell rollten die Schiffer es über Bord. Als sie nach Hause kamen, fanden sie überall Goldstücke, wo sich Haut oder Pferdehaare abgestreift hatten. Sie fuhren nun wieder zurück und fischten nach dem Kadaver, allein ohne Erfolg.

Jagdbeute des Wilden Jägers.

In allen andern Fällen ist es dem leichtfertigen Rufer nicht so gut ergangen.

1. Ein junger Hirt in Mallenuppen rief der Jagd zu: „Schi, schi, hü! Gewt ons ok wat!“ Da fiel ein Stück rohes Pferdefleisch ins Feuer der Hirten.

2. Ein anderer Mann rief vom Fenster auf das „jage, jage“ des Wilden Jägers auch „jage“ zurück; da flog ein blutender Menschenschinken herein, und eine Stimme rief: „Hast geholfen jagen, kannst auch helfen nagen!“

3. Jenem schon zweimal erwähnten Hirten, der ein Stück mit der Wilden Jagd mitlaufen mußte, flog, als er von dem Zwang loskam, ein großes Stück Pferdefleisch auf den Rücken, dazu erschollen die gleichen Worte: „Hast geholfen jagen, kannst auch helfen gnagen!“ Er konnte das große Stück Fleisch nicht vom Rücken lösen, und erst als er hineinbiß, war es auf einmal verschwunden.

4. Ein Bauer bekam vom Wilden Jäger einen halben Hasen zugeworfen. Den warf er zu Hause unter den Tisch; am andern Morgen war es ein halber Mensch.

Pfarrer bannen die Gaben des Wilden Jägers.

Einem Burschen wurde beim Viehhüten auf seinen Zuruf „Hü, hott!“ von der Wilden Jagd ein Pferdeschinken vor die Füße geworfen, der bis 1 Uhr liegen blieb und dann verschwand. So ging es auch in der zweiten Nacht, ohne daß jetzt der Bursche etwas gesagt hätte. Da entdeckte er in seiner Angst die Sache dem Pfarrer. Der kam mit noch zwei andern Pfarrern zu der Stelle, wo in den beiden Nächten der Schinken zur Erde gefallen war. Wieder kam die Wilde Jagd, und dieselbe Gabe wurde wieder herniedergeschleudert. Da führten die Priester den Burschen dreimal um den Schinken herum. Er durfte sich dabei nicht umsehen und durfte auch nicht sprechen. Beim Herumgehen sprachen die Priester fromme Sprüche vor sich hin. Als sie das dritte Mal herumgegangen waren, flog der Schinken auf und kam nicht mehr wieder.

Der Hund des Wilden Jägers.

Ein Mann namens Brans aus der Schirwindter Gegend ging einmal um Mitternacht über Land, als er die Wilde Jagd über sich dahinziehen hörte. Da er ein mutiger Mann war, fing er an, zu dem Lärm zu pfeifen. Bald kam er an den Friedhof, der nur etwa dreißig Schritte vom Wege entfernt auf einem Hügel lag. Von dorthier gesellte sich zu ihm ein großer, schwarzer Hund, der nicht von seiner Seite wich. Nun wurde ihm doch unheimlich zumut. Er ging schneller und schneller, bis ihm der Schweiß von der Stirn tropfte. Aber der Hund hielt gleichen Schritt mit ihm. Der Mann hatte einen starken Stock in der Hand, und mit diesem schlug er plötzlich mit aller Kraft auf den Kopf des Hundes los. In demselben Augenblick aber verwandelte sich das schwarze Tier in einen feurigen Unhold, dem Rauch und Flammen aus dem Munde schossen. Ohnmächtig vor Schreck stürzte Brans zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war sein Verstand verwirrt, er konnte zwar mit Mühe nach Hause kommen, hatte aber unterwegs ein Stück seiner Kleider nach dem andern ausgezogen und achtlos auf den Weg geworfen. Mit Mühe konnte seine Frau von ihm erfahren, was ihm begegnet war. Dann faßte ihn ein hitziges Fieber, und er hörte immer wieder das Schießen und Hollarufen der Jäger und das Bellen der Hunde. Nach wenigen Tagen starb er.

Dämonischer Spuk.

Viel Spuk läßt sich sehen und hören, der nicht von den Geistern der Toten verursacht zu sein scheint, hinter dem aber auch nicht der Teufel selbst zu erweisen ist. Da wäre zuerst wieder an die Vorzeichen zu denken, den Vorspuk.

Weißer Schimmel, schwarzes Lamm.

In Tharau is de Hoppebarch an jen End Därp. Wenn e witt Schemmel un e schwart Lamm tosamme vom Hoppebarch noer Kerch renne, denn mott eener am silwjte Dag starwe. Ower et kimmt drub an, ob de witt Schemmel ower dat schwart Lamm toerscht anner Kerch anlangt, ob e Mann ower Fru starwe mott. — Ein andermaal ist es eine Eule, die den Tod verkündet mit menschlicher Stimme sprechend.

Das wunderbare Singen und Klingen.

An einem frühen Morgen ging eine Frau Schweine füttern. Da hörte sie auf dem Speicher ein wunderbares Singen und Klingen. Doch soviel sie auch hörte und suchte, sie fand nicht die Stelle, von wo Gesang und Musik kamen. Da ging sie nach Hause; am nächsten Tage aber war der Speicher abgebrannt.

Das graue Mannchen.

Dat graue Mannke kömmt oawends öнна Schämmastund hea. Ganz stöll steiht et farm Mönsche, seggt nuscht on röt söck ook nich. So stöll onn heimlich, wie et kömmt, so stöll on heimlich vaschwindt et ook. Oawa wat et bediede sull, dat stellt söck bold rut. Manchmoal starwt dejensja sölwt bold rasch weg. Manchmoal starwt ook bloß e löwa Angehöaga. Manchesmoal warnt dat Mannke ook faret Onglöck. Fa nich to lange Tied brennd e Grundstöck aff. E Oawend vör bät fiéf tofahre, da söhge de Önnwoahnasch dat graue Mannke anna Där stoahne, ganz stöll. De Önnwoahnasch verbrennde, wielt se söck nich belehre löte, dat et wat to bediede heft, wenn e grauet Mannke söck wiest. Bloß de ohl Großmutta blöf am Lewe.

Die Mauerschirk.

Viele Menschen bestreiten, daß das Picken im Holz von einem gewöhnlichen Holzwurm herkomme, das ist vielmehr die Mauerschirk, die ist ganz was anderes; die ist nicht von dieser Welt. Sie schreit sogar manchmal, und das soll sich fürchterlich anhören. Wer sie hört, wird bald darauf sterben. Manche Leute behaupten, die Mauerschirk ist der Tod selber, und er setzt sich in die Wand und meldet sich an.

Daß Tote dem einsamen Wanderer aufhocken, wurde schon erzählt. Aber nicht immer scheinen die Betroffenen anzunehmen, daß die schwere Last ein Totengespenst ist.

Der Aufhocker an der Rodinnes.

Ein Mann kam abends spät von Jäckstein nach Hause und ging den nahen Weg am Schloßteich vorbei. Als er sich der

Rodinne näherte, sprang ihm plötzlich jemand auf den Rücken und hielt sich fest. Der Mann erschrak sehr und fing an zu zittern, aber er konnte die Last nicht loswerden. Die wurde immer schwerer und schnürte ihm die Kehle zu. Am Schloßgraben sank der Mann in die Kniee, betete und sagte: „Wenn du von Gott bist, erbarme dich meiner, wenn du aber nicht von Gott bist, dann lasse von mir.“ Da konnte er befreit aufstehen und seinen Heimweg antreten.

Der Kurzpelz auf dem Konertsberge.

Bei Landsberg liegt der steile Konertsberg. Auf ihm hauste eine Art Berggeist, der den Menschen meist in der Gestalt eines kleinen Männleins mit blaurotem Gesicht, langem, schneeweißen Bart erschien und ein kurzes, zottiges Pelzchen trug, weshalb er auch Kurzpelz genannt wurde. Wer frommen Sinnes nachts über den Berg ging, dem geschah nichts, außer daß er aus jedem Busch des Männleins Gesicht hervorgucken sah. Mit schlechten Menschen aber trieb der Geist allerlei schreckhaften Unfug und hockte auf ihren Wagen zentnerschwer hinter ihnen auf.

Dieser Kurzpelz ist ja eigentlich kein richtiger Aufhocker, weil er nicht den Menschen aufhockt, sondern sich auf den Wagen setzt und ihn unnatürlich schwer macht. Damit gesellt er sich zu jenen zahlreichen Sagen, die davon berichten, wie Pferde plötzlich nicht weitergehen wollten, Wagen ohne jeden sichtbaren Grund stecken bleiben. Dahinter kann allerdings auch der Teufel selbst stecken.

Die herausgelöste Speiche.

Auf dem Wege von Frauenburg nach Dittersdorf spukt es um Mitternacht an der Brücke im Koßwald. Fuhrwerke werden von dem Spuk festgehalten und können nur über die Brücke fahren, wenn eine Speiche aus dem Rad gelöst wird.

Das Spinnwebengespenst.

Ein Bräutigam ritt nachts in der Geisterstunde von der Freite heim. Auf einem dunklen, von hohen Weiden eingefasstem Wege blieb sein Pferd plötzlich stehen. Der Reiter sah vor sich etwas wie ein graues Spinnwebewebe. Deutlich erblickte er nur zwei Arme, die sich über den Weg breiteten. Der Bräutigam stieg ab, um sein Pferd über die Stelle zu führen. Da verlor er plötzlich die Luft. Er warf sich auf die Knie und schlug mit der Peitsche mehrere Kreuze auf die Erde, wo das Untier sich befand. Das verschwand nun, nur die Stelle, auf der der Mann das Kreuz geschlagen hatte, fühlte sich naß an. Der

Bräutigam kam nach Hause, starb aber bald. Andere gingen noch einmal zu der Stelle hin, wo er mit dem übernatürlichen Wesen gestritten hatte. Da war der Boden mit einer Masse bedeckt, die sah wie Holzteer aus.

Gespensische Tiere.

Sehr oft sind es Tiere, die auf den Wagen springen oder vom Fahrer auf den Wagen gehoben werden und die dann plötzlich so groß und schwer werden, daß die Pferde das Gefährt nicht mehr zu ziehen vermögen. Hinter diesen Tieren verbirgt sich wohl meist der Teufel, denn er vermag auch Tiergestalt anzunehmen, besonders gern zeigt er sich als Pferd, Kalb, Katze, Ziege und Schwein. Diese Sagen werden bei den Teufelssagen zu finden sein. Aber auch sonst treten gespenstische Tiere auf, und oft scheinen sie weder der Teufel noch Totengeister zu sein.

Die Flügelpferde.

Einem Bauern wurde jede Nacht von der Wiese Klee gestohlen. Um den Dieb zu fangen, paßte er nachts auf. Da sah er zwei Pferde herankommen. Weil er glaubte, sie wären einem Nachbarn entlaufen, fing er sie ein, um sie nach Hause zu bringen. Kaum hatte er eines von ihnen bestiegen, als sie Flügel bekamen und sich mit ihm in die Luft erhoben. Mit Windeseile ging es immer höher und höher. In seiner Angst schlug der Reiter ein Kreuz, und schon sauste er hinab. Zum Glück fiel er auf einen Heuhaufen und behielt so seine gesunden Glieder.

Das Wunschpferd.

Der vor etwa hundert Jahren verstorbene Hirt G. aus Lapehnen im Samland hatte eine kranke Frau daheim und wollte den andern Tag nach Königsberg zum Doktor, vorher aber noch bei seinem Schwiegervater in Waldhausen ansprechen. Als er sich zu Bette gelegt hatte, wurmte es ihn immer. Er hatte gar keine Ruhe und Frieden, stand wieder auf und machte sich auf den Weg. In Pobethen fand er schon ein Lichtchen brennen und meinte, daß es stark zum Tage gehen müsse. Sein Weg war aber noch sehr weit, und als er auf Goithenen zuing, wünschte er in seinem Sinn: „Wenn du doch ein Pferd hättest, du wolltest ja nur bis Waldhausen reiten und es morgen wieder auf dieselbe Stelle zurückbringen“. Wie er das so dachte, stand ein Pferd vor ihm auf der Weide, durch welche der Fußsteig führte. Er setzte sich gleich einen Zaum zusammen und stieg auf. Das Pferd ging auch ganz gut, und er bog an dem

Teiche vorbei, indem er einen Richtweg durch den Forst einschlagen wollte. Als er aber in den Wald kam, fing das Pferd sichtbar unter ihm zu wachsen an. Er kam immer weiter von der Erde ab, und die Zweige der höchsten Bäume, welche vorher weit über ihm gestanden hatten, streiften ihm am Kopfe vorbei. In Todesangst griff er nach den Ästen, um sich herabzuziehen, aber das Pferd jagte so gewaltig, daß sie ihm schon längst vorbei waren, wenn er sie erfassen wollte. Zu halten war das Pferd auch nicht, und so faßte er sich kurz und warf sich herab. Da war's, als wenn der Wald voller Vögel wäre. so sang es, so klang es, klingerte und klapperte, sprang und tat's sich. Das Pferd aber jagte in das Dickicht, und es sauste und schnauste, als es dahinfuhr. Ermattet schlich der Bauer nach Waldhausen und fand dort noch alles in tiefem Schlafe. Diese Geschichte hat der G. oft erzählt und dabei oft bedauert, daß er nicht Bast zum Zaume gehabt oder nicht wenigstens Kreuzknoten hineingeknüpft habe, denn beides läßt solche Pferde nicht entlaufen.

Ein anderer Bauer hatte wirklich einmal ein derartiges Pferd mit Bast aufgezümt und es viele Jahre behalten. Als er aber einst seine Pferde in der Jirge (Warnicker Forst) hütete, mußte er einem entsprungnen Fohlen nacheilen, und unter dieser Zeit hatten die Hirtenjungen dem Pferde den Bastzaum gelöst, worauf es entlaufen war.

Das rätselhafte Kalb.

In Bergfriede wird folgende Geschichte erzählt: Ein Mann mußte durch einen großen Wald gehen. Da stand mitten im Walde ein Kalb auf dem Wege. Zuerst dachte er, es sei von betrunkenen Händlern verloren worden und wollte es nach Hause nehmen. Als er auf das Kalb zutrat, blieb es ruhig stehen und sah ihn mit großen Augen an. Da trat er hinzu und wollte es auf den Arm nehmen, indem er mit der einen Hand von oben und mit der andern Hand von unten zugriff. An dieser Stelle teilte sich das Kalb, beide Teile fielen zu Boden und waren verschwunden.

Der riesengroße Hund.

Eine Frau aus dem Stranddorfe Lapehnen ging von Kobzeiten abends nach Hause. Wo sich der Weg nach Sassen und Lapehnen trennt, sah sie querüber einen großen, griesen Hund liegen. Sie wollte ihm rechts vorbei, aber der Hund reichte noch ein großes Stück in das anliegende Kornfeld hinein; sie wollte links, da lag aber der Hund noch viel tiefer im Getreide. Voller Angst lief sie querfeldein und kam unversehrt nach Hause.

Gespensterhunde und Gespensterkatzen.

Zwei Kilometer nördlich von der Fährstelle Lappien führt die Kaukehmer Chaussee über die rote Brücke. Der ganze Ort hat ein gruseliges Aussehen. Schwarze Hunde und rote Katzen treiben auf, unter und neben der Brücke ihr Unwesen. Einst überfuhr ein Wagen solch eine Teufelskatze und zerschnitt sie in zwei Hälften. Staunend mußte der Kutscher sehen wie diese zwei Hälften allein fortsprangen. — An der „Poppkebrigg“ in Tharau läßt sich dann und wann ein Gespensterhund mit glühenden Augen sehen.

Das schwarze Schwein.

Wo es nach Sielkeim an der Caymenschen Mauer entlanggeht, da hat sich schon immer etwas bewiesen. Eine Familie Brockmann kam vom Karussellfest von Caymen zurück und ging durch die Anlagen. Da zeigte sich ein schwarzes Schwein und lief längs der Chaussee vor ihnen her bis zum nächsten Kreuzweg, wo es verschwand. Die Frau hatte große Angst und klammerte sich an ihren Mann an. Dieser wollte das Schwein verjagen, aber zum Glück konnte ihn die Frau daran verhindern.

Gespentische Rebhühner.

Auf dem Wege von Gailboden nach Kl. Notrienen liegt der Spukberg und nicht weit von diesem der Fichtenberg. Nahebei ist ein kleiner Teich. Dort saß vor vielen Jahren einmal am späten Abend ein Mann und angelte. Da schrien plötzlich am andern Ufer zwei Rebhühner. Sie schrien nicht so wie gewöhnliche Rebhühner, sondern ganz unheimlich laut. Der Angler bekam doch gleich Angst und ging mit seinen Sachen nach Hause. Aber die schreienden Vögel kamen hinter ihm her bis zu seiner Haustür. Es wollte ja niemand die Geschichte glauben; doch er wußte ganz genau, daß die beiden Rebhühner keine natürlichen Tiere gewesen waren.

Dämonischer Spuk in Menschengestalt.

1. Am Lustberg beim Vorwerke Milchbude im Kreise Pr. Eylau zeigen sich Männer mit roten Westen und weißgestreiften Hemden. Folgendes passierte vor etwa 60 Jahren dem Bauern K. aus Stobrigkehlen. Er wollte nach Benkheim fahren. Als er an den Pachutzkiberg kam, standen plötzlich zwei schwarze Männer mit feuerroten Gesichtern auf dem Wege. Die Pferde bäumten sich auf und gingen nicht weiter. Er mußte darum einen andern Weg nach Benkheim fahren.

2. Ungefähr um das Jahr 1904 trug sich in Seeheim folgendes zu: Es lebte dort ein Mann, der soff schrecklich, glaubte an nichts und prügelte seine Frau. Am liebsten fuhr er ins Wirtshaus. Der Weg dorthin führte über eine Brücke, die ging über einen tiefen Graben. Eines Abends ging der Mann den Weg zu Fuß. Da kamen ihm zwei Männer entgegen, die glühten ganz aus Feuer. Sie nahmen den Betrunknen in die Mitte und redeten in einer Sprache zueinander, die jener nicht verstand. Bei jedem Wort zischte den feurigen Gestalten eine Flamme aus dem Munde. Als sie auf der Brücke angelangt waren, verließen sie plötzlich den verdutzten Säufer. Es wurde stockdunkel, und der sauste über das Brückengeländer in das Wasser hinab. Einige glauben, die feurigen Männer selbst haben den Mann in die Tiefe gestoßen.

3. Einmal scheint ein solches übernatürliches Wesen den Menschen auch wohlgesinnt gewesen zu sein. Es wird erzählt, daß ein Landmann, der bei einbrechender Dunkelheit längs des Frischen Haffes hinfuhr, plötzlich vor seinem Schlitten die Nebelgestalt eines riesigen Mannes erblickte, die ihm Umkehr zuzuwenden schien. Als der Landmann vorsichtig weiterfuhr, befand er sich bald vor einer breiten Spalte offenen Wassers — es war im Winter und das Haff zugefroren —, die er nicht überschreiten konnte, und in die er ohne die Warnung mit Pferd und Schlitten gestürzt wäre.

4. Eine Großmutter erzählte: Ich diene bei einem Domherrn, der hatte Geister. Um 8 Uhr abends hat es immer im Hausflur gewankt. Türen klappten auf und zu, auch meine Tür wurde aufgemacht, es guckte so wie etwas in die Stube und schlug dann die Stubentür wieder zu. Die Schritte glichen den Tritten des Domherrn. Wenn ich dann am andern Morgen den Domherrn fragte, ob er im Hausflur auf- und abgegangen sei, sagte er: „Laß da gehen, wer da will, wenn es nur nicht der Teufel ist.“ Und dann wurde der Domherr einmal schwer krank; es kam mit ihm zum Sterben. Am Abend vor dem Tode hörte ich aus seinem Zimmer vier Stimmen das Lied singen: „Alles meinem Gott zu Ehren.“ Ich war neugierig und guckte durch das Schlüsselloch. Voller Schreck stieß ich einen Schrei aus vor dem, was ich da sah. Vier Geister mit brennenden Kerzen standen am Bett des Domherrn und sangen das Lied. Nun machten sie die Tür auf und sagten zu mir: „Zur Strafe dafür, daß du ins Zimmer geguckt hast, soll der Domherr sterben.“ In demselben Augenblick ist der Domherr gestorben.

5. Einst ging eine alte Mutter mit ihrem Marktbeutel von dem Gute Ernstwalde nach Nordenburg. Als sie nun an die schwarze Brücke kam, wurde sie plötzlich so müde, daß sie das Bündel hinlegte und sich selbst darauf setzte, um sich auszu-

ruhen. Plötzlich fing ihr Bündel an zu tanzen. Eine feine Stimme rief kichernd: „Madamchen, wollen Sie vielleicht reiten?“ Das Mütterchen fiel, vor Schreck laut aufkreischend, nach hinten über. Da schwebte eine lange, weiße Gestalt heran: „Herr Gott, himmlischer Vater!“ rief die Frau. Das Gespenst aber faßte sie an und drehte sie herum. „O gerechter Gott! Christi Blut mach alles gut“, schrie sie und fiel wieder um. Da verschwand das Gespenst. Die Frau nahm ihr Bündel und lief zurück. Noch heute gehen die Menschen nicht gern an der Stelle vorbei, besonders in der Nacht.

Irrlichter.

Die Irrlichter sind nicht immer Menschenseelen, sondern oft koboldartige Spukgeister. So hält man in Neu-Kaletka, Kreis Allenstein, das Irrlicht für einen Kobold in Gestalt eines roten Vogels. In Insterburg weiß man von den Moormännchen, kleinen schwarzen Männchen, die den Verirrten ins Moor ziehen.

Die glitzernde Kugel.

Von einem Irrlicht ganz anderer Art erzählt der alte Rosenbaum aus Transsau, Kreis Fischhausen, der es selbst gesehen hat: Am Kreuzweg nach Abbau ist ein Irrlicht. Es erscheint oft wie eine rote Kugel, die bis an den Teich kommt und die ganze Stube hell macht. Einmal kam Rosenbaum von Dollkeim nach Hause, da sah er die große Kugel und dachte, die Sonne ginge unter. Die Kugel kam näher bis Abbau, alles glitzerte in ihr. Plötzlich schlug sie auf die Erde auf, und alles war weg. — Von einer Feuerkugel erzählt auch der 58 Jahre alte Maerz aus Jakobsdorf. Die rollte immer vor dem Fuhrwerk her, daß die Pferde nicht weitergehen wollten. Er nennt die Feuerkugel aber nicht Irrlicht.

Anderer Lichtspuk.

1. Reinhold Rostock aus Marienfelde, Kreis Pr. Holland erzählt: Als mein Vater und sein Freund eines Tages spät nach Hause kamen, bemerkten sie, wie sich quer über den Weg ein Lichtschein langsam hinzog. Sie glaubten, es wäre der Schein von einer Lampe, aber es hat nirgendwo eine Lampe gebrannt.

2. Derselbe Reinhold Rostock berichtet auch: Ein Verwandter von meinem Vater hatte sich einst in einem großen Walde verirrt und war schon ganz verzagt. Da ist plötzlich eine Flammensäule vor ihn gekommen und ist vor ihm hergegangen. Da kamen sie plötzlich aus dem Walde heraus. Die Flammensäule neigte sich nach einer Seite hin und verschwand. Der Verwandte ging nach der Richtung, nach der die Flamme gezeigt hatte und kam in sein Heimatdorf.

Geheimnisvolle Geräusche und Bewegungen.

Mancher Spuk läßt sich nur hören, und da ist schwer zu sagen, was sich dahinter verbergen mag. An Kettenrasseln, Jammern und Stöhnen wird man arme, verdammte Seelen, am höhnischen, meckernden Gelächter den Teufel erkennen. Aber niemals bleibt es ungewiß, womit man es bei solchen geheimnisvollen Geräuschen und Bewegungen zu tun hat.

1. In der Wolfsschlucht in Warnicken spukt es. Es ist dann da furchtbarer Sturm, während auf der See kein Sturm ist.

2. Am Mühlengraben, nicht weit von Rossossen im Kreis Darkehmen, spukt es ebenfalls. Eine heute noch lebende Frau hörte, als sie einmal des Weges daherkam, ein Klingeln wie von Kirchenglocken. Die Frau ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern schritt tapfer aus, als plötzlich neben ihr eine laute Stimme erklang: „Halt, halt!“ Jetzt war aber der Mut der Frau dahin. So schnell sie ihre Beine trugen, rannte sie davon und langte atemlos in Dombrowken an.

3. Die Schülerin Lotte Gerlach erzählt: Mein Urgroßvater war auf dem Gute Balga Wächter im Park und wohnte im Gartenhaus. Die Urgroßmutter schlief nachts immer allein in der Oberstube. Jeden Abend hörte sie großes Getrampel im Hause. Einmal wurde die Tür aufgerissen und drei Schüsse abgefeuert. Da kroch sie im Dunkeln die Gänge im Garten entlang zu ihrem Mann.

Spuk in der Mühle.

Auf dem zehn Meter hohen Mühlenberg in Schemeiten, am Ufer der alten Gilge, stand früher eine Mühle. Auch in dieser und in einem kleinen Häuschen spukte es. Nicht nur, daß es nachts klopfte, polterte und stöhnte, sondern auch am Tage merkte man den ungeheuren Spuk. Ohne Wind begann die Mühle zu mahlen. Dann bewegte sich der Schwengel der Pumpe, oder es öffnete sich von selber eine Tür. Selbst die Leiter auf dem Dache wurde hin- und hergerückt. Da holte man zuletzt eine Frau, die alles mit Weihwasser besprengte. Seit dieser Zeit war und blieb der Spuk verschwunden.

Die unsichtbare Ohrfeige.

Als ein Dombrowker in der Dunkelheit an den Trapischkes — einem mit Büschen umstandenen Gelände — vorbeiging und sich eine Pfeife anzünden wollte, erhielt er plötzlich eins „vär de Schnuz“. Als er mit dem Streichholz leuchtete, war nichts zu sehen. Einem andern ging es einige Tage darauf an derselben Stelle ebenso.

Blendspuk.

1. Eine Frau ging einmal Pilze sammeln und kam beim Suchen auch in die Nähe des Michlitzsees. Da stand ein Apfelbaum, den sie noch nie dort gesehen hatte, voll der schönsten, reifsten Äpfel. Soviel sie konnte, pflückte sie ab und legte sie in ihren Korb. Voller Freude wollte sie sich auf den Heimweg machen, aber weit und breit war weder Weg noch Steg zu sehen. Lange irrte sie umher. Auf einmal kam es ihr in den Sinn, die Äpfel könnten Schuld daran sein. Unmutig warf sie sie weg. Da war sie mit einmal auf dem Wege, der sie nach Hause führte.

2. Einmal waren Leute aus Vogelsang nach Brommelbeeren gegangen. Auf einmal stand vor ihnen ein Schloß. Um das Schloß gingen zwei Menschen, in Blau gekleidet. Die Leute blieben stehen und wollten es sich besehen. Das Schloß aber verschwand vor ihren Augen. Die Leute liefen nach Hause und erzählten, was sie gesehen hatten. — Ein andermal hatte sich Kindern diese Erscheinung gezeigt, und sie waren nicht eher losgekommen, bis sie ein Vaterunser gebetet hatten. — Es wird auch gesagt, daß das Schloß sich alle tausend Jahre zeigen soll.

3. Eine alte Frau und ihr Dienstmädchen fuhren mit dem Kahn nach Inse. Plötzlich sahen sie, daß ein Dampfer gefahren kam, der den ganzen Platz einnahm. Sie konnten nicht vorbeifahren, und zogen deshalb den Kahn aufs Land, und ganz langsam fuhr der Dampfer vorbei, beinahe den Kahn streifend. Als sie den Kahn ins Wasser schoben und sich umsahen, war der Dampfer am hellen Tage verschwunden.

Die Toten und Verwünschten im Berg.

In den Hügeln des Landes sollen die Toten hausen. Allerdings, ebenso oft wie von Toten, ja vielleicht noch öfter als von diesen, wird von Verwünschten gesprochen. Sie erscheinen in den meisten Fällen an Stellen, von denen die Sage auch erzählt, daß dort einst ein Schloß untergegangen sei, oder die noch heute sichtbare Zeichen einer alten Wallbefestigung tragen. Am häufigsten treten uns im Bezirk dieser Sagen die Toten oder Verwünschten in der Gestalt der weißen oder schwarzen Frau entgegen, jener Frauen, die sich nachts oder auch am Tage zwischen elf und zwölf auf Hügeln, an Teichen sehen lassen, die Vorübergehenden häufig um Erlösung bitten, indem sie ihnen als Lohn große Schätze anbieten, oder sich ihnen selbst zur Frau versprechen. Die Sagen dieser Art von Toten und Verwünschten sind in Ostpreußen ungemein zahlreich und finden sich in allen Teilen der Provinz.

Das geschenkte Brot.

Ein Junge hütete auf dem Kreuzberg seine Herde. Da kam aus der Öffnung im Berge der Geruch von frischem Brot. Der Knabe warf einen Stein in das Loch hinab und rief, als er das Klappern im Berge hörte: „Wenn ihr frisches Brot habt, dann geht auch mir etwas ab!“ Er wartete noch eine Weile, aber nichts regte sich. Weil es sehr warm war, legte er sich unter einen Busch und schlief ein. Als er erwachte, lag neben ihm ein frischgebackenes Brot.

Man könnte denken, daß hier Zwerge die Wohltäter gewesen seien. Tatsächlich sind Zwergvorstellungen mit den Sagen von den Toten im Berg hin und wieder vermischt, sei es, daß es heißt, Menschen seien verwünscht, tief unten im Berge in Zwerggestalt zu leben, sei es, daß Zwerge und Tote oder Verwünschte nebeneinander im Berge wohnen, wie in dieser Sagé:

Geister und Zwerge im Berg.

Der Zwergberg heißt so, weil hier Zwerge wohnen. Wenn man in der Nacht vorbeigeht, so kommen sie und nehmen den Menschen in den Berg mit. Zuerst kommt man in eine Stube, wo viel Silber ist; geht man weiter, kommt man in eine Stube voller Gold. Und dann kommt man in eine Stube, in der die Geister wohnen. Wer die Geister ansieht, muß sterben.

Der Ordensritter im Berg.

Einst hüteten Hirten auf dem runden Berge bei Passenheim. Einer, der sehr neugierig und voll Mut war, ließ sich von seinen Kameraden mit zusammengebundenen Zaumstücken durch die damals vorhandene Öffnung in das Gewölbe herabsetzen. Dasselbst verirrte er sich und kam an eine eiserne Tür, an die er klopfte. Hierauf öffnete sich die Tür, und es trat ihm ein ehrwürdiger Ordensritter entgegen, ihn fragend, was er verlange. In seiner Angst und Verwirrung erwiderte er, er habe sich verirrt und suche die Öffnung nach oben. Der Ritter beschenkte ihn reichlich mit Goldstücken, führte ihn unter die Öffnung, und der Verwegene wurde wieder wohlbehalten heraufgezogen. Dadurch lüstern gemacht, wagte auch ein anderer Hirte in derselben Weise sich in den Berg hinunter, hoffend, auch beschenkt zu werden. Doch wie er an die geheimnisvolle Tür klopfte, trat ihm der Ritter wütend entgegen und schlug ihm mit einem großen Beil den Kopf ab; den Rumpf band er an den herunterhängenden Strick, worauf die Leiche ohne den Kopf von den harrenden Hirten nach oben gezogen wurde.

Der Pillenberg.

Auch der Pillenberg bei Lapsau ist ein Totenberg, in dem ein Schloß versunken ist. Ein Hirtenjunge fand den Eingang in ihm und kam auch glücklich wieder heraus. Er erzählte nachher, daß die Pferde in dem versunkenen Schloß wie Fleisch fressende Hunde ausgesehen hätten, und sie hätten an einem großen Klotz gestanden, auf welchem Fleisch gelegen habe, das sie fraßen. Die Menschen aber seien ganz schwarz gewesen.

Die Toten im Tilsiter Schloßberg.

In einer stürmischen Nacht legte ein Fischer am Schloßberge, der hart am Ufer der Memel steht, Schnüre aus. Weil es zu regnen begann, zog er seinen Kahn ans Land und setzte sich darunter. Nach einiger Zeit sah er, wie der Berg sich auftat und ein kleiner, weißer Mann heraustrat. Und nicht lange darauf kam ein Schiff angefahren und warf am Schloßberge Anker. Aus dem Schiffe traten viele Gestalten in altertümlicher Tracht und trugen Schätze, die das Schiff barg, in den geöffneten Berg. Eine zeitlang sah der Fischer schweigend zu, dann rief er: „Seid ihr bald fertig?“ „Ja!“ antwortete ihm eine Stimme, „aber wir müssen erst noch die Prinzessin erlösen“. Da bekam der Fischer Angst und lief davon. Als er sich aber umsah, da waren die Fremden und das Schiff verschwunden. Nur oben auf dem Schloßberge sah er eine weiße Gestalt wandeln.

Die weißen Nebeljungfrauen.

An dem Wege von Gailboden nach Notrienen liegt der Spukberg. Als jemand in der Nacht am Spukberg vorbeiging, bemerkte er einen ganz komischen Nebel. Der wirbelte sonderbar durcheinander. Es sah meist so aus, als wenn auf dem Berge nackte Mädchen tanzten. Sie wurden immer deutlicher, daß man sie zuletzt ganz genau sehen konnte. Die Mädchen tanzten hintereinander im Kreise herum. Allmählich wurden sie wieder undeutlich, und es schien doch nur Nebel zu sein.

Die Burgfräulein am Orler See.

Am Orler See in der Nähe des Gehöftes des Bauern Orlick stand in alter Zeit ein Schloß, welches untergegangen ist. Aus dem Hügel sollen von Zeit zu Zeit drei Burgfräulein hervorgekommen sein. Das soll alle sechs Jahre einmal geschehen sein. Sie wuschen im Orler See silberne Teller und Schüsseln und noch andere Sachen. Dann verschwanden sie wieder im Berg.

Die schwarzen Jungfrauen von Karschau.

Auf dem Schloßberg bei Karschau erhob sich einst ein Schloß, das durch eine Verwünschung in die Erde versank. Drei verwünschte Jungfrauen hausen seitdem auf dem Berge, die zu gewissen Zeiten den „Jungfernsteg“ hinab zum Bache gehen, sich dort auf einen großen, im Wasser liegenden Stein setzen, um sich die Füße zu waschen.

Weißer Frau kämmt sich.

Bei Kleinteich, einem Teile des Dorfes Rauschen, liegt der Schloßberg. Auf ihm soll auch ein großes Schloß gestanden haben, aber schon lange versunken sein. Nur haben die Vorfahren noch mit eigenen Augen gesehen, wie eine Prinzessin alle Tage mittags zwischen elf und zwölf Uhr herausgetreten ist und sich die goldgelben Haare in einem goldenen Troge gekämmt hat.

Weißer Frauen und schwarzer Kuh.

Auf dem Mörlener Schloßberg ist ein Schloß wegen des sündhaften Lebenswandels des Schloßherrn mit allen Insassen in die Tiefe versunken. Noch heute soll es hier in dunklen Nächten spuken. Aus dem Berge kommt dann eine weißgekleidete Frau hervor, die eine schwarze Kuh dreimal um den Berg führt, sie auf der Berghöhe melkt und dann hinterm Berge verschwindet. In den zwölf Nächten soll sich in manchen Jahren, besonders früher, ein schwarzer Mann mit einem Rudel schwarzer Hunde gezeigt haben. Sie kamen immer aus dem Berge und verschwanden im Innern des nahen Waldes.

Das Geschenk der Fräulein.

Zwei Musikanten hatten im Beynuhner Gasthaus zum Tanz aufgespielt und gingen mitten in der Nacht nach Hause, die Straße nach Kunigehlen zu. Als sie nicht weit von der Stelle waren, wo der Strepawegraben die Straße kreuzt, kamen zwei schöne Fräulein vom Laschinnberge her über die Wiese gelaufen, die winkten ihnen schon von weitem und riefen: „Liebe Musikanten, spielt uns doch etwas auf, wir wollen so gern tanzen.“ Die ließen sich nicht viel bitten und spielten, was sie konnten, und die beiden Fräulein tanzten zwischen den beiden Hügeln, wo der Strepawegraben durchfließt. Endlich hörten sie zu tanzen und die Musikanten zu spielen auf. Da riefen die Fräulein: „Das hat uns gefallen, hier habt ihr einen Sack voll Geld!“ Und wirklich flog jedem ein voller Sack an die Köpfe, aber der war nicht sehr hart, die Fräulein aber

lachten laut und waren im Augenblick verschwunden. Als die Musikanten den Sack anfaßten, fühlten sie, daß Hobelspäne drin waren. Aber sie nahmen den Sack doch mit, und er wurde schwerer und schwerer, sodaß ihn zuletzt beide schleppen mußten. Als sie endlich zu Hause ankamen, warfen sie den Sack in eine Ecke, und es klirrte und klapperte von lauter Geld. Das wollten sie sich teilen, waren aber dazu viel zu müde und krochen gleich ins Bett. Als sie morgens erwachten, war das Geld verschwunden, aber der Sack war noch da.

Erlösung der weißen Frau.

Diese weißen und schwarzen Frauen, Tote oder Verwünschte, treten nun häufig an den Menschen heran mit der Bitte, sie zu erlösen. War es in den bisherigen Sagen von weißen Jungfrauen so, daß die weiße Frau fast immer als Glied einer größeren Gemeinschaft von Toten oder Verwünschten auftrat, so steht sie in den nun folgenden Sagen, die auf Erlösung abzielen, fast immer allein, obschon es auch vorkommen kann, daß die Bittende nicht nur für sich, sondern für die Gesamtheit ihrer Leidensgenossen mit um Erlösung bittet. Dabei bedeutet Erlösung zweierlei: Entweder Erlösung zum Leben (wenn nämlich die weiße Frau eine Verwünschte ist), oder Erlösung der Seele der Toten zur ewigen Ruhe (wenn die weiße Frau aus dem Totenreich heraufkommt). Im ersten Falle verspricht sich die weiße Frau meist dem um Erlösung Gebetenen zur Ehefrau. Die Erlösung zum Leben ist die herrschende Vorstellung in diesen Erlösungssagen, und die Erlösung zur ewigen Ruhe wird fast nie direkt ausgesprochen. Dagegen ist sie zu ahnen in solchen Sagen, in denen die weiße Frau nach einem mißlungenen Erlösungsversuch mit Worten wie „auf ewig verdammt“, „auf ewig verloren“ mit Weinen und Jammern verschwindet.

In vielen Sagen wird erzählt, daß die weiße Frau nur immer in gewissen, bestimmten Zeitabschnitten an ein Menschenkind herantreten darf, und wenn die Erlösung dann mißlingt oder abgelehnt wird, lange wieder warten muß, z. B. hundert Jahre! Von der Jungfrau auf der Kreuzburg heißt es, daß jeder vergebliche Erlösungsversuch sie immer tiefer in die Erde bringt, und daß, wenn sie so erst eine gewisse Tiefe erreicht haben wird, sie dann nicht mehr erlöst werden kann.

Fast alle Erlösungssagen laufen so aus, daß die Erlösung nicht gelingt. Mannigfach sind die Arten der Erlösungsversuche, einige kehren in großer Zahl immer wieder. Da ist zunächst das Tragen der Jungfrau; diese Sagen stehen mit den Aufhockersagen in gewisser Verwandtschaft.

Ein Jüngling trägt die verzauberte Prinzessin.

Auf einem Berg beim Dorf Kattenau steht eine alte Ulme. Doch eigentlich ist sie eine verzauberte Prinzessin, die sich alle hundert Jahre einmal im Hochsommer vormittags in ihrer wahren Gestalt zeigt. So sah sie auch einst ein fremder Wanderer und grüßte sie freundlich. Da klagte sie ihm ihr trauriges Geschick und bat ihn, sie zu erlösen. Dazu sollte er sie bis zur Grenze des Dorfes tragen, sich aber dabei auf keinen Fall umsehen, was auch geschehen möge. Der Jüngling nahm die Jungfrau auf seinen Arm und trug sie fort. Bald aber hörte er hinter sich ein Héulen, Zischen und Bellen, als wären alle bösen Geister hinter ihm her. Seine Füße waren ihm schwer wie Blei, und plötzlich merkte er, wie ein feuriger Rachen nach seinem Rock schnappte. Entsetzt, ohne an das Verbot zu denken, wandte er sich um. Was sah er? Nichts! Nur hinten auf dem Berge stand weinend die Jungfrau und streckte die Arme nach ihm aus. Bis heute noch ist sie in die Ulme gebannt und wartet auf ihre Erlösung.

Die drei Jungfrauen vom Heiligen Berg.

Auch die drei verzauberten Jungfrauen auf dem Heiligen Berg bei Staszwinen, im Kreise Lötzen, baten einen Bauern, jede an einem Abend auf seinem Rücken bis ins Dorf zu tragen. An den beiden ersten Abenden ging es gut. Als er jedoch am dritten Abend die dritte Jungfrau hinuntertrug, wurde die anfangs leichte Last immer schwerer. Als er das Dorf beinahe erreicht hatte, drückte ihn die Last fast zu Boden. Da blickte er sich ängstlich um. In demselben Augenblick flammte der Heilige Berg auf und erstrahlte in prächtigem Silberglanze. Die Jungfrauen waren plötzlich verschwunden und nur ihr Wehklagen war zu hören. Sie hausen noch heute unerlöst in dem Berge.

Am zahlreichsten von allen Sagen der Erlösung einer weißen Frau sind die, in denen die Bedingung gestellt wird, daß der Helfer alle Tiere küssen soll, die sich ihm nähern werden.

Alle Tiere küssen.

Auf der Gadenstadt-Höhe bei Wangnick in der Nähe von Domnau ist ein schwarzes Fräulein zu erlösen. Wer es erlösen will, der muß an drei Sonntagen in die Kirche gehen. Was ihm dann auf dem Rückweg begegnet, muß er küssen, und wenn es ihm graut, dann soll er ein Schnupftuch darauf drücken und dieses küssen. Da war einmal einer, der wollte es unternehmen. Das erstemal kamen ihm Schlangen, Pogggen und Kröten entgegen, die hat er alle geküßt. Da sah er schon die weißen Füße

der Jungfrau. Am zweiten Sonntag kam ihm eine Katze entgegen, die er auch küßte. Da war die Jungfrau schon bis an die Brust weiß. Am dritten Sonntag kamen ihm wieder viele tolle Schlangen und Feuerböskröten entgegen, darunter auch eine große, die hat Feuer gekolkt und Schaum aus dem Maule gespieen. Da hat er sich gegraut und sie nicht geküßt; in demselben Augenblick hat es gerufen: „Op ewig, op ewig verlore!“ und die Jungfrau hat sich nicht mehr sehen lassen.

Weißer Jungfrau und Kröten.

1. Die Kröte als Ekeltier spielt in diesen Erlösungssagen überhaupt eine große Rolle. Einem im Grase liegenden Manne wollte eine Kröte über die Brust kriechen, die sich ihm im Traum vorher als verwunschene Prinzessin angekündigt hatte. Würde er es gestatten, so wäre sie erlöst. Als der Mann aufwachte, kam die Kröte wirklich angekrochen. Sie wurde aber auf der Brust so groß und schwer, daß der Mann sie in seiner Angst packte und fortschleuderte. Da mußte die Prinzessin wieder hundert Jahre warten.

2. Zu einem Mädchen, das am Schloßberg in Kreuzburg bleichte, trat die Jungfrau und sagte: „Nimm mir doch die Kröte ab, die mir am Halse sitzt; ich schenke dir auch das Geld, das ich in der Schürze habe!“ Dreimal flehte die Jungfrau das Mädchen an. Dieses konnte es aber nicht über sich bringen, seine Hand nach der abscheulichen Kröte auszustrecken. Da wendete sich die Jungfrau leise und ging. Das Mädchen ist aber tags darauf an dem ausgestandenen Schrecken gestorben.

3. Auch wird erzählt, daß die zu erlösende Jungfrau im Gesicht selber so häßlich sei wie eine Kröte, sodaß sie niemand küssen möge, weswegen sie so schwer erlöst werden könne.

Der Drache.

Auf dem Friedrichower Berg bat allnächtlich eine weiße Gestalt die Sünden ihres Vaters ab, der auf der Burg geherrscht hatte, die dann in den Boden versunken war. In einer Nacht sah ein verirrter Hirt das Mädchen. Dieses trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er es ohne Furcht bis zum ersten Hahnenschrei umschlungen halten wolle, dadurch würde er es und das Schloß erlösen und Burgherr werden. Der Hirt schloß sie in seine Arme. Sogleich verwandelte sich die schöne Gestalt in ein grimmiges Untier und begann sich zu sträuben. Er behielt es aber fest in seinen Armen und ließ sich nicht abschrecken. So wechselten sich nacheinander 50 Gestalten ab, die von Mal zu Mal immer schrecklicher auszustehen waren. Zuletzt hielt der Hirt einen scheußlichen Drachen umschlungen, vor dem konnte sein Mut

nicht bestehen. Er bespied das Ungeheuer und rannte wie wahnsinnig davon. Vor Tau und Tag erreichte er schweißtriefend die Stadt Goldap. Der Schreck hatte ihn um Gehör und Sprache gebracht. Seit jener Zeit ist die geheimnisvolle Gestalt nicht mehr gesehen worden.

Weißer Frau will ein Kind küssen.

Am Schloßberg Balschkehmen saß einmal eine Frau im Schatten und stillte ihr Kind. Plötzlich hörte sie Schritte. Da stand ein schönes Fräulein neben ihr und sagte mit freundlicher Stimme: „Ist das ein schönes Kind. Ich möchte es gern einmal küssen. Erlaubt Ihr es mir?“ Die Mutter bekam Angst und ließ das Kind nicht küssen, da wandte sich das feine Fräulein und sagte weinend: „Nun bin ich ewig verloren.“

Das Reiterheer.

Eine Mutprobe wurde wiederum von einem Bauern aus Kaltenborn verlangt, der zwei Fräuleins aus den Goldbergen erlösen wollte. Sie bestellten ihn zu einem bestimmten Tage auf den Berg. Als der Bauer sich dem Berg näherte, drang ein Heer von Reitern auf ihn ein und drohte, ihn in Stücke zu zerhauen. Der Bauer lief davon und dachte nicht mehr an einen Erlösungsversuch. Seit diesem Tage aber zeigte sich nur noch ein Fräulein und auch dieses ist dann verschwunden.

Die Prinzessin mit den Löwen.

Auf dem Kirchenberg in Kattenau ist ein Baum, dessen einer Ast wie ein Sattel geformt ist. Dort reitet in der Geisterstunde eine verzauberte Prinzessin. Zu ihren Füßen liegen zwei Löwen. Wenn ein Mann des Weges kommt, stürzen auf ihren Befehl die Löwen ihm brüllend nach. Wenn er Angst hat und sich umdreht, zerreißen sie ihn. Wenn er ruhig weitergehen würde, würden sie sich ihm zu Füßen legen und ihm die Hände lecken. Die Prinzessin wäre dann erlöst. Einst ging ein Mann vorüber, fürchtete sich und wurde zerrissen.

Eine Katze verzehren.

Genau nördlich von Stannäitschen liegt zwischen der Pissa und einem Seitental ein sogenannter Schloßberg, in dem ein Schloß versunken ist. In früheren Zeiten kam jeden Tag um die Mittagszeit ein wunderschönes Fräulein aus dem Berg und ging zum Wasser, um die Teller, die die Ritter in der Burg beim Mittagessen benutzt hatten, zu waschen. Ein Schäfer, der das schöne Fräulein bei seiner Arbeit beobachtete, gewann es sehr lieb. Er sprach die Jungfrau an. Sie sagte ihm, er könne sie

erlösen, Herr der Burg werden und immer bei ihr sein, wenn er eine kohlschwarze Katze zwischen elf und zwölf Uhr in der Nacht vor dem Schloßberg verzehren würde. Die Katze dürfte nicht unter acht Wochen alt sein. Der Schäfer besorgte sich auch tatsächlich eine solche Katze und versuchte, sie in der vorgeschriebenen Zeit zu verspeisen. Kurz vor zwölf hatte er noch einen kleinen Rest; aus dem Berge erscholl schon fröhliche Musik. Doch da schlug die Uhr vom Kirchturm in Gumbinnen zwölf, und da der Schäfer die Katze nicht vollständig verzehrt hatte, erhielt er von dem Herrn der Burg fürchterliche Schläge, die ihm ein dauerndes Siechtum bis zum Tode eintrugen. Das schöne Fräulein zeigte sich hinfort nicht mehr.

Eine gelungene Erlösung.

Ein Mann aus Barten, der damals noch ein Stückchen Eigentum da hatte, jagte eines Abends heimlich seine Pferde über die Grenze nach Gr. Arnsdorf, damit sie sich dort satt fressen konnten; und er selber stellte sich unter einen Baum, damit ihn der Tau nicht so befiel. Da sah er plötzlich eine schwarze Dame vor sich stehen; die hielt ihm einen Zeigefinger vor den Mund und sagte immer: „Beiß, beiß!“ Vor Angst biß der Mann auch wirklich in den Finger. Da bemerkte er, wie der Finger, der auch ganz schwarz gewesen war, nun ein Endchen weiß wurde. Die Dame sagte ihm, sie sei verwünscht und bat ihn, sich drei Abende hier hintereinander einzustellen; dann könnte er sie erlösen, und sie würde ihn gut belohnen. Am zweiten Abend wurde der Finger wieder ein Ende mehr weiß, und am dritten Abend war der ganze Finger weiß und die Dame erlöst. Sie muß dem Mann ungeheuer viel Geld gegeben haben, denn er zog nun nach der Niederung und kaufte sich ein schönes Gut.

Dreimal „Guten Tag“.

Die Dreizahl der Erlösungsversuche ist überhaupt häufig. Sie ist z. B. auch in der Sage von der Erlösung der Jungfrau auf der Kreuzburg wichtig. Zweimal wünschte ihr ein Bauer aus Schnakeinen „Guten Tag“. Als die Jungfrau nicht antwortete, unterließ er einen weiteren Gruß. Hätte er noch zum drittenmal einen guten Tag gewünscht, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen.

Gebet für die Jungfrau.

Ein Bauer versuchte, das Fräulein im Goldberge zu erlösen, indem er, wie es ihm aufgetragen worden war, sechs Wochen hindurch für sie beten wollte. Dieses tat er nun eine zeitlang auch ganz gewissenhaft. Einst aber, als er eben wieder betete,

trug es sich zu, daß ein Stück seines Viehes ihm vom Hofe laufen wollte. Darüber unterbrach er das Gebet, und der Erlösungsversuch wurde dadurch für immer vereitelt.

Das Schlüsselbund.

Zwischen Dittersdorf und Kl. Karnitten liegt ein Bruch, dort ist's nicht geheuer. Einmal ging gegen Abend ein Mann an dieser Stelle vorbei, und da begegnete ihm ein Fräulein, das ein großes Schlüsselbund in der Hand hielt. Flehentlich bat sie den Mann, er solle das Schlüsselbund an sich nehmen und es ihr nach drei Tagen um dieselbe Stunde zurückbringen. Der Mann bekam Angst und machte, daß er davonkam. Da hörte er jammervolle Klagerufe: „Jetzt bin ich ewig verwünscht.“

Der Einkauf.

Aus dem Ziegenberg, nahe dem Dörfchen gleichen Namens, stieg jede Ostern am ersten Feiertage eine schöne Jungfrau und ging zum Mühlenteich herab, um sich dort zu waschen. Einst ging eine Bauersfrau gerade nach Fischhausen zum Jahrmarkt und grüßte das Fräulein mit Ehrfurcht. Das Fräulein trat freundlich auf sie zu, und da es erfuhr, daß in Fischhausen Markt wäre, bat es, die Bauernfrau möge ihm auch ein Stück Leinwand mitbringen, aber um alles in der Welt nicht um den Preis dingen. Auf dem Markt fiel der Bäuerin der Auftrag wieder ein. Sie kaufte ein Stück Leinwand, fing aber um den Preis zu dingen an, und zog der Händlerin einige Groschen ab. Als sie nun wieder durch Ziegenberg kam, schwebte das Burgfräulein herab; aber als sie den Kauf sah, rief sie bestürzt, „auf ewig, auf ewig verdammt!“ und entschwand.

Prophezeihung der Erlösung.

Die Möglichkeit der Erlösung ist manchmal in bestimmten Bedingungen ausgesprochen. So erzählt die Sage über die Erlösung der gottlosen Gräfin auf dem Kukiberg bei Plautzig: In Zukunft wird ein Rind einem Bauern zwei weiße Stierkälber werfen. Die Tiere werden stark und schnell heranwachsen. Wenn der Bauer mit den beiden Stieren den ganzen Berg abpflügen wird, dann ist die Freveltat der Gräfin gesühnt, und ihr herrliches Schloß wird in voller Pracht wieder aus dem Berge hervorsteigen.

Der Teufel.

Der Teufel als Spukwesen.

Der Teufel im Hohlweg.

Das Dörfchen Gneist ist etwa drei Kilometer von Rhein entfernt. Die Straße führt an einem kleinen Wäldchen vorbei durch einen Hohlweg. In diesem Hohlweg spukt es. Mancher ist dort in der Geisterstunde plötzlich überfallen und geschlagen worden. Man mied deshalb diese Stelle in der Zeit von elf bis zwölf Uhr nachts, weil man glaubte, daß der Teufel hier sein Wesen triebe.

Der Teufel in der Wirschupp.

Eine Frau nahm des Nachts an der Wirschupp mit der Lampe Zwiebel. Da hörte sie plötzlich im Strauch husten. Sie kümmerte sich nicht darum, und als sie zum zweitenmal die Augen aufhob, sah sie eine weiße Gestalt vor sich. Sie meinte, es sei der Teufel und lief ins Haus. Von daher sagt man: Der Teufel lebt in der Wirschupp.

Der Teufel im Löbegaller Teich.

Bei Löbegallen, Kreis Pillkallen, liegt ein Teich, Kackschehall genannt, in welchem der Teufel haust; wenigstens hatte sich ein Förster vollständig und auf verschiedene Weise davon überzeugt. Er ritt einmal am Teiche vorbei. Sein Pferd fing an zu schnaufen, riß die Nüstern auf und wollte nicht vorwärts. Da sah er, daß eine weiße Masse, gleichsam wellenschlagend, sich vor dem Pferde hinwälzte. „Ei“, rief er, „das hole doch der Teufel!“ und sogleich verschwand das Gesicht.

Der Teufel am Kreuztor.

„Von dem ehemaligen Creutz-Thor (in Königsberg) hat man folgende Legende, daß, nachdem man die Mönche aus dem Closter zum Heil.Creutz los geworden, das Thor vom bösen Feinde soll besessen worden seyn, dergestalt, daß man es niemahls hat zuhalten können, sondern wenn es zugeschlossen worden, man es allezeit wieder offen gefunden habe. Daher nach der Zeit die Thor-Flügel gar weggenommen worden.“

Der Teufel hängt eine Kuh auf.

Als eines Tages eine Frau aus Heidlauken in den Stall ging, um ihre Kuh zu melken, war diese an der Decke aufgehängt. Da keiner aus der Nachbarschaft das getan hatte, meinte die Frau, das habe der Teufel getan. Am andern Morgen war die Kuh wieder aufgehängt. Das wiederholte sich solange, bis die Kuh geschlachtet war. Dann verließ der Teufel das Haus und ging zum Schneidermeister Plonus, um dort seinen Spuk zu treiben.

Sehr zahlreich sind die Sagen, in denen der Teufel in Tiergestalt auftritt. Hund, Katze, Pferd, Schwein, sind die häufigsten Tierverkörperungen des Teufels.

Der Teufel als wegelagernder Hund.

In der Gegend von Bebruwethen im Kreise Ragnit soll ein alter, großer Stubben liegen. Man geht nicht gern an diesem Stubben vorbei, denn hier ist eine Wohnung des Teufels. Er lauert hier in Gestalt eines großen, zottigen Hundes mit wild rollenden Augen dem Wanderer auf. Unbeschadet geht keiner an dieser Stelle vorüber; wenn ihm auch sonst nichts geschieht, so zerreißt der Hund doch dem Vorübergehenden den Rock in tausend Stücke, so daß der Wanderer nackt von dannen ziehen muß.

Der Teufel als Pferd.

Als eines Tages eine Frau aus Heidlauken beim Heuernten auf der Wiese in der Nähe des Kanals beschäftigt war, sah sie ein Pferd daherkommen. Sie glaubte, es gehöre einem Bauern und wollte es einfangen. Das Pferd aber lief gerade auf den Kanal zu und sprang hinein. Als es auf der Mitte angekommen war, war nur noch der Hals zu sehen. Am andern Ufer lief es bis zur Hälfte den Damm hinauf und war dann plötzlich verschwunden. Die Frau glaubte fest daran, daß es der Teufel gewesen sei.

Der Teufel als Schwein auf dem Wagen.

Es mögen wohl sechzig bis siebzig Jahre her sein, da fuhr einmal ein Bauer mit Schweinen nach Stallupönen zum Markt. Unterwegs sah er im Graben ein Schwein liegen; es war recht mager, aber er dachte, es sei gewiß einem andern Bauern, der zum Markt wollte, vom Wagen gefallen, und er wollte es mitnehmen und seinem Besitzer zurückgeben. So lud er es auf seinen Wagen und wunderte sich, wie schwer das Tier war. Nach einer kleinen Weile blickte er sich um, weil die Schweine

im Wagen heftig schrieen. Da sah der Bauer, wie das aufgeladene magere Schwein riesengroß geworden war und seine eigenen Schweine über die Wagenbretter hinausdrängte. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen; heiß und kalt überlief es den Bauern, und er stieß ein „barmherziger Gott, hilf!“ hervor. Bei diesen Worten schrumpfte das seltsame Schwein wieder ganz klein zusammen, sprang vom Wagen und war verschwunden. Die eigenen Schweine aber, die neben dem teuflischen Schwein gelegen hatten, waren ganz schwarzfleckig geworden, sodaß der Bauer sie nicht mehr zum Markt bringen konnte.

Viele ähnliche Sagen erzählen davon, wie der Teufel sich in mancherlei Tiergestalt auf den Wagen laden läßt, als Katze, als Kalb, ja sich auch einmal als Schwein im Sack tragen läßt, wie er dann immer schwerer und größer wird, bis es ihn zu vertreiben gelingt. Dann schrumpft er plötzlich ein und verschwindet oder läuft in der gerade innegehabten Gestalt klatschend und lachend ins Dickicht oder in einen Teich, nimmt auch wohl seine wahre Teufelsgestalt an und entschwindet hohnlachend. Ein Steinfahrer lud sich den Teufel in Gestalt eines Bundes Erbsenstroh auf den Wagen; das Erbsenstroh wurde immer schwerer, verwandelte sich in eine schwarze Masse, die schließlich als etwas Feuriges vom Wagen aus in die Luft fuhr.

Die Mittel, diesen Teufel loszuwerden, sind immer dieselben: Ein kurzes Stoßgebet etwa, mit dem Peitschenstock unter Anrufung Gottes drei Kreuze schlagen.

Eens! Zweek!

Noch ein anderes Verfahren, wie es z. B. der Fleischer Matschuck anwandte, als er einmal um Mitternacht von Karteningken nach Weedern an dem später so genannten Teufelsbruch vorbeifuhr, ist dieses: Der Fleischer hatte sich auch ein solches Teufelskalb aufgeladen; als er aber merkte, woran er war, drehte er seine Peitsche um und fing an, auf das Kalb einzuschlagen. Und immer paarig gab er seine Hiebe und zählte dabei: „Eens, zwee; eens, zwee!“ Da fing das Kalb an zu reden und sagte: „Weshalb seggst du nich uck dree?“ Der Fleischer aber drosch und zählte weiter „eens, zwee.“ Da verschwand das Kalb plötzlich. Im Bruch aber fing es fürchterlich an zu toben; es war gut, daß der Matschuck nicht bis drei gezählt hatte. Dieses Mittel wird oft angewandt, auch das ähnliche, daß das Teufelstier geschlagen und dabei rückwärts gezählt wird. Beides kann der Böse nicht aushalten und muß weichen.

Der Teufel als Hecht und Wirbelwind.

An der Teufelsbrücke bei Labiau sonnte sich der Teufel in der Gestalt eines sehr großen Hechtes im Wasser. Das haben die Leute von einem Heuwagen ganz genau gesehen. Auf einmal tauchte er tief ins Wasser, so daß ein mächtiger Wirbel entstand. Dann erhob sich ein gewaltiger Wirbelwind, der über die Straße einherzog und auf eine alte Frau traf, die mit einem Bündel Reisig aus dem Walde kam. Er zerbrach das Reisig in tausend kleine Stücke, so daß die arme Frau es nicht mehr sammeln konnte, und verschwand.

In dieser Sage erzeugt der Teufel den Wirbelwind, aber es besteht auch die seltsame Ansicht, daß er im Wirbelwind selbst drin säße, und daß der zu Schaden komme, der in einen solchen Wirbel hineingerate.

Der Teufel im Wirbelwind.

1. Eine alte Frau erzählt: Ich habe den Bösen im Wirbelwind auch paarmal gesehen. Funken kommen aus den Flügeln hervor, und er fährt so hoch durch die Luft. Wenn er keine Flügel hätte, könnte er ja nicht durch die Luft fahren. Einmal rissen wir auf der Dombrowa Erbsen. Da drehte sich auch solch ein Wirbel in der Luft herum. Er kam gerade auf die Stelle zu, wo die Frau G. arbeitete. Wir dachten: „er nimmt sie!“ Die Frau W. schrie laut „Pfui, pfui, Teufel!“ Da nahm er sie nicht, sondern wickelte sie ganz in das Erbsenkraut ein; er riß aber dafür sehr viel Sand und Dreck mit sich. Alles nahm er mit, auch einen ganzen Haufen Erbsenkraut. Wir wissen nicht, wohin er damit verschwand.

2. Aus Wangnick heißt es: In dem Kriesel sitzt der Böse drin. Wenn einer da reindammelt, dann dreht er ihm den Hals um. Aber es gibt eine Hilfe: Wenn dich der Kriesel kriegt, dann mußt du schnell sagen: „Pe, Pe, Schwiensdreck!“ Wenn der Böse das hört, dann verliert er seine Macht. Einmal hat ein Junge das nicht glauben wollen, und er hat sein Taschenmesser in den Kriesel geschmissen. Da ist es ganz blutig auf die Erde gefallen, und der Böse hat losgeschrien, und der Kriesel ist dem Jungen über den Kopf gekommen, und nachher hat er tot dagelegen.

Der Teufel läßt sich auch in Menschengestalt sehen und zwar besonders im Nordwesten der Provinz, in der Niederung, sehr oft in richtiger Menschengestalt, nicht in der wohl menschenähnlichen, aber mit den bekannten teuflischen Eigenschaften ausgestattet.

Teufel stürzt sich ins Wasser.

1. Einmal fuhr ein alter Mann die Alte Gilge entlang, um seine Netze zu untersuchen. Da stand ein Mann am Ufer und bat darum, mitgenommen zu werden. Der Alte war nicht schlecht und ließ ihn einsteigen. Kaum war er einige Ruder-schläge weiter, als sein Gast kopfüber ins Wasser stürzte und spurlos verschwand. Der Fischer erschrak und eilte ans Ufer. Da sah er ein gespenstisches Feuer brennen und wußte nun, daß der Teufel sein Spiel mit ihm getrieben hatte.

2. Eine Frau und ihre Tochter fuhrn einmal die Griebe entlang. Da kam vom Walde ein schwarzer Mann angelaufen. Er sprach kein Wort und sprang ins Wasser. Er machte so große Wellen, daß die beiden beinahe untergingen. Da beteten sie, und der schwarze Mann verschwand.

Der Teufel im Keitelkahn.

Ein Keitelkahn hatte an der Nehrung angehalten. Da kam ein Herr gegangen und fragte, ob sie ihn über das Haff setzen wollten. Sie wollten es tun. Der Herr war sehr still. Als sie auf dem Haff waren, ging der Kahn immer mit dem Vorderende unter Wasser. Sie beteten, und der Kerl verschwand. Es war der Teufel gewesen.

Der Teufel wird ersäuft.

1. Bei Inse in der Bucht ist eine tiefe Stelle. Jeden Tag um die Mittagszeit kam da früher eine Wiege mit einem schreienden Kinde aus dem Grunde hervor. Die Menschen wußten nicht, was sie anfangen sollten; sie haben gesungen und gebetet, es hat aber nichts geholfen. Da haben sie einen katholischen Priester geholt. Der hat die Stelle geheiligt und gesegnet, aber es hat auch nichts geholfen. Sie waren schon trostlos. Da nahmen sie eines Tages die Wiege mit dem Kinde in einen Kahn und fuhrn den Paitstrom entlang. Als sie an die Eszerule kamen, haben die Leute mit großer Mühe die Wiege hinausgeworfen und umgekippt. Mit Brausen und Heulen ist die Wiege untergegangen und hat sich nicht mehr gezeigt.

2. Es wird erzählt, daß der Teufel in einem halb verfallenen Hause in Andreischken auf der linken Gilgesseite gespukt habe. Da er die Fischer durch sein Poltern und Rumoren und höllisches Gelächter erschreckte, holte man auch einen katholischen Priester. Der ließ einen Kahn bereit halten, niemand sollte sprechen oder lachen. Es gelang dem Priester, den Teufel in den Kahn zu locken. Sie ruderten auf die Mitte des Stromes. Hier beschwor der Priester den Teufel, daß er gleich einer

feurigen Kugel ins Wasser zischte und jämmerlich ertrank. Nur einer der Fischer achtete nicht des Gebotes, lachte und rief: „Nu häbb' wie dem Diewel varseept!“ Als er jedoch nach einem Jahre zu derselben Stunde über den Strom fuhr, warf eine aufspringende Welle sein Boot um, sodaß er ertrank.

Wie Totengeister in Menschengestalt öfter im Wagen einherfahrend erscheinen, so auch der Teufel hin und wieder. Hier tritt er mit Pferdefuß und Hörnern in Erscheinung.

Die Teufelskutsche.

In der Neujahrsnacht kommt auf der Landstraße von Maraunen nach Wartenburg ein schwarzer Wagen zur Stadt gefahren. Vor dem Kapellchen am Wasserturm biegt er auf die Felder ab, da er an dem Bilde des Gekreuzigten nicht vorbei darf. Bespannt ist der Wagen mit vier Rappen, doch fährt er nur auf einem Rad. Im Innern sieht man eine brennende Laterne und ein schwarzes Gesicht mit blitzenden Zähnen und zwei Hörnern. In einer Neujahrsnacht kam ein Mann die Landstraße von Maraunen her. Er hatte am Sylvesterabend in Alt-Wartenburg Musik gemacht und sich verspätet. Unterwegs überholte ihn der Wagen und nahm ihn auf sein Bitten hin mit. Kaum war er eingestiegen, als der Wagen sich in die Luft erhob. Der Mann schrie und wollte aussteigen, doch half ihm das nichts. Da rief er in seiner Angst: „Heilige Jungfrau, erbarme dich!“ In demselben Augenblick wurde er aus dem Wagen geschleudert und verlor die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Felde in der Nähe von Klein-Danzig.

Der „richtige Schimmel“.

Einmal vor vielen Jahren ist der Schimmelzug auf der Grenze zwischen Wangnick und Nockelkeim einem Reiter auf einem Schimmel begegnet. Die jungen Leute sind stehen geblieben und haben sich vor Furcht nicht rühren können. Aber es ist heller Mondschein gewesen, und sie haben gesehen, wie der fremde Reiter auf ihren Schimmelreiter zugeritten ist. Und dann haben die beiden miteinander gekämpft. Zuletzt ist der fremde Reiter verschwunden; da konnten sie sich wieder bewegen. Aber ihr Kamerad hat tot auf der Erde gelegen, dem hatte der richtige Schimmelreiter das Genick gebrochen.

Der Teufel als Vollzieher und Verführer.

Unter den bösen Neigungen, bei denen der Teufel den Menschen zu packen bekommt, werden zwei immer wieder genannt: Tanzwut und Kartenspiel.

Der Tanz mit dem Teufel.

1. In Schidlitz bei Danzig in der Weinbergstraße lag vor Jahren ein Tanzlokal, der „Weinberg“ genannt. Hier verkehrten viele Matrosen, es wurde sehr viel getrunken und gespielt und die ganzen Nächte getanzt, es herrschte ein wüstes Treiben. Nun lebte dort ein junges Mädchen, dem das Tanzen über alles ging; in der Kirche war sie nie zu finden, die Messe verschlief sie stets, aber jeden freien Abend verbrachte sie im Weinberg, wo sie bis morgens früh mit den Matrosen tanzte. Eines Sonntags, es war im Jahre 1910 oder 1911, kam ein fremder, sehr elegant gekleideter Herr und forderte das Mädchen zum Tanz auf; dieses folgte ihm auch geschmeichelt. Zum Schluß des Tanzes flog er mit ihr zum Fenster hinaus, wobei der halbe Fensterflügel mitging. Der Tanzsaal lag sechs Meter über der Erde, daher glaubten alle Anwesenden, das Paar werde mit zerschmetterten Gliedern unten liegen. Alles stürmte hinaus, jedoch war keine Spur von den beiden zu entdecken; daher meinten alle, es sei der Teufel selber gewesen, der das leichtfertige Mädchen geholt habe. Bald darauf wurde der „Weinberg“ abgebrochen. — Andere erzählten, die Musikanten hätten bemerkt, daß der feine Tänzer einen Menschen- und einen Pferdefuß hatte, hätten die Tanzmusik abgebrochen und schnell einen Choral gespielt; daraufhin sei der Teufel mit dem Mädchen durchs Fenster gefahren.

2. Ein Mädchen aus Frauenburg ging am Fastnachts-sonntag zum lustigen Fastnachtsball und war die Übermütigste von allen. Es war in Frauenburg fromme Gewohnheit, zur inneren Besinnung als Einlage auch einmal einen Choral zu spielen. Eben spielte die Musik „Großer Gott, wir loben dich!“ Der Tanz hörte auf, und alle lauschten andächtig. Zu dem übermütigen Mädchen trat aber ein feiner Herr und forderte es zum Tanz auf. Das Mädchen sagte lachend ja, und beide tanzten zu dem frommen Choral. Alle waren über das Paar entrüstet. Dreimal hatten sie schon um den Saal herumgetanzt. Da schwang der Herr seine Tänzerin durch das Fenster und verschwand mit ihr in der Finsternis. Nie mehr ist das Mädchen gesehen worden.

3. Eine Teufelstanzgeschichte ruft der Teufelsstein bei Schwarzstein im Kreise Rastenburg in die Erinnerung zurück. In diesem Stein ist eine Vertiefung in Form eines Hufeisens zu sehen. Ein tanzwütiges Mädchen hatte, als niemand, auch ihr Verlobter nicht mehr mit ihr tanzen wollte, sich den Bösen als Tänzer herbeigewünscht. Der war auch sogleich in den Saal hereingetreten als junger, forscher Jägersmann. In seinen

Armen hatte sich das Mädchen halbtot getanzt. Dann war der Böse mit dem Mädchen zur Tür hinausgesprungen. Als der Teufel aber über den großen Stein springen wollte, war das Mädchen wieder zu sich gekommen und hatte laut: „Jesus Maria!“ gerufen. Da hat der Teufel das Mädchen wütend fallen lassen und seinen Pferdefuß zu heftig in den Stein eingehauen, daß der Abdruck noch heute zu sehen ist. Das Mädchen ist von seiner Tanzlust für immer geheilt gewesen.

Das rote Kleid.

Auf einer Bauernhochzeit in Garwingen hat sich die Braut ein rotes Kleid gewünscht, und wenn es vom Teufel wäre. Da hat ihr ein feiner Herr das rote Kleid gebracht. Als die Hochzeitsgäste abends getanzt haben, ist der feine Herr wiedergekommen und hat mit der Braut getanzt. Die Musikanten haben aber gesehen, daß der feine Herr einen Pferdefuß und einen Menschenfuß hatte. Sie haben gleich ein geistliches Lied gespielt; da hat sich der feine Herr hinter dem Ofen versteckt und hat Holzspäne unter die Gäste geworfen. Dann hat der Bauer den Pfarrer geholt. Der Bauer mußte vier Pferde anspannen. Nun setzte sich der Pfarrer mit dem feinen Herrn zusammen auf den Wagen, und sie fuhren los. Zuerst begegneten sie einem Betrunkenen. Der Teufel hat gefragt, ob er in den Betrunkenen hineinfahren könnte. Das hat ihm der Pfarrer nicht gewährt. Nun sind sie ein Stück weitergefahren. Da kamen sie an ein Erlenbruch, wo es bergab ging. Da fragte der Teufel wieder, ob er hier könnte runterfahren. Da hat der Pfarrer ja gesagt. Bergab hat der Pfarrer den Teufel tragen müssen, aber dem Pfarrer sind gleich die Schuhe aufgeplatzt. Dann ist der Teufel in das Bruch reingefahren, da hat es aber ordentlich gekracht. Bis heute soll es dort noch spuken.

Der Teufel will Karten spielen.

Ein junger Bauer zog aus seinem kleinen in ein größeres Grundstück. Der kleine Hof wurde nachts von einem älteren Manne bewacht. Es war im Winter. Der Mann fegte einmal die Stube aus und fand dabei eine Spielkarte. Er dachte an nichts und steckte die Karte in seine Tasche. Dann ging er schlafen. Als er nach ein paar Stunden erwachte, stand ein fremder Mann vor ihm in blauem Anzug, und einen Hut hatte er in der Hand. Der redete den alten Mann an und sagte: „Komm, wir wollen Karten spielen!“ Der alte Mann gab keine Antwort. Da war es auf einmal so, als ob einer mit einer Wagendeichsel über den Boden haute, und dann war es wieder ganz still. Da lief der Wächter so schnell er konnte nach Hause. Seine Wohnung war ungefähr einen Kilometer entfernt.

Kartenspiel auf dem Leichenstein.

Auf dem Landwege, der am Ufer des Saitensees entlang von Reichensee zur Kullabrücke führt, kommt man an einem Berge vorbei, auf dem ein alter Friedhof liegt. An dieser Stelle ist es nicht geheuer. Einen Wanderer, der eines Nachts vorbeiging, lud der Teufel zum Kartenspielen ein. Sie spielten auf einem Leichenstein. Der Wanderer gewann viel Geld. Als der Hahn krächte, verschwand der Teufel wie das gewonnene Geld.

Nicht immer geht ein Spiel mit dem Teufel so glimpflich ab. Von drei Burschen, zu denen sich der Teufel beim Kartenspielen gesellte, nahm er zuletzt zwei mit in die Luft. Der Dritte hatte am Pferdefuß unter dem Tisch gemerkt, mit wem sie es zu tun hatten und hatte sich so noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Zu diesen Kartenspielsagen stellt sich eine ganze Reihe von Geschichten um Teufelssteine. Das ostpreußische Land kann keine geschlossenen Felsmassen aufweisen, um so mehr wendet sich das Interesse den mehr oder weniger zahlreich verstreuten Findlingen zu, und das Auge erkennt leicht auf ihnen die verwischten Abdrücke einer Hand, eines Fußes oder Hufes. Das sind die Steine, wo der Teufel mit Holzarbeitern, mit Wanderern oder Hirtenjungen Karten gespielt hat. Der Teufel hat in der Leidenschaft des Spiels mit der Faust auf den Stein geschlagen, oder auch wohl in der Wut über dauerndes Verlieren im Spiel und zornig beim Auffahren seinen Huf ins Gestein geschlagen, wenn ihm die sichere Beute an Menschenseelen noch im letzten Augenblick entging, weil der Mitspieler zu Gott betete, die Hirtenjungen etwa unter der hl. Wandlung am Sonntag das Kreuz schlugen. Oft wird auch nur erzählt, daß der Teufel auf diesem oder jenem Stein gestanden, gesessen haben soll, wovon dann die Eindrücke herkommen.

Der Pracherstein.

Auf dem Wege von Warschkeiten nach Neuendorf liegt in der Warschkeiter Heide, dicht am Wege, der Pracherstein. Hier hat der Teufel mit einem Pracher Karten gespielt. Gewann der Pracher, so mußte er vom Teufel einen Sack mit Geld bekommen; gewann der Teufel, so gehörte ihm die Seele des Prachers. Der Pracher wurde Gewinner, und voll Wut schlug der Teufel mit seiner Klaue so hart auf den Stein, daß der Eindruck davon noch heute deutlich zu sehen ist.

Der Teufelsstein in Suchwalde.

In Suchwalde bei Sumpf hatten Schuljungen während der Kirche auf einem großen, flachen Stein Karten gespielt.

Während der Predigt gesellte sich der Teufel zu ihnen und schlug mit den Worten „Trumpf, Trumpf!“ mit der Faust auf den Stein. Rings um den Stein waren die Eindrücke von den Knebeln und dem Daumen einer Hand zu sehen.

Der Teufel holt die Lügner.

Nicht weit von der Salutt fließt der Teufelsgraben zwischen Bubainen und Waldhausen. Über diesen Graben führt eine Brücke, die Teufelsbrücke genannt wird. Unter der Brücke sitzt der Teufel und wartet darauf, daß ein Mensch darüber geht. Geschieht dies, und spricht er auf der Brücke die Unwahrheit, dann springt der Teufel hervor und dreht dem Lügner den Hals um. So hat man einmal einen Handelsjuden tot im Graben gefunden; er trug die Krallengriffe des Teufels als Zeichen am Halse.

Der Teufel und das Rätselraten.

Wie leicht der Teufel den Menschen in seine Gewalt zu bekommen vermag, zeigt folgende Sage, die als Beweis erzählt wird dafür, daß Rätselraten dem Teufel Macht über die Seele des Menschen gebe. — In einer Spinnstube gaben sich Frauen einmal Rätsel auf. Da erschien plötzlich ein fein gekleideter Herr unter ihnen und sagte zu der, die eben ein Rätsel aufgegeben hatte: „Ich will dir jetzt drei Rätsel aufgeben, und wenn du sie nicht lösest, mußt du sterben.“ Die erste Frage hat der Erzähler der Sage leider schon vergessen, die zweite aber lautete: „Was ist fetter als Butter und Schmalz?“ Darauf antwortete die Frau: „Erde.“ Und zum dritten fragte der Herr: „Was ist süßer als Honig?“ Die Frau wußte keine Antwort; da drehte sich plötzlich ihr Kind von einem halben Jahre, das in der Wiege lag und noch kein Wort sprechen konnte, um und antwortete: „Die Mutterbrust ist süßer als Honig!“ Da ging der fremde Herr hinaus und beim Hinausgehen merkte man, daß er einen Pferdefuß hatte. Dem Kind aber war in derselben Nacht das Genick umgedreht.

Der Teufel und der Sonntagsschänder.

Bei Frauenburg liegt der Steinchenberg. Vor vielen, vielen Jahren gehörte dieser Acker einem sehr dem Trunk ergübigen Bauern. Dieser Bauer achtete nicht das Sonntagsgebot. Wie zum Hohn bestellte er gerade am Sonntag vormittag das Feld. An einem Fronleichnamsmorgen war der Bauer wieder beim besten Pflügen und schimpfte und fluchte mit seinen Pferden herum. Da kam auf einmal von dem benachbarten Acker bei dem Kessel- oder Teufelsloch ein anderer Pflüger herbei; der

war schwarz gekleidet und hatte rabenschwarze Pflugochsen mit feurigen Zungen, die sprühten Funken und kleine Flämmchen aus Augen und Nase. Dieser Helfer kam dem Sabbatschänder nun doch bedenklich vor, aber das Besinnen kam zu spät. Als vom fernen Dom gerade die Glocken zur heiligen Wandlung tönten, erdröhnte ein gewaltiges Donnerkrachen, die Erde öffnete sich und verschlang den Bauern mit seinem Gespann. Der Teufel pflügte mit seinem Gespann die Erde zu und verschwand wieder im schwarzen Teufelsloch. Den Bauern hat niemand mehr gesehen. Die heimkehrenden Kirchgänger aber fanden den Berg über und über mit Steinen bedeckt.

Die Krügersche von Eichmedien.

In der Kirche zu Schwarzstein, nicht weit von Rastenburg, sind zwei Hufeisen aufgehängt zur Erinnerung an eine Geschichte, die sich im Jahre 1473 in Eichmedien und Schwarzstein zugetragen hat. In Eichmedien wohnte damals eine Krügerin, die beim Bierausschenken die Gäste betrog, indem sie immer zwei Stof für eins anscrieb. Eines Abends wiesen ihr das einige Bauern nach, die selbst für sich mitangeschrieben hatten. Auf die Beschwerde der Bauern fing die Krügerin sich an zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen, wo sie die Leute auch nur um einen Stof betrogen haben sollte. In diesem Verfluchen ist der Teufel auch stracks in die Stube getreten und ist mit der Krügersche davon geflogen. Draußen hat er sie in ein schwarzes Pferd verwandelt und ist noch am selben Abend auf ihr nach Schwarzstein vor die Schmiede geritten. Dort hat er den Hufschmied — er hieß Albrecht und hatte früher in Eichmedien gewohnt — mit Ungestüm aufgeweckt und ihm sein Pferd beschlagen geheißt, vorgebend, er habe wichtige Briefe zu befördern. Er hat dem Schmied doppelten Lohn versprochen und damit gedroht, daß er ihn bei seinem gnädigen Herrn verklagen werde, wenn er seinem Wunsche nicht willfahren werde. Da ist der Schmied mit seinen Gesellen erschrocken aufgestanden, und sie haben sich an die Arbeit gemacht. Der Teufel aber hat immerfort zur Eile angetrieben. Als sie zwei Eisen fertig hatten, ist der Schmied zu dem Pferde gegangen, um sie ihm aufzumessen. Da hat aber das Pferd angefangen zu reden und gesprochen: „Nur sachte, mein Gevatter, denn ich bin die Krügersche von Eichmedien!“ Da ist der Schmied samt seinen Gesellen vor Schrecken halb tot gewesen, und die Arbeit ist ihnen gar nicht mehr von den Händen gegangen. Indem hat der Hahn angefangen, zum erstenmal zu krähen, da ist das Pferd wieder ein Mensch geworden. Aber der Teufel ist hinausgegangen und hat die Krügersche dreimal auf das Maul ge-

schlagen, dann ist er verschwunden. Die Teufelsfinger sind ihr als Wahrzeichen im Gesicht geblieben und wie Teer geronnen gewesen. Die Krügersche hat noch ein halbes Jahr nach diesem gelebt, aber sie ist als ein wahnsinniger Mensch herumgelaufen, hat auch nicht richtig reden können. Nach dem halben Jahr ist sie gestorben.

Wenn der Teufel sich in den meisten Sagen auch nur die Seelen der Menschen holt, die ihm wegen ihrer Sündhaftigkeit von rechts wegen zugefallen sind, so läßt er es sich doch auch angelegen sein, Menschen zum Bösen zu verführen und so ihre Seelen zu gewinnen.

Die Teufelsmesser.

So wird von zwei Messern erzählt, die sich in der Sakristei der Domkirche zu Königsberg befanden. Diese soll der Teufel zwei Personen, die sich ihm verschrieben hatten, gegeben haben, um sich oder andere damit zu ermorden. Auch wird die Handschrift dieser beiden Menschen dort aufbewahrt, zu deren Zurückgabe den Teufel das kräftige Gebet des Geistlichen vermocht haben soll.

Hierher gehören alle Teufelsbündnisse, die heute meist nur noch als Freimaurersagen bekannt sind. Diese Bündnisse kommen so zustande, daß der Teufel die Menschen verblendet, ihm gegen zeitlichen Vorteil ihre Seele zu verschreiben.

Ein Teufelspakt.

Oberhalb von Lappienen, nicht weit von der Rautischker Fährstelle, stand früher das Teufels- oder Galgenhäuschen. Es war ein seltsames Gebäude, das allein auf der Stromseite auf dem Gilgedamm stand. Hier soll einst ein sehr habgieriger Fischer gewohnt haben, dessen ganzes Trachten ging dahin, schnell reich zu werden, und jedes Mittel war ihm dazu recht. Er betrog seine Kameraden und bestahl ihre Reusen. Als er aber trotz allem nicht zu dem ersehnten Reichtum kommen konnte, sagte er einmal zu sich: „Nun will ich's mit dem Teufel selber versuchen.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da stand auch schon der Leibhaftige vor ihm und erbot sich, dem Fischer zu einem Schatz zu verhelfen, wenn er ihm seine Seele mit seinem eigenen Blut verschriebe. Das tat der Fischer. Den Schatz aber, den ihm der Böse gab, hat er heimlich unter einer großen Weide vergraben, denn niemand sollte merken, daß er reich geworden war. Der Fischer wurde nun immer geiziger, im Winter hat er im kalten Zimmer gefroren und ist elend und krank geworden. Einmal gab es im Frühjahr einen gefährlichen Eisgang, da haben die Eisschollen die Erde unter

dem Weidenbaum aufgewühlt und den Schatz des Fischers in die Tiefe gerissen. Als dann der Fischer nach seinem Schatz grub und suchte und ihn nicht finden konnte, hat er sich an einem Ast des Baumes aufgehängt. Der Weidenbaum hat noch lange Jahre nach dem Kriege gestanden und hieß im Volke der Galgenbaum. In dem Häuschen aber hat es von da an gespukt; und in mancher Nacht hat man ein höllisches Geräusch gehört. Niemand wollte mehr darin wohnen; mehrere Jahre stand es leer und mußte schließlich abgebrochen werden.

Der Teufel versteht es, sich da an den Menschen heranzumachen, wo Menschenkräfte nicht ausreichen, ein bestimmtes Werk zu vollführen. Die ganze, bei der Sache aufgewandte List erkennt man erst recht, wenn man weiß, daß er dabei oft selbst die Ursache des Nichtgelingens ist, eines Dammbaus zum Beispiel, oder der Aufmauerung eines Fundaments. Und dann tritt er zu den schon ratlosen Arbeitern und gibt ihnen den teuflischen Rat, ein Kind zur Festigung des Baues einzumauern. Überhaupt nutzt der Teufel Notlagen des Menschen aus.

Ein Kind einmauern.

Als vor vielen Jahren die Rautenburger Mühle gebaut wurde, wollte der Bau nicht gelingen; denn jeden Morgen fand man das Gemäuer umgestürzt. Da kam eines Tages eine alte Frau und sagte: Bei diesem Bau hat der Teufel sein Spiel. Er verlangt eine unschuldige Seele, und ich rate, ein kleines Kind einzumauern, wenn der Bau fertig werden soll.— Nach vielem Nachfragen fand sich auch eine herzlose Mutter, die ihr zweieinhalbjähriges Kind für tausend Mark verkaufte. Sie kaufte ihm für einen Dittchen Kuchen und eine Flasche Milch und sagte ihm, es solle warten, sie gehe noch einkaufen. Da kamen Maurer und mauerten das Kind ein. Das Kind mußte ersticken. Der Teufel hatte, was er wollte, und der Bau blieb stehen. Wenn man am Abend an der Mühle vorbeikam, soll man immer das Wimmern des Kindes gehört haben. Die Mutter hat ihre Tat nachher bereut und sich im Mühlenteich ertränkt. Doch der Teufel blieb in der Mühle. Im Laufe der Zeit sind in ihr dreizehn Müllergesellen in die Räder geraten. Dann brannte die Mühle 1914 ab.

Der Griffstein.

Nahe bei Bischofstein liegt der Teufels- oder Griffstein, etwa 50 Schritte von einer kleinen Kirche entfernt. Er ist nach der Sage auf folgende Weise dorthin gekommen: Ein armes Weib hatte einen Sohn, den sie Theologie studieren lassen wollte. Da es ihr aber an den Mitteln fehlte, so wandte sie sich an den Teufel. Dieser versprach ihr das Geld dazu, wenn er Aussicht auf die

Seele des jungen Menschen bekäme. Das Weib stellte ihm deshalb diese Bedingung: Der Teufel sollte, wenn ihr Sohn die erste heilige Messe lesen würde, beim Introitus nach Afrika fliegen und von dorthier einen Stein holen. Käme er mit demselben vor der Elevation zurück, dann gehöre die Seele des jungen Priesters ihm, sonst nicht. Nach vollendeter Studienzeit las der neue Priester seine Primiz in jener Kirche bei Bischofstein. Der Teufel eilte beim Anfange derselben nach Afrika und brachte jenen Stein. Nur noch fünfzig Schritte ungefähr war er von der Kirche entfernt, als man zur Erhebung klingelte, und die Seele des Priesters war für ihn verloren. Vor Ärger ließ er den Stein an der Stelle zur Erde fallen, wo er bis auf diesen Tag noch liegt.

Das rettende Gesangbuch.

In einem Bruch bei Bense und da herum muß der Böse sein. Ein Mann aus Haack ist mal vom Bösen dorthin bestellt. Gewußt hat es keiner, und gesagt wird der Mann es auch nicht haben. Aber es war doch so, als muß' er hinreiten! Es half nichts. Eh' er abritt, steckte ihm seine Tochter heimlich das Gesangbuch in die Rocktasche, und da war gerade das Lied bezeichnet, das anfängt, „Gott und Vater, steh uns bei!“ Jener Mann ist vor das Bruch gekommen; da hat es sich im Bruch aufgerichtet und in die Hände geklatscht und laut gelacht. „Dein Glück, daß du das Buch mit hast!“ hat es gesagt. Nun konnte der Böse ihm nichts tun.

Als den richtigen Widersacher alles Guten und Gottes sehen wir den Teufel in jenen Sagen, die davon erzählen, wie der Teufel den Bau neuer Kirchen haßt und diesen zu verhindern oder das schon Aufgeführte zu zerstören trachtet.

Teufel und Kirchenbau.

1. Im siebzehnten Jahrhundert, als in Inse die erste Kirche gebaut wurde, brachte man die Eichen- und Fichtenstämme mit großen Kähnen längs der Wirschupp, denn die Wirschupp war früher ein großer Strom und führte durch einen Wald, der aus großen Eichen, Fichten und Eschen bestand. Über den Kirchenbau ärgerte sich der Teufel und suchte, wie er ihn verhindern könne. Da ließ er die Wirschupp verwachsen, damit die Kähne nicht durchkommen sollten. Man sah, wie die Wirschupp immer schmaler wurde, aber keiner kümmerte sich darum. Heute ist noch zu sehen, wo sie ihren Lauf hatte.

2. Dort, wo die Grenzen des Gutes Blandau und der Gemeinde Friedrichswalde zusammenstoßen und da, wo die Ländereien der Bauern Kaukel und Mehl zusammenlaufen, liegt ein Findling, Teufelsstein genannt. Von diesem läuft folgende

Sage um: Vor vielen, vielen Jahren wollten die Kowahler im Treuburger Kreise eine Kirche bauen. Die Arbeiter waren gerade dabei, die Fundamente zu Ende zu bringen, da hörten sie plötzlich über sich ein lautes Brausen und Sausen, und auf einmal stand der Teufel vor ihnen. Er fragte die Bauleute, was aus dem Bau werden solle. Diese antworteten: Wir bauen ein Gasthaus. Der Teufel freute sich und verschwand. Als der Bau so weit war, daß die Fenster eingesetzt werden konnten, erschien der Teufel zum zweitenmal. An dem Bau der Fenster erkannte er, daß es eine Kirche werden sollte. Darüber war er sehr zornig und nahm aus Wut den Altarstein mit, wickelte ihn in sein Taschentuch und flog los. Unterwegs zerriß das Taschentuch; der Stein flog herunter und liegt bis auf den heutigen Tag noch an derselben Stelle. — Andere Sagen erzählen wiederum, daß der Teufel einen Stein auf eine Kirche geschleudert habe, der aber sein Ziel nicht erreicht habe. Beim Bau der Kirche in Kl. Dexen sollen die Bauleute dem Teufel, der die Mauer einstürzen wollte, sogar einen Finger abgehauen haben, und der liegt heute noch als schmaler, etwas über einen Meter langer Stein auf einer Feldgrenze in der Nähe der Kirche.

Der Teufelsberg bei Frauenburg.

An einem Sonntag im Frühling stand ein schwarzgekleideter Herr an H. . . . s Wäldchen. Er sah viele Leute nach der Stadt gehen und fragte sie, wohin sie gingen. Sie sagten „nach der Stadt“ und gingen weiter. Nach wenigen Minuten kamen andere. Diese fragte er wieder, wohin sie gingen. Sie sagten: „Weißt du denn nicht, daß heute Sonntag ist, und wir in die Kirche gehen sollen?“ Als der Herr immer noch mehr Leute gehen sah, wurde er wütend, nahm eine Handvoll Erde und wollte die Stadt Frauenburg verschütten. Er lief über das Feld der Betkendorfer Chaussee zu, stolperte, und die Erde fiel ihm aus der Hand. Aus dieser Handvoll Erde entstand ein großer Berg, der jetzige Teufelsberg. Der schwarzgekleidete Herr ist der Teufel gewesen. Wo er die Erde hernahm, ist noch jetzt eine große Vertiefung, das Teufelsloch, südlich von Frauenburg, links vom Wege nach Kilienhof.

Teufel will einen See zuschütten.

1. Die Lauterer Feldmark ist westlich des Sees sehr steinreich. Das kommt daher: Um den in der Kekitter Forst gelegenen Auersee zuzuschütten, brachte der Teufel einen großen Sack voll Feldsteine herbei. Er flog damit über Fürstenau, ohne gewahr zu werden, daß der Sack entzweigerissen war und die Steine langsam herausfielen. Erst als er am See angelangt war, merkte er den Schaden und geriet in Wut. Er schleuderte den

Rest der Steine gegen den Rand der Forst und verschwand. Dort liegen die Steine bis auf den heutigen Tag.

2. Es wird auch gesagt, daß der Teufel zum Zuschütten des Auersees einen großen Sack Steine aus Norwegen geholt habe. Als er damit über die Dörfer Fürstenau, Landau, Wangst flog, platzte der Sack auf und streute viele Steine auf das Feld. Dann überflog er den Lauternsee. Dabei riß der Sack vollständig, und er schüttete einen Steg weit in den See. Seit dieser Zeit gibt es einen großen und kleinen Lauternsee. Für den Auersee blieb nichts mehr übrig, so daß dieser noch heute besteht.

Die Entstehung des Fuchsberges.

1. Es wird auch erzählt, daß der Teufel einmal mit dem Grafen von Schlieben in Sanditten gewettet habe, daß er in einer Nacht den Pregel zuschütten würde. Da er den Sand von weither holen mußte, versäumte er sich aber sehr. Schon war er nahe am Pregel, da schlug es zwölf. Der Teufel ließ den Sandsack voll Wut fallen. Das ist heute der Fuchsberg. Der Teufel soll an jener Stelle um Mitternacht in Gestalt eines Ziegenbockes spuken.

2. Nach einer andern Sage heißt es so, daß im Schloßberg von Sanditten auf dem sogenannten Teufelsplatz ein alter Graf mit dem Teufel zum Kartenspielen zusammenkam. Immer gewann der Böse und zog mit seinem Gewinn ab. Als nun der Teufel wieder einmal mit einem großen Sack voll Geld in der Richtung nach Wehlau abflog, da verzauberte der Graf das Geld im Sack zu Steinen, denn er hatte dem Teufel von seinen Zauberkünsten etwas abgesehen. Als der Teufel über den Pregel geflogen war, merkte er den Betrug und ließ den Sack fallen; da liegt heute noch in den Wiesen der Sandberg.

Auch als Brückenbauer soll sich der Teufel betätigt, ja sogar die wohlschmeckenden Märänen soll er in den Nikolaiker See getragen haben und zwar für einen Ordensritter, der diesen Fisch aus Italien kannte und in Ostpreußen nicht entbehren wollte. Um den Lohn für seine Mühe, die Seele des Ordensritters, ist der Teufel allerdings betrogen worden. Und so geht es dem Teufel immer wieder.

Hier schließen sich die vielen Schwänke und Märchen an, in denen der „dumme Teufel“ belächelt wird.

Noch etwas Merkwürdiges fällt uns in den ostpreußischen Teufelssagen auf: selbst da, wo der Teufel ernst genommen wird, wo er der Böse ist, kann das Volk ihn sich doch nicht so abgrundtief böse vorstellen, als daß er nicht auch einige gute Seiten haben sollte, ja geradezu manchmal als Wohltäter auftreten könnte.

Der Teufel tut Gutes.

Auf dem Galgenberg soll der Teufel hausen und die Wünsche desjenigen, der ihm eine unschuldige Seele opfert, augenblicklich erfüllen. Das hörte auch der im vorigen Jahrhundert in Darkehmen wohnende S., der sein Vermögen verschwendet hatte und in große Armut geraten war. Durch Versprechungen lockte er in einer finsternen Nacht ein kleines Kind mit sich auf diesen Berg, rief dreimal laut den Namen des Teufels und wollte ihm das Kind für eine große Summe abtreten. Als jedoch auf seinen Ruf eine heisere, meckernde Stimme nach seinem Begehren fragte und eine dunkle Gestalt auf ihn zukam, verließ ihn der Mut, und wie toll rannte er in die Stadt; das Kind aber ließ er zurück. Das Kind wurde noch in derselben Nacht von seinen ängstlich suchenden Eltern auf dem Galgenberge weinend mit einigen fremden Münzen spielend gefunden. Es erzählte, daß, als der Onkel S. fortgelaufen sei, ein fremder Onkel ihm das Geld gegeben und gesagt habe, es solle sich nicht fürchten. Die Münzen wurden am andern Tage auf dem Galgenberge verscharrt.

Der Teufel als Helfer.

Fischer, die auf einem der masurischen Seen, wohl auf dem Spirding-See, und zwar in der Nähe des Teufelswerders, fischten, erzählen, daß ihnen jemand, den sie für den Teufel hielten, die festgehakten Netze losgebunden, sodann ihnen auch die Fische ins Netz getrieben habe. Als dann sich die Fischer zur Mahlzeit gesetzt und bemerkt hätten, daß ihnen Salz fehlte, habe er im Augenblick Salz herbeigeschafft und gesagt, daß er es aus einem Speicher in Hamburg geholt habe. Sodann habe er an der Mahlzeit teilgenommen und sei darauf spurlos verschwunden.

Der Teufel als Morallehrer.

Ein paar Leute gingen durch einen Wald und bemerkten unter einem Busch ein Schwein liegen, welches an den Beinen gebunden war. Sie glaubten, nichts Besseres tun zu können, als es mitzunehmen, steckten ihm eine Stange durch die Beine und trugen es nach der Stadt zu. Aber während des Gehens wurde das Schwein schwerer und schwerer. Auf einmal gingen die Beine auseinander, das Schwein fiel zur Erde und der Teufel stand vor ihnen und sagte, sie sollten künftig, was ihnen nicht gehörte, nicht anfassen; und damit verschwand er.

Der Alf. (Drak, Lataniec, Kaubuk).

Wenn jemand in Ostpreußen, der bislang vielleicht arm war, schnell und auf nicht recht erklärliche Weise zu Wohlstand kommt, dann kann er leicht in den Verdacht geraten, er habe den Alf. Seltener heißt er auch Drak, und in Masuren nennen ihn die Leute in ihrer Mundart Lataniec oder Kaubuk.

Die Bäuerin, der Bauer hegt den Alf in Gestalt eines Tieres im Hause, als griese Henne, als graue Gans, als einen eulenartigen Vogel, als Keichel, Taube, Krähe; es heißt auch einfach „Vogel Alf“; auch wird er — seltener — als eine große, schwarze Katze, als ein Kalb geschildert. Als Vogel ist der Alf meist auf dem Boden in einer Tonne untergebracht; nur sein Besitzer darf ihn sehen; aber er hält sich auch im Stall, im Speicher oder sonst auf der Lucht nahe am Schornstein oder im Schornstein auf. Es heißt auch, daß der Alf für sich ein eigenes Zimmer verlangt, das niemand außer dem Hauseigentümer betreten darf. In einem Falle mußte das Zimmer gar mit schwarzem Zeuge ausgeschlagen sein. Der Alf muß von seinem Besitzer gefüttert werden, mit Milch- oder Pflaumenkeilchen, mit Rührei oder Buchweizengrütze.

Zum zweiten gibt es die Vorstellung, die den Alf schildert als eine feurige Erscheinung, die anscheinend ohne jede scharf ausgeprägte Form durch die Luft zieht „wie ein feuriger Besen“, heißt es, oder meistens, „wie ein Wiesbaum“. In den Alfsagen ist es meist so, daß in den einen von diesem fliegenden Alf, in den andern vom Alf als Tier, Vogel erzählt wird. Dennoch gehören beide Erscheinungsformen zusammen. Manchmal wird das angedeutet, so wenn es heißt, die griese Henne fliege als „feuriger Zagel“ aus. Der Alf, der als „Wiesbaum“ durch die Luft fliegt, verwandelt sich im Hause in ein Tier, einen Vogel, und wenn er nachts ausfliegt, nimmt er wieder die erste Gestalt an. Wenn es heißt, daß man sich unter dem Alf von Venedien einen großen, grauen Vogel vorstellt, mit einem langen Schwanz, der in der Dunkelheit einen matten Lichtschein von sich gebe, so sehen wir, daß die beiden Arten der Vorstellung gar nicht von Grund auf verschieden sind. — In vielen Sagen wird die Gestalt des Alfs garnicht genannt, da mag man sich nur den Teufel oder einen bösen Geist darunter vorstellen, denn viele sehen hinter dem Alf überhaupt den Teufel.

Der Alf hilft im Hause, oder er schafft Reichtum, oder tut beides. Er kocht das Mittagessen, während die Bäuerin auf dem Feld ist, wirft dem Viehfütterer Heu herunter. Außerdem läßt er das Vieh gut gedeihen, die Butter geraten, überhaupt die ganze Wirtschaft vorwärts gehen. Aber hauptsächlich vermehrt er doch den Reichtum des Hauses. Er kolkt Gold, heißt es. Er stiehlt allerlei Kostbarkeiten zusammen und bringt sie seinem Besitzer, besonders auch Getreide. Weil er Getreide vom Speicher stiehlt, deshalb wird als sicherer Schutz das Zeichen des Kreuzes über die Getreidehaufen gemacht. Der Alf trägt zur Saatzeit sogar das Saatgetreide vom Felde eines Bauern auf das des andern, zur Erntezeit die Garben. Aus fremden Hühnerställen nimmt er die Eier fort und bringt sie in den Hühnerstall des Bauern, dem er zugetan ist. Wenn der Alf durch die Luft fliegt und rot ist, bringt er Geld, ist er von blauer Farbe, so trägt er Getreide herbei. Er fliegt durch den Schornstein in das Haus seines Besitzers. Wenn ihn draußen jemand durch die Luft ziehen sieht und ihn anruft, so zwingt er ihn dadurch, seine Last fallen zu lassen. Der Betreffende muß aber bedacht sein, schnell unter ein Dach zu treten, sonst wird er vom Alf mit Läusen überschüttet.

Der Alf erscheint in vielen Sagen als ein Wesen, das des Anschlusses an Menschen bedürftig ist. So läßt er sich von einem mitleidigen Menschen als halberfrorenes Huhn mit ins Haus tragen und dient diesem Menschen nun treulich sein Leben lang. Stirbt der, so fliegt er zu Verwandten und dient dort weiter. Wird der Alf seinem Besitzer gram, weil er ihn schlecht füttert oder ihn loswerden will, dann allerdings schadet er ihm, so viel er ihm bis dahin genützt hat. Er schleppt alle angespeicherten Reichtümer wieder fort, ja er steckt das ganze Haus in Brand. Dieses Letzte soll allerdings auch geschehen, wenn der Alf mit heißem Futter gefüttert wird.

In vielen Sagen tritt die teuflische Seite des Alfs hervor: Es wird auf eine bestimmte Zeit ein Pakt mit dem Teufel geschlossen, in dem es um die Seele des Menschen geht. In solchen Alfhäusern spukt es dann häufig nach dem Tode des Besitzers. Ja, oft wird von Freimaurern behauptet, sie hätten einen Alf, und damit wird diese Art der Alfsagen ganz nahe an die echten Teufelspaktagen herangerückt.

Der Alf und die Hirten.

Der Vogel Alf bringt Reichtum, doch muß man ihn anzunehmen verstehen. Gewöhnlich trifft er den Dummen und zieht wieder ab. Er sieht wie ein grauer Habicht aus. Wenn er zieht, so gleicht er einem Sterne, der einen langen, feurigen

Besen hinter sich schleppt. In dieser Gestalt haben ihn einst Hirten gesehen. Er ist immer mannhoch über der Erde fortgeflogen und endlich auf einer entfernten Wiese niedergefallen; aus verkehrter Angst haben sie ihm aber nicht weiter nachgespürt.

Der Alf bei Venedien.

Bei Venedien hat sich früher ein Alf herumgetrieben. Da ist mal ein Mann bei Regenwetter in den Venedschen Wald gegangen. Es ist beinahe dunkel gewesen, und der Regen hat gar nicht aufhören wollen. Mit eins hat der Mann auf einem Stobben solchen griesen Vogel sitzen gesehen. Mein Gott, der Vogel hat ihn so erbärmlich angesehen. Na, denn komm! hat der Mann gedacht und hat ihn mit nach Hause genommen. Zu Hause hat der Mann seiner Frau alles erzählt, und mein Vogel blieb in der Stube. Am andern Morgen liegt eine Metze Weizen da. Aber wo kam doch der Weizen her? Der Frau war das doch sehr verwunderlich; der Mann meinte, am Ende hätte der Vogel den Weizen herbeigeschafft. Da wollte die Frau den Vogel nicht länger im Hause haben, und der Mann trug ihn denn auch wieder da hin, wo er ihn gefunden hatte. Aber als er den Vogel wieder auf den Stobben setzte, kratzte er ihm so übers Gesicht, daß die Stücke nur so runterhingen. Das war gewiß deshalb, weil der Alf so gern in jenem Haus geblieben wäre.

Ein Alf kocht Keilchen.

Der Buersche Band ehr Tante hadd dem Alf. Dat wär e griese Henn, de kolkd ömmer Gold. De Alf huckd ömmer öm Kapploch on mußd ömmer Plumekielke to fräte kriege. De Tante gung möt dem Mann tohop oppt Föld on keem möt em toglied noa Hus; denn weere de Plumekielke all goar. De hadd de Alf gekoakt. Toletzt wulle de Lied nich mehr de Plumekielke äte. Der Bandsche ehr Schwester bearwd de Tante. De häft dem Alf nich mehr gefittert, on doa toch he öm Harwst als fieriger Zoagel weg. Dat keiner segge kunn, se heft ok dem Alf, koakd de Schwester keinmoal Plumekielke. De ohl Bandsche sölwst fund eenmoal am Tun so e mickriget, grieset Henn. Se geef äm to fräte. Doa wurd et grot. Se leet et oawer nich rön; dat weer de Alf.

Ein Alf verschafft Futter.

Vor etwa fünfzig Jahren ging der Besitzer B. aus Salzburg in der Silvesternacht zum Strohdach seines Nachbarn und rupfte einen Arm voll Stroh heraus. Damit ging er in seine

Scheune und schnitt das Stroh zu Häcksel. Dabei hörte er den Alf fragen: „Was schneidest du da?“ Er antwortete: „Hafer für meine Pferde!“ Noch zweimal fragte der Alf und erhielt jedesmal die Antwort: „Hafer für meine Pferde!“ Da sagte er „Gut, dann schneide Hafer!“ Nun schnitt der Besitzer das ganze Jahr das schlechteste Stroh und fütterte damit seine Pferde. Aber sie wurden fett dabei, als wenn sie Hafer bekämen. Der Nachbar fütterte Hafer; seine Pferde magerten ab, als wenn sie nur Dachstroh zu fressen erhielten. Das machte der Alf. Wer sich auf diese Weise durch den Alf Getreide besorgen lassen will, kann in der Silvesternacht auch andere Arten als Hafer wünschen.

Der Alf als Katze.

Eine Frau aus Soldau hatte eine große Katze und pflegte sie aufs Beste. Durch dieselbe hob sich die sehr heruntergekommene Wirtschaft zusehends. Als die Katze getötet wurde, ging es mit der Frau wieder rückwärts.

Die Rache des Draks.

In Wartenburg, so erzählen alte Leute, besaß ein altes Weib einen Drak. Er wohnte am Tage auf dem Boden. Des Nachts flog er aus, um Geld zu holen. Jede Nacht um zwölf Uhr mußte das Mädchen einen Teller mit Rührei auf den Boden stellen als Futter für den Geldbringer. Neugierig wie alle Frauen sind, blieb es auf dem Boden, um zu sehen, wie das Tier aussähe. Warte, dachte es, als es den Drak erblickte, ich werde dich Höllentier schon aus dem Hause jagen! In der nächsten Nacht aß das Mädchen das Rührei selber auf und stellte Kot auf den Boden hin. Voll Wut steckte der Drak das Haus an und bewarf das Mädchen mit Ungeziefer, das es sein Leben lang nicht mehr los wurde. Dann flog er wie ein feuriger Besen fort, um sich einen andern Herrn zu suchen.

Der teuflische Alf.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wohnte in Amalienhof im Kreise Elbing der Amtsvorsteher Pepper. Der war Viehhändler und handelte mit Ochsen. Wenn der Viehfütterer Heu brauchte, rief er: „Jakob, schmeiß Heu runter!“ Dann kam soviel Heu runter, wie er brauchte. Und brauchte er Wasser, dann wurden die Behälter vollgepumpt. Nach 1888 hatte Pepper durch die Klauenseuche viel Verluste. Bald danach wurde er verrückt und starb. Seit der Zeit spukt es. Hauptsächlich in dem sogenannten grünen Zimmer ist der Spuk am häufigsten gehört worden.

Die graue Gans.

Im Jahre 1840 besaß ein Kämmerer in U. die graue Gans. Sonderbarerweise nahmen die Diebstähle auf dem Hof kein Ende. Es wurden Haussuchungen vorgenommen; der Kämmerer als Vertrauensperson mußte überall mit. Sein Anwesen blieb vor den Durchsuchungen verschont. Aber schließlich verlangte man, daß auch sein Haus durchsucht wurde; alles Wehren war vergeblich. Nun wollte der Kämmerer wenigstens die graue Gans vor den Blicken der Suchenden verstecken, doch die war nicht mehr da. Unter dem Tisch, unter dem die graue Gans gehalten und gefüttert wurde, entdeckte man aber sämtliche gestohlenen Gegenstände. Auf diesen lag ein Zettel mit den Worten: „Deine Zeit ist um!“ Der Kämmerer wurde in ein sicheres Gewahrsam gebracht und bewacht. In der Nacht darauf war er spurlos verschwunden. Der Teufel hatte ihn geholt.

Riesen.

Mancher ungefüge Stein, der einsam und breit im flachen Land liegt, eine Sandbank in der See, ein wie ein Damm aussehender Vorsprung in einem masurischen Landsee, sie alle lassen erkennen, daß früher einmal Riesen hier am Werke gewesen sein müssen. Aber das ist in Zeiten gewesen, die längst vergangen sind.

Der Riese Miligedo.

Gewiß, der erste Chronist des Deutschen Ordens, Peter von Dusburg, berichtet, daß damals, vor 700 Jahren, als der Orden nach Preußen kam, hier ein großer Riese lebte, der Miligedo hieß. Er bekehrte sich zum christlichen Glauben und leistete dem Orden ausgezeichnete Dienste. Einmal, vor Bartenstein, hat er einen fast gleichgroßen Gegner im Zweikampf erschlagen mit seiner großen Keule, deren Kopf mit Blei ausgefüllt war. Und als darauf noch zwanzig Preußen aus dem Hinterhalt gegen ihn anstürmten, da erschlug er noch fünfzehn von diesen, die andern flohen. Schließlich unterlag er aber doch einmal und erlitt den Tod von Preußenhand: Zehn Preußen hatte er damals erschlagen, und er war schon müde. Als nun noch fünfzig andere über ihn herfielen, da überwältigten sie ihn.

Aber der Chronist will bloß sagen, daß dieser Miligedo ein besonders großer und starker Mensch war und nicht aus Riesengeschlecht.

Der Osteroder Grenzsteinträger.

Und wenn von den Osteroder Grenzsteinen hinter Theuernitz und bei Hirschberg erzählt wird, daß sie einem Riesen aufgebunden waren und der sie soweit getragen habe, so erzählen wieder andere ganz dasselbe, nur daß sie statt von einem Riesen, von einem ganz besonders starken Menschen sprechen; wie man ja auch heute noch außergewöhnlich große Menschen Riesen zu nennen pflegt.

Die richtigen Riesen aber leben nicht mehr, sie haben den Menschen weichen müssen.

Riesenschädel in der Kapelle Langfelde.

Die Riesen, die in alten Zeiten hier im Lande lebten, nahmen immer mehr ab, bis endlich nur noch ein einziger übrig blieb. Er quälte und neckte die Leute durch seine übermütigen Streiche, und sie wollten ihn deshalb gern los werden, wagten sich aber nicht an ihn heran. Da griffen sie zu einer List. Sie wetteten mit ihm, ob er wohl so stark wäre, ein Loch durch die Wand in der Kapelle in Langfelde zu stoßen. Der Riese nahm einen Anlauf und stieß mit aller Kraft gegen die Kapelle; aber sie hielt stand, und der Riese sank zerschmettert zu Boden. Sein Schädel wurde zum Andenken in die Ostwand der Kapelle eingemauert. — Der Geschichtsschreiber Caspar Stein berichtet, daß an der Pfarrkirche der Altstadt Braunschweig ein paar Knochenüberreste von Riesen aufgehängt waren

Die Riesen am Frischen Haff.

In uralten Zeiten lebten am Frischen Haff zwei Riesen; der eine zwischen Tolkemit und Frauenburg auf dem festen Lande, der andere bei Kahlberg auf der Nehrung. Sie waren Brüder. Beide waren so groß, daß sie bequem durch das Haff gehen konnten, ohne zu ertrinken. Sie besaßen zusammen ein Beil oder eine Axt zum Fällen der Bäume. Einer warf es dem andern über das Haff zu, wenn er es brauchte. Nun entstand einmal ein Streit zwischen den beiden Brüdern, so daß der auf der Nehrung das Beil nicht herausgeben wollte. Da warf der Tolkemiter mit einem mächtigen Stein nach seinem Bruder; doch weil er ihn nicht richtig gepackt hatte, glitt der Stein aus seiner Hand und fiel nicht weit vom Ufer ins Haff, wo er heute noch liegt. Er ragt drei Meter über das Wasser empor, und es ist an ihm noch der Griff der Riesenhand zu erkennen. Für die Fischer ist der Stein bisweilen gefährlich; sie nennen ihn den heiligen Stein. — Andere erzählen, daß der Nehrunger Riese seinem Bruder, mit dem er in Streit geraten war, einen ausgerissenen Baum an den Kopf geworfen haben soll, worauf dieser seinen mißlungenen Wurf mit dem Stein getan habe. Wiederum heißt es auch, daß der Stein an der Langseite des Haffes bei Tolkemit von dem Nehrunger Riesen gegen seinen Bruder geworfen sei, aber sein Ziel nicht erreicht habe. Der Stein des Riesen von Tolkemit aber habe den Nehrunger erschlagen. Aus einer großen Wunde sei sein Blut auf die Dünen geströmt und die Heidelbeeren hätten sich daraus erzeugt, die noch heute dort den Boden der Kiefernwälder bedecken.

Das Riesengrab am Willuhner See.

Am Westufer des Willuhner Sees bei dem Dorfe Köttschen an der Stelle, wo eine Landzunge weit in den See hineinreicht,

liegt ein hoher, etwa acht bis zehn Meter langer Erdhügel, genannt das Riesengrab. Über seine Entstehung erzählen die Leute folgendes: Einst wohnten am Willuhner See zwei Riesen, der eine auf der Kötischer, der andere auf der Jogscher Seite. Beide wollten ein Schloß bauen, hatten aber nur ein Beil. Da verabredeten sie, daß sie es abwechselnd benutzen wollten. Darum ruhte der eine, wenn der andere arbeitete, und wenn dieser müde war, dann warf er dem andern das Beil zu. Eines Tages wartete der Riese auf der Jogscher Seite vergeblich auf das Beil. Der andere hatte sich nämlich zum Mittagsschlaf hingelegt und vergessen, vorher das Beil nach Jogschen hinüberzuwerfen. Der Jogscher Riese warf nun mit Erdstücken nach der Kötischer Seite, um den schlafenden Genossen aufzuwecken. Der aber wachte nicht auf, so oft auch die großen Stücke ins Wasser plumpsten. Stundenlang warf der ergrimpte Jogscher Riese seine Erdklumpen nach der Kötischer Seite, so daß dort nach und nach eine Landzunge entstand, die weit in den See hineinragte. Als der Schlafende noch immer nicht erwachte, sprang der Jogscher Riese in seiner Wut über den See bis auf die Landzunge, suchte den andern auf, fand ihn schlafend und erschlug ihn in seinem Ärger. Beim Anblick des Toten packte ihn die Reue. Er begrub ihn, schaufelte ihm einen mächtigen Grabhügel und zog weit fort in ein fremdes Land.

Riesen am Kurischen Haff.

Auch die großen Steine, die nicht weit vom Leuchtturm von Rossitten auf dem Haffgrunde liegen, sollen durch Riesenhand dorthin gekommen sein. Wo jetzt der Leuchtturm steht, hat sich vor langer Zeit nämlich das Schloß eines Riesen erhoben. Auf der andern Seite des Haffes, Rossitten gegenüber, soll der Bruder des Riesen gelebt haben. Aber obwohl er auch in einem Schlosse wohnte, wollte er doch das Schloß des Rossittener Bruders dazu haben. Und davon war immer Streit zwischen den beiden. Als sich der Rossittener nun einmal Fische zur Mahlzeit aus dem Haff nahm, geriet der andere so in Wut, daß er alle Steine, die er erlangen konnte, nach ihm schleuderte. Der aber sprang sehr gewandt hin und her, so daß ihn keins der Geschosse traf. Die Steine liegen heute noch vor Rossitten, und die Dampfer müssen die Stelle im weiten Bogen umfahren, wenn sie am Landungssteg von Rossitten festmachen wollen. Sehr leicht zerschellen Fischerboote im Sturm an den Steinblöcken. Das Schloß des Rossittener Riesen soll bald darauf durch Brand zerstört worden sein; der Bruder von der Landseite hatte das Feuer anlegen lassen.

Das Riesenkind von der Kurischen Nehrung.

Zur Zeit, als die Riesen noch die Kurische Nehrung bewohnten, war da einmal ein junger, übermütiger Riese, der band sich eines Tages eine Schürze um, füllte sie mit Sand und ging wie ein Sämann am Ufer in der See entlang vom Möwenhaken bis halbwegs nach Sarkau und dann wieder zurück. Und dabei streute er mit vollen Händen Sand in die See. Davon sind heute noch die beiden Sandbänke dort, an denen bei Sturm die Schiffe leicht kentern, wenn nicht am ersten, so doch leichter am zweiten, das dem Lande näher liegt und höher ist.

Die Riesen am Omulef-See.

Hinter dem Omulef-See wohnte in alter Zeit ein Riesen-geschlecht. Da der langgestreckte Omulef-See den Riesen ein Hindernis war, wollten sie einen Damm als Brücke hindurch-bauen. In ihren Mützen trugen sie emsig Erde herbei und hatten den Damm bereits durch den halben See fertig. Da schickte Gott einen furchtbaren Sturm, durch den das Werk zerstört wurde. Einige Reste sind heute noch vorhanden.

Riesenwerke an der Windenburger Ecke.

An der Windenburger Ecke im Kurischen Haff ist eine Sandbank, welche die Schifffahrt erschwert, und auf dem Lande zieht sich in eben derselben Linie eine lange Reihe von Granit-blöcken hin. Wie die Sandbank und die Steinhäufung ent-standen, darüber wird folgendes erzählt: Eine Riesin, die in Nidden auf der Kurischen Nehrung wohnte, hatte auf der Seite des Haffes in Windenburg einen jungen Liebhaber. Zu dem pflegte sie durch das Haff hinüberzuwaten, denn er konnte es nicht. Da nun aber das Haff bei Windenburg sehr sumpfig ist, so daß die Riesin dort immer tief einsank, so verband sie sich mit dem Teufel, daß er ihr helfe, die Stelle trockenzulegen. Sie wollte eine Schürze voll Sand von der Nehrung hinbringen, er sollte einen Sack voll Steine herbeischaffen. Aber als die Riesin mit ihrer Last durch das Haff watete, ließ sie einen Zipfel der Schürze los, so daß der Sand ins Haff fiel, und das ist heute noch die Sandbank. Der Teufel aber, der den Sack mit Steinen herbeischleppte, merkte nicht, daß ein Loch im Sack war und verlor den größten Teil der Steine schon unter-wegs.

Die Entstehung des Sees Schlepschinak.

Von einer steilen Grenze lief einmal ein Riese ins Tal hin-unter. Als er beinahe unten war, fiel er über einen spitzen Stein

und schlug sich das rechte Auge aus. Das Wasser aus dem Auge floß solange ins Tal, bis es voll war; und es entstand ein tiefer See. So gaben ihm die Leute den Namen Schlep-schinak, das heißt auf deutsch: Blinder See oder Blindes Auge.

Der Obssee und der Mühlensee sind auf ähnliche Weise entstanden. Auf dem Obsberg bei Ostwein wohnte vor langer Zeit eine Riesenfamilie. Das junge Riesenweib wurde plötzlich krank und starb. Da setzte sich der Riese vor das Grab und weinte ohne Aufhören. Aus seinen Tränen entstanden die beiden Seen. Der Riese wurde vom vielen Weinen blind und nahm sich das Leben. Sein Geist soll auf dem Obsberg jetzt noch manchmal umgehen.

Die Riesen sterben aus.

In alten Zeiten lebten an einem Fluß in der Gegend des heutigen Insterburg zwei Riesen, die sich vom Jagen und Fischen nährten. Aber der Fluß wurde immer kleiner, sein Fischreichtum ließ nach und reichte nicht mehr für beide Riesen. Deshalb kam es zum Kampf zwischen ihnen, und der jüngere ertränkte den älteren im Strom. Um den Toten herum schwemmte der Fluß bald Sand und Schlamm an, so daß ein Hügel im Flußbett entstand, und der Fluß sich einen andern Weg suchen mußte. Da nahm der jüngere Riese sein Fischzeug und ging in ein fremdes Land. Aber nirgends wurde er gern gesehen. Überall war das Land verteilt. Da ergriff ihn Heimweh, und er wanderte dorthin zurück, wo er seinen Jugendgenossen getötet hatte. Er selber war alt geworden. Aber auch in seiner alten Heimat hatte sich alles verändert. Statt der Wildnis und Einöde sah er nur fruchtbares und bebautes Land. Da fühlte er, daß die Zeit der Riesen vorbei wäre, er legte sich auf den Grabhügel des Genossen und starb.

Die Untererdschchen.

Die Zwerge, Erdmännchen, werden hierzulande zumeist Untererdschchen, Unterirdschchen, plattdeutsch Undererdschkes, selten auch Fingerlinge genannt. Die Untererdschchen wohnen in Hügeln, unter Steinen und Stubben, aber auch in Häusern unter dem Herd und unter dem Ofen. Besonders zahlreich hausen sie im Samland, in den stark hervortretenden, sandigen Uferbergen, wie dem Hausen und dann in dem Höhenzug des Stablack, der bei Kl. Dexen, nicht weit von dem Städtchen Pr. Eylau, im Schloßberg, seine größte Höhe erreicht. Die Untererdschchen sind kleine, manche sagen spannenlange, andere ein Drittel Elle hohe Männchen mit großen oder spitzigen Hüten oder roten Mützchen und langen Bärten und fast immer sehr dürrtig gekleidet. Von Aussehen werden sie von vielen für häßlich gehalten, mit großem Kopf und krummen Beinen. Ein Mädchen aus dem Samlande erzählte vor ungefähr hundert Jahren, sie hätten im Gesicht ähnlich den Kalmücken ausgesehen. Trotz ihrer kleinen, unscheinbaren und zierlichen Gestalt muß der Mensch die Untererdschchen doch fürchten, denn sie verfügen über große Kräfte und übernatürliche, zauberische Fähigkeiten.

Urnen, die Gefäße der Untererdschchen.

Aus manchen äußeren Anzeichen kann man auf das Vorhandensein von Untererdschchen schließen. Von den Urnen, welche in den heidnischen Begräbnisplätzen gefunden werden, glauben einige, daß sie die Gefäße seien, deren sich die Unterirdischen bedienen, und die sie entweder ihren Freunden mit ins Grab gesetzt, um sich deren in jener Welt zu bedienen, oder die, als sie ihre in dem Hügel bisher innegehabte Wohnung verlassen, dort zurückgeblieben.

Der Unterirdischen Tanzplatz.

In dem früheren Roßgarten von Georgenswalde, der aber schon längst aufgerissen und beackert ist, standen einst herrliche Eichen. An einer derselben wuchs nie Gras, es war vielmehr ein Kreis um sie, als hätte jemand den Rasen rundherum recht absichtlich fortgestochen. Die Großväter haben erzählt, daß dort der Unterirdischen Tanzplatz gewesen sei. Auch bei einer großen Eiche in Rauschen, die aber jetzt schon abgehauen

ist, soll ein Tanzplatz der Unterirdischen gewesen sein. Dasselbe wird erzählt von einer Eiche bei Königsberg, welche auf der rechten Seite des Weges nach dem damaligen Gute Marauen vereinzelt stand und Geistereiche genannt wurde.

Bei solchen Anzeichen aber ist es nicht geblieben; an vielen Stellen und von vielen Menschen sind die Unterirdischen auch gesehen worden.

Untererdschchen bei Sassen.

Es soll noch nicht gar zu lang her sein, wurde vor etwa fünfzig Jahren erzählt, da ließen sich bei Sassen zwei Untererdschchen sehen, ein Marjellchen und ein Jungchen. Die kamen immer auf derselben Stelle zum Vorschein. Viele Leute sollen sie gesehen haben. Die Untererdschchen haben dann mitten auf dem Wege gespielt. Vielleicht sind sie nun nicht mehr zu spüren.

Zwei Untererdschchen-Mädchen.

Eine Frau strickte in der Stube ihre Strümpfe. Da kamen hinterm Schrank zwei kleine Mädchen hervor; die Frau wollte sie greifen, aber sie kriegte sie nicht. Als sie müde war vom langen Greifen, setzte sie sich hin und strickte weiter. Die kleinen Mädchen standen aber noch immer in der Stube. Als sie sie wieder greifen wollte, waren sie verschwunden.

Die Untererdschchen hielten sich den Menschen nicht fern, oft baten sie sie um eine kleine Gefälligkeit, einen Dienst und erwiesen sich dann fast immer dankbar.

Die Botschaft an die Untererdschchen.

Einmal ging ein Mann abends bei hellem Mondschein aus der Stadt Allenburg nach Hause. Unterwegs sprach eine Stimme zu ihm: „Sage doch meinen Brüdern, daß die Mutter tot ist.“ Der junge Mensch sah sich nach allen Seiten um und konnte doch keinen erblicken. Er wunderte sich dessen und erzählte, zu Hause angekommen, solches den Seinen. Kaum hatte er das getan, so riefen mehrere Stimmen hinter dem Ofen hervor: „Ach, ist die tot?“ und ein Gewein ließ sich hören. Sie gingen mit Licht, um zu sehen, wer da hinter dem Ofen sei und fanden niemand. — So rief auch einmal dem Freiherrn zu Eulenburg auf Prassen hinter dem Ofen eine feine Stimme zu, er solle in ein bestimmtes Zimmer gehen und dort hineinrufen: „Höre Rotöhrchen, Gehlöhrchen ist tot“. Als er dies verrichtet hatte, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: „So, ist he tot?“

Überfahrt der Untererdschchen.

„Vor Jahren fuhr in einer Nacht ein Fischer die Memel aufwärts. Da hüpfen Zwerglein in sein Boot und baten ihn mit feinen Stimmen, sie doch zum Rombinus überzusetzen. Er gewährte ihre Bitte. Beim Scheiden füllten sie ihm den ganzen Kahn voll Espenblätter. Der Fischer war erbost darüber und warf das Laub in den Fluß. Aber als er am andern Morgen anstelle einiger zurückgebliebener Espenblätter Goldstücke im Kahn liegen sah, da merkte er erst, was er über Bord geworfen hatte. Andere erzählen, daß die Zwerge dem Fischer mit Kohlen bezahlten, und auch da hatte sich ein zurückgebliebenes Stück in Gold verwandelt.

Die Untererdschchen auf dem Hausen.

Ähnlich erging es auch einem Einwohner aus Gr. oder Kl. Kuhren am Samlandstrande. Als er in einer Neujahrsnacht nach Germau fuhr, sah er auf dem kahlen Hausenberg ein prächtiges Schloß, dessen Pforten offenstanden. Da feierten die Unterirdschchen ein Fest und luden ihn ein, mit ihnen zu trinken, zu essen und zu tanzen, was er auch tat. Beim Abschied wollten sie ihn nicht unbeschenkt ziehen lassen, sondern gaben ihm einen vollen Sack auf den Weg. Als er bei seinem Fuhrwerk ankommt, will er nachsehen, was in dem Sack drin ist und findet nichts als Pferdeäpfel. Er flucht und schimpft, nimmt den leeren Sack aber mit. Zu Hause findet er im Sack, wo etwas von dem Dung übrig geblieben war, einige Goldstücke. — Eine Frau in Germau will indes behaupten, daß die Bewohner dieses Schlosses nicht Unterirdschchen, sondern Leute sind, die halb schwarz, halb weiß aussehen.

Fast ebenso geschah es Fischern im Samland. Mit den Fischern verkehrten die Unterirdschchen früher überhaupt sehr traulich und kamen von ihnen Fische kaufen. Auch sollen die Fischer in die unterirdischen Paläste der Untererdschchen hinuntergestiegen sein, um dort ihre Fische zu verkaufen. Einmal, es mag etwa hundertfünfzig Jahre her sein, gingen Fischer aus Rauschen auf Zehrtenfang zur See. Aber sie fingen fast nichts. Am Strande von Kl. oder Gr. Kuhren brien sie betrübt ihren geringen Fang. Da traten zwei Unterirdschchen zu ihnen und wollten Fische kaufen, weil sie Kindelbier hätten. Als sie erfuhren, daß der Fang nicht geglückt, baten sie die Fischer, es doch noch einmal zu versuchen. Zuerst wollten sie nicht, aber dann folgten sie der Aufforderung und zogen die Netze ganz mit Fischen gefüllt heraus. Die Unterirdschchen nahmen etwa einen halben Scheffel und hießen die Fischer ihnen folgen. Sie führten sie hinter einen Stubben

und einen Stein und sackten ihnen Pferdemist in ihre Säcke. Als die Fischer wieder bei ihrem Feuer anlangten und die Bescherung merkten, gerieten sie in Wut und schütteten die Säcke am Strande aus. Am andern Tage fanden sie aber noch einige Goldstücke in den Säcken. Da rannten sie an die Feuerstätte zurück, um den übrigen Mist zu holen, aber die Unterirdschchen hatten schon alles beiseite gebracht.

Bergeister stehlen Milch.

Ein Bauer ließ seine Kuh in der Nähe des Kamsvikus jede Nacht weiden; als er sie aber alle Morgen mit leerem Euter antraf, rief er zornig: „Ei, so möchte ich doch die Kuh um jeden Preis verkaufen, und erhielt ich auch nur 10 Taler dafür.“ Die Bergeister — sie hatten die Milch geraubt — nahmen ihn beim Wort: Am nächsten Morgen war die Kuh verschwunden, doch lagen 10 blanke Taler auf einem Stein am Berge aufgezählt, die der Bauer betrübt als Kaufpreis für seine Kuh einstrich.

Die Unterirdischen, die unter dem Herde wohnen, pflegen sich aus den aufgestellten Schüsseln zu nähren. Und sie erwiesen sich immer dankbar, wenn ein Dienstmädchen die Näpfe und Schüsseln nicht verunreinigte, oder wenn sie ihnen wohl gar etwas Milch zukommen ließ. Solche Mädchen wurden öfters zu Kindtäufern der Unterirdschchen eingeladen und sind immer mit reichen Geschenken entlassen worden.

Die Unterirdschchen und die Küchenmägde.

Im Kirchspiel H. Kreuz diente einst ein frommes Mädchen als Köchin. Diese wurde von den Unterirdschchen demütig gebeten, doch ja nicht Wasser auf dem Herde umzugießen oder gar Spülwasser und kochend Wasser unter den Herd. Wenn sie folge, setzten die Kleinen hinzu, könne sie zur Belohnung das behalten, was sie jeden Morgen in ihrer Lade finden werde. Die Magd versprach und hielt Wort. Gleich des andern Morgens, als sie die Lade öffnete, fand sie obenauf eine kleine Kohle liegen. Sie lachte zwar über das närrische Geschenk, weil die Kohle aber gerade sehr schön und blank war, behielt sie sie im Kasten. Am folgenden Tage war die alte Kohle zu hartem Gelde geworden, und es lag wieder eine neue dabei. Das kluge Mädchen sprach nichts darüber, tat den Unterirdschchen alles Gute und sammelte sich auf diese Art viel Geld, bis sie fortzog. Die Unterirdschchen baten die neue Magd dasselbe. Das störrische Ding antwortete ihnen aber: „Ich werde euch allen die Köpfe umdrehen!“ und goß recht absichtlich Spülwasser unter den Herd, um sie zu ärgern. Sie bekam aber auch keine Geschenke, vielmehr müssen die Unterirdschchen bald abgezogen sein.

Taufe bei den Untererdschen.

1. Ein Dienstmädchen hatte die Gewohnheit, den Milcheimer und das andere Milchgeschirr über dem Herde auszuspülen; und wenn so ein Restchen Milch drin übriggeblieben war, so goß sie es in ein Kaulchen, das da am Herde war. Eines Tages krabbelte sich ein kleines Mannchen unter dem Herde hervor und redete das Mädchen an. Es sei ein Untererdschen und käm im Auftrag der jungen Frau, deren Kindchen mit der Milch gefüttert worden wär, die das Mädchen immer in das Kaulchen gegossen hatte. In diesen Tagen sei die Taufe; und die Untererdschen ließen doch schön bitten, das Mädchen möchte zu ihnen kommen und einen Patenstand übernehmen. Das Mädchen erschrak und verredete es vorläufig. Dann lief sie zum katholischen Pfarrer und bat den um seinen Rat. Der Pfarrer sagte, es wäre schlimm, so etwas abzuschlagen; doch das Schlimmste wär, daß, wenn das Mädchen zu den Untererdschen gekommen, diese so überaus freundlich und angenehm sein würden, daß das Mädchen gern länger dableiben und sich gar am Ende noch umsehen möchte; und das Umsehen wär gerade das Allerschlimmste. Als der Tauftag heranrückte, erschien das Untererdschen wieder und bat das Mädchen so sehr, daß dieses es nicht übers Herz bringen konnte, nicht mitzugehen. Da tat sich am Herde die Erde auf, und sie ging mit den Untererdschen eine Treppe hinunter; und währenddes schloß sich wieder der Boden da oben. Bei den Untererdschen war es sehr schön und feierlich. Kuchen und anderes Essen wurde aufgetragen, und alles war reichlich vorhanden. Das Mädchen aber dachte immer an das, was ihr der Pfarrer gesagt hatte und wünschte, sie wäre erst wieder zurück. Doch allein konnte sie den Weg nicht finden. Zuletzt, als sie so bat, haben sie ihr wieder nach oben geholfen.

2. In Lawken bat eine schwangere Untererdschen-Frau das Küchenmädchen um den Schaum von der Grütze, den ihr das Mädchen auch zukommen ließ. Zum Dank wurde sie zur Kindtaufe eingeladen und bekam einen Stritzel geschenkt.

3. Man erzählt auch, daß am Kreuzberg bei Wartenburg zwei Mädchen mit Heuwenden beschäftigt waren, als ein großer, dicker Frosch angesprungen kam. Das eine Mädchen erschrak sehr und wollte das Tier totschiagen. Das andere aber sagte: „Laß doch den Frosch leben, er wird mich auch zur Kindtaufe einladen.“ Sie lachten eine Weile darüber, dann vergaßen sie die Geschichte. Aber nach einigen Wochen kam vor das Haus des mitleidigen Mädchens eine feine Kutsche gefahren, aus der ein junger Mann stieg. Er sagte, die, die damals sein Leben gerettet habe, ließe nun zur Kindtaufe bitten.

Das Mädchen erschrak und bat den jungen Mann, sie zum Pfarrer zu begleiten. Dort mußte er versprechen, daß dem Mädchen nichts geschehen sollte. Nun fuhrn beide bis zum Kreuzberg. Dort öffnete der Mann eine unsichtbare Tür, und sie traten in ein prächtiges Gemach. In einem Bett lag eine wunderschöne Frau mit einem lieblichen Knäblein. Freundlich begrüßte die Frau das Mädchen und dankte ihm, daß es bei ihm Pate stehen wollte. Das Mädchen nahm nun das Kind auf den Arm und fuhr mit dem jungen Mann zur Kirche, wo das Kind getauft wurde. — Als sie zurückkamen, mußte sich das Mädchen an eine reiche Tafel setzen. Doch konnte es vor Angst weder essen noch trinken. Als es zufällig zur Decke blickte, sah es zu seinem Entsetzen einen gewaltigen Mühlstein, der an einem seidenen Faden über ihrem Kopfe hing. Das Mädchen wollte fliehen, doch die schöne Frau sprach: „Dir wird nichts geschehen. An solch einem seidenen Faden hing damals mein Leben, als deine Freundin mich töten wollte. Ich bin der Frosch, den du beschützt hast.“ Beim Abschied gab die Frau dem Mädchen einen Korb mit Kuchen. Das Mädchen ging nach Hause und stellte den Korb auf den Tisch und legte sich müde ins Bett. Am Morgen hatte sich aber der Kuchen in Gold verwandelt. Das Mädchen jedoch wollte von dem Reichtum nichts wissen, sondern brachte den Schatz dem Pfarrer.

4. Ähnlich wird auch von zwei Dienstmädchen aus Eulenkrog erzählt. Diesesmal wurde auch die böse Magd mit zur Kindtaufe eingeladen und über ihrem Kopf schwebte der Mühlstein. Auch der Bräutigam der guten Magd und andere Dienstleute waren zu der Kindtaufe eingeladen.

Die Untererdschchen in Kuppen.

Wenn die Untererdschchen schnöde behandelt werden, so können sie sich furchtbar rächen: „Die Kinder von den Leuten, bei denen die Untererdschchen wohnten, haben nun auch schon längst Kinder; so ist die Zeit vergangen. Aber es wird sich noch mancher darauf besinnen können, wie es damals war. Die Frau hielt sich zwei Dienstmädchen. Das eine hatte sich angewöhnt, immer an den Schornstein (Herdstelle) ein bißchen Milch hineinzugießen. Dann kam allemal eine schorbige Beeßkröt' und verschlang die Milch. Das Mädchen, das ein gutes Herz hatte, erzählte alles der Frau. „Meintwegen“, sagte sie: „gieß der armen Beeßkröt' das bißchen Milch hin.“ Das hörte das andere Mädchen. „Na wart“, dachte sie. Als eine längere Zeit vergangen war, sprach die Beeßkröt' ganz deutlich das gute Mädchen an und lud sie ein, zur Taufe zu den Unter-

erdschchen zu kommen. Die Frau hatte nichts dagegen, und das Mädchen ging mit der Beeßkröt' unter die Erde. Sie soll es sehr gut angetroffen haben; Essen und Trinken, Tanzen und sehr stramme Musik. Alles ist sehr schön gewesen. Nun verging wieder ein Ende Zeit; und dann goß die andere Margell eines Tages kochendes Wasser an die Stelle, wo immer die Beeßkröt' hervorzukommen pflegte. Bald darauf brannte das Haus ab. Das gute Mädchen konnte alle seine Sachen retten; aber die andere kriegte nicht ein Stück heraus. Alles verbrannte ihr. Das geschah wegen der Untererdschchen!

Untererdschchen in Alexwangen.

Bei dem frühern Krüger H. in Alexwangen, der schon sehr lange tot ist, hatten sich die Untererdschchen angewöhnt, ihre Töpfchen auf den Herd zu stellen und an seinem Feuer zu kochen. Die Knechte und Mägde machten sich aber den Spaß, ausgekämmte Haare ins Feuer zu werfen, und da der alte H. sehr viel Gesinde hielt, so konnten die Untererdschchen keinen Bissen hinunterschlucken, ohne ein Haar drin zu finden. Sie beschwerten sich bei ihm oft über diese Ungezogenheit, und baten sie abzustellen, jedoch vergeblich. Endlich zogen sie ab, banden aber noch vorher die beiden besten Pferde des Krügers mit den Schweifen zusammen und hängten sie über einen Balken im Stalle so auf, daß von jeder Seite eines baumelte. Der Krüger mag ein gutes Erwachen gehabt haben.

Manchmal erbitten sich die Unterirdschchen von einem Menschen einen Raum zu einer Festlichkeit und belohnen den Gastgeber reich, strafen aber den, der sie belauscht.

Die Untererdschchen und der Graf zu Eulenburg.

Vor grauen Zeiten diente bei einem Grafen Eulenburg eine sehr große Köchin. Sie war fromm und tugendhaft und vergaß nie, von jedem Essen ein Löffelchen voll auf den Herd zu gießen. Die Gräfin fragte zwar oft um den Grund, warum sie so tue, erhielt aber keine Auskunft, denn die Köchin wußte wohl, daß sie es geheim halten mußte, wenn sie die Unterirdschchen beschenken wollte. Eines Tages, als der Graf zu Eulenburg eben in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war, sprang ein Unterirdschchen auf seinen Schreibtisch, bezeigte seine Ehrfurcht und sprach: „Hoher Graf, meine Gesellen wollen allhier ein Fest begehen. Du mußt ihnen aber das ganze Schloß einräumen und es mit allem Gesinde verlassen, denn niemand darf unsere Feier sehen.“ Der freundliche Graf bewilligte die Bitte gern und versprach, daß er seine Familie und sein Gesinde fortschicken werde, nur er selbst sei schon zu alt, um sich ebenfalls fortzubegeben, wolle sich indes auf den

äußersten Flügel des Schlosses machen und gewiß nach nichts umsehen. Das Unterirdschchen war des zufrieden, und der greise Graf hielt pünktlich sein Versprechen. Nun aber war der Haushofmeister um jene Zeit auswärts gewesen und kehrte gerade am Tage des Unterirdschchenfestes zurück. Er wollte leise, weil es schon spät und alles im Schlosse still war, auf sein Zimmer gehen, als er an dem Saale vorbeischlich und es ihm vorkam, wie wenn Musik ertönte; auch fiel ein heller Lichtstrahl durch das Schlüsselloch, wie wenn der Saal herrlich erleuchtet wäre. Er glaubte, daß etwa die Herrschaft ein Gastmahl gäbe, schlich auf den Zehen an das Schlüsselloch, schaute durch und sah das wunderbarste Schauspiel, das man sich denken mag. Der ganze Saal wimmelte von kleiner Leutchen, und die große Köchin stand mit einem Unterirdschchen auf dem Trauteppich, wo sie eben kopuliert wurden; sie weinte aber sehr, daß sie einen so kleinen Mann nehmen mußte. Ihr Haushofmeister sah dem Ding eine Weile zu, als plötzlich die Lichte erloschen, und das Fest jählings beendet war. — Noch saß der Graf in seinem entlegenen Arbeitszimmer, da sprang wieder das Unterirdschchen auf sein Pult und ließ sich also vernehmen: „Lieber Graf, du versprachst, deine Leute fortzuschicken. Dein Haushofmeister hat uns aber behorcht und unser Fest zerstört; deshalb sollen nie mehr als sieben Eulenburgs in deiner Familie sein. Weil du es aber doch rechtlich mit uns gemeint hast, so schenke ich dir diesen Ring. Hüte dich, ihn zu verlieren; solange du ihn trägst, soll deinem Haushalt kein Unglück widerfahren.“ Der Graf hatte von der Rückkehr des Haushofmeisters nichts geahnt. Die Prophezeiung, daß stets nur sieben Grafen Eulenburg leben sollten, ist bis zur heutigen Stunde eingetroffen, auch den Ring wird sich jeder Stammhalter zu verlieren hüten; denn der alte Graf hatte die Gewohnheit, ihn, wenn er sich wusch, auf das Waschbecken zu legen und ging einst, ohne ihn wieder anzustecken, in den Schloßgarten; kaum war er unten, als auch schon das ganze Schloß in Flammen stand. Ein großes Glück war es, daß er sogleich an den Ring dachte, in sein Zimmer stürzte und noch Zeit hatte, ihn wieder auf den Finger zu streifen, worauf das Feuer erlosch.

Auch sonst wird erzählt, daß die Unterirdschchen bei ihren Festen nicht beobachtet werden sollen, und schon der Chronist Lucas David weiß davon, wie sie eine Lauscherin für ihre Neugierde empfindlich bestrafte.

Die Männlein zu Allenstein.

In Allenstein hausen seit uralten Zeiten kleine Männlein, welche oft von Haus zu Haus gehen; was sie aber eigentlich

machen, hat noch niemand gesehen. Einstmals lebte in Allenstein die Frau eines reichen Ratmannes, namens Schellendorf. Diese saß eines Abends im Winter, während die Mägde das Vieh beschickten, in der Stube ganz allein und ohne Licht. Auf einmal ging die Stubentür weit auf, und es traten in die Stube eine Menge kleiner Männlein mit spitzigen Hüten, daran hatte jeder von ihnen eine Laterne mit einem blau brennenden Lichte. Jedes der Männlein führte eine kleine Frau oder Jungfrau, welche sehr wohl geschmückt waren. Die Männlein sahen zuerst die Frau an, welche die Hände vor die Augen hielt, aber durch die Finger dem Treiben zuschaute. Dann stellten sie sich alsbald in einen Kreis und fingen zierlich an zu tanzen. Plötzlich aber trat eines der Männlein auf die Frau zu und sagte zu ihr: „Mach deine Augen zu!“ Die Frau aber kehrte sich daran nicht; drauf das Männlein zum andern Male: „Ich sage dir, mache die Augen zu!“ Die Frau aber kehrte sich wieder nicht daran; da sprach das Männlein zu einem der andern: „Mache die Fenster zu!“ Und alsbald trat dieses Männlein zu der Frau und blies ihr in die Augen; davon wurde sie zur Stunde blind, daß sie zeit ihres Lebens nicht mehr sehen konnte.

Zwerge als Goldgräber und Goldschmiede.

1. Zwerge durchwühlten des Nachts in einem Goldberg die Erde, bis sie vor dem in diesem Berg versunkenen Schloß standen. Bald hatten sie sich einige Wagen besorgt. Sie luden nun unermüdlich das Gold ein und aus. Endlich fuhr der letzte Wagen fort. Musik begleitete ihn ins Reich der Zwerge. Tagelang freuten sich die Zwerge über die reiche Beute. Darauf ging es ans Schmieden. Unaufhörlich klopfte und hämmerte es unten im Berge. Leute, die in der Nacht vorbeigekommen sind, haben das Klopfen und Hämmern der Zwerge gehört.

2. Im Georgsberg in Rastenburg soll in grauer Vorzeit ein Zwergenvolk das Goldschmiedehandwerk getrieben haben, bis ein Kampf zwischen Riesen und Zwergen die Zwerge tief in den Berg hineintrieb. Seitdem sind sie nicht mehr an die Oberwelt gekommen.

Das kostbare Gerät der Untererdschen.

Manches von dem kostbaren Gerät der Zwerge ist in die Hände der Menschen gelangt, sei es, daß es von den Untererdschen vergessen wurde, wie vor vielen Jahren einer der silbernen Schmenglöffel, mit denen die Unterirdischen beim damaligen Müller H. in Finken die Morgenmilch abschmengten, und den sie bei ihrem Abzug zurückließen, sei es, daß arme

Menschen von den Zwergen Geschirr erborgten. Das tat einmal ein armer Fischer. Dem war das sechste Kind geboren worden, und nun hatte er nichts zum Tauschmaus. In seiner Not ging er zu den Untererdschen im Hausenberg, klagte ihnen seine Not, daß er weder Geschirr noch Speisen hätte, und bat um ihre Hilfe. Er würde am nächsten Morgen früh das Gespendete abholen kommen. Als er am andern Tage vor Sonnenaufgang nachsehen ging, so fand er da zwölf goldene Schüsselchen und alle mit köstlicher Speise gefüllt. Er nahm sie, dankte den Erdmännlein und versprach, das kostbare Geschirr am andern Morgen zurückzubringen. Als am andern Morgen die alte Mutter des Fischers die Schüsselchen zurückbringen sollte, da bekam sie es nicht übers Herz, alle abzugeben, sondern behielt eines zurück. Als sie es zu Hause aus der Tasche herausnehmen wollte, da hatte sie allerdings nur ein paar irdene Scherben in der Hand.

Versteinerte Kartoffeln.

In Haasenberg trugen die Zwerge in der Nacht zwölf Goldstücke auf ein Kartoffelfeld, das dem ganzen Orte gehörte, sodaß am ersten Morgen jeder Kartoffelgräber ein Goldstück in der Furche fand, am nächsten zwei. In der dritten Nacht belauschten die Leute die Zwerge und fingen sie in der vierten Nacht in Fallen. Die Zwerge fluchten und schimpften, rissen sich los und verschwanden. Als die Leute aber am nächsten Morgen Kartoffeln graben wollten, fanden sie statt der Kartoffeln nur Steine. Nun mußte das Dorf Hunger leiden. Der Acker um den Schloßberg herum ist noch heute mit Steinen übersät.

So wie die Untererdschen einzelne Menschen beschenken, die sich gegen sie mitleidig und gutmütig erzeigen, so können sie der ganzen Familie Glück und Wohlstand bringen, wenn man mit ihren geringen Ansprüchen sie im Hause nur gewähren läßt. So haben sie den Müller H. in Finken, bei dem sie sich immer von der Milch holten und den Schmenglöffel vergaßen, wohlhabend gemacht.

Untererdschen nimmt Eingemachtes.

Ein andermal geschah es, daß die Frau eines Gutsbesitzers bemerkte, daß ihre Vorräte an Eingemachtem immer kleiner wurden, obwohl sie garnichts von ihnen nahm und niemand anders in den verschlossenen Keller gelangen konnte. Eines Tages ertappte sie aber ein kleines Männchen dabei, wie es gerade von dem Eingemachten nehmen wollte. Das Männchen entschuldigte sich sofort, und es wäre eins aus ihrer Familie gefährlich krank, so daß es hin und wieder eingemachter Früchte bedürfte. Aber es solle alles ersetzt werden. Während

sie noch sprachen, rief aus einer Ecke eine feine Stimme: „Lat man stahne, lat man stahne, Henderjettke is all doot!“ Der Kleine war sogleich verschwunden; die Hausfrau aber hatte Gedeihen bei allem, was sie unternahm.

Untererdschen stehlen Mehl.

Ein alter, steinreicher Bauer hatte Glück in seiner Wirtschaft, der Roggen schüttete gut, die Kartoffeln und Rüben waren im besten Wuchse. Auch das Vieh ging ihnen gut zur Hand. Die Bauern aus der ganzen Nachbarschaft wunderten sich, wie er, der so klein und armselig einst angefangen hatte, zu solchem Wohlstand hatte gelangen können. Das wußte der Bauer lange selbst nicht. Einmal kam er jedoch dahinter. Schon Jahre hindurch merkte er, daß ihm jedesmal, wenn er schönes, weißes Mehl aus der Mühle brachte, einige große Metzen Mehl fehlten. Einmal wollte er dahinter kommen. Er lud, als er aus der Mühle gekommen war, die Säcke im Hausflur ab, legte sich in der Nähe der Säcke nieder, schnarchte und tat ganz so, als ob ihn die Müdigkeit übermannt hätte. Siehe da, ein ganzes Heer kleiner Mannchen kam unter dem Herde vor, schlich sich durch die halbgeöffnete Tür zu den Säcken heran. Dann begannen sie flink die Säcke zu öffnen und aus jedem einige Schaufeln Mehl in kleine Beutelchen zu sacken. Darauf banden sie alles zu und verschwanden mit ihrer Beute, woher sie gekommen waren. Der Bauer erzählte keinem, was er gesehen und dachte: „Laß nur die kleinen Krabuttken, auf das bißchen Mehl kommt es mir nicht an.“ Diese Nachricht war der Grund für sein Glück. Sein Reichtum wuchs zusehends, und bald kaufte er sich ein Gut.

So manche Sage weiß davon zu erzählen, daß die Untererdschen im Hause allerlei Arbeit verrichten und so Glück und Wohlstand im Haushalt nicht nur allein kraft ihrer zauberischen Fähigkeiten, sondern auch mit tätigen Händen fördern. Am liebsten ist ihnen auch hier Heimlichkeit ihres Tuns; von Menschen beobachtet zu werden, ist ihnen unbequem, wenn sie das nicht geradezu verscheucht. Essen, das ihnen hingestellt wird, nehmen sie dankbar an; aber wenn ihnen irgend etwas zum Lohn hingelegt wird, meist sind es Kleider, so lassen sie sich nie wieder sehen, sei es, daß sie die rote Farbe der Kleider nicht leiden mögen, wie einmal berichtet wird, sei es, daß es sie kränkt, Lohn empfangen zu sollen, oder daß sie sich in den neuen Kleidern nun zu fein dünken, noch weiterhin niedere Arbeit zu verrichten. Gesagt wird das nicht deutlich, aber der Ausgang ist immer derselbe; die Kleinen kehren nie wieder zurück.

Utgelohnt!

1. Ein Schmied litt mit Frau und Kind große Not; er war ganz verarmt. Eines Abends spät kaufte er von seinen letzten Pfennigen noch ein Stückchen Eisen und legte es in die Schmiede, um es am nächsten Morgen zu verarbeiten. Nachts hörte er in seiner Schmiede Poltern und Werken. Neugierig eilte er hinzu und sah durch das Schlüsselloch eine Menge Unterirdschchen sein Eisen verarbeiten. Am nächsten Morgen fand er die niedrigsten Töpfchen, Tellerchen, Kesselchen, Dreifüßchen fertig vor, alles so klein, weil nur so wenig Eisen dagewesen war. Der Vorrat war schnell verkauft, und der Schmied konnte zwei Stangen Eisen beschaffen. Die legte er in die Schmiede, und die Meisterin stellte eine große Schale Milchsuppe dazu. In der Nacht kamen die Kleinen auch richtig wieder und machten sich an die Arbeit. Plötzlich bemerkte einer das Essen, und da machten sich alle über die Schale her und löffelten sie bis zum Grunde aus. Dann reinigten sie das Geschirr und arbeiteten weiter. Morgens waren aus den Eisenstangen wieder die schönsten Sachen geschmiedet und diesmal alles schon etwas größer. So ging es immer weiter, bis der Schmied reich geworden war. Da sagte nun eines Tages der Schmied, sie wollten den Zwergen schöne Rökkchen und Käppchen für ihre alten geben. Die Meisterin nähte sogleich jedem ein rotes Käppchen und Rökkchen und legte es jedem unter sein Mundtuch. Wieder kamen die Untererdschchen und setzten sich zum Essen. Als sie aber die Mundtücher vorsteckten und sahen, was darunter lag, riefen sie alle „utgelohnt, utgedeent,“ zogen die neuen Sachen an und verschwanden, ohne das daliegende Eisen noch zu verarbeiten; sie kamen auch niemals wieder.

2. Bei einem Besitzer Liedtke in Reichertswalde waren im Stall immer zwei Jungen zu sehen gewesen und hatten das Vieh gefüttert. Sie hatten schon ganz zerrissene Kleider an. Aus Dankbarkeit ließ der Besitzer jedem einen neuen Anzug machen und in den Stall hängen. Als er selbst am nächsten Morgen in den Stall ging, waren die Anzüge fort, die Jungen nicht zu sehen. Er hörte nur die Worte: „Jetzt ausgelohnt!“ Die Jungen kamen nicht wieder.

3. Auch ein Wirt in Bürgersdorf im Kreise Wehlau hatte die Unterirdschchen im Stall, das mag hundertzwanzig Jahre her sein. Wenn sie sich beobachtet glaubten, so versteckten sie sich unter der Brücke des Pferdestalles, sonst besorgten sie die Fütterung der Pferde. Ihnen war es zu verdanken, wenn das Futter gut anslug, die Pferde rund und dick wurden und alle Zauberei und Hexerei abgewandt wurde. Ein Lehr-

ling K. jenes Wirts hat erzählt, daß die Unterirdschchen ihm beim Warten des Viehs treulich geholfen haben.

Eine andere Sage erzählt von demselben Wirt in Bürgersdorf, daß das Unterirdschchen geweint habe, als es als Lohn für seine Arbeit im Pferdestall neue Kleider vorfand, es habe sich nie wieder blicken lassen. Von da ab aber habe der Wirt seine Pferde noch so gut füttern können, sie seien immer mehr abgemagert, so daß er sie habe verkaufen und andere anschaffen müssen.

On öck teh ömmer möt!

Zuweilen nehmen die Unterirdschchen sehr empfindliche Rache, wenn ihre Dienste in Haus und Hof mißachtet werden. Vor vielen Jahren hielten sich die Unterirdschchen auch in Stablack auf, weil er viele Berge und mächtige Bäume hat. Einer Bauernfamilie in Gr. Dexen hatten sie zu großem Wohlstand verholfen. Aber die geizigen Bauersleute lohnten die uneigennütigen Helfer mit schönedestem Undank. Bald sollten sie die Strafe erfahren. Eines Tages kam ein alter, schwacher Bettler, der um ein Stückchen Brot bat; das war aber ein verwandelter Unterirdischer. Die Bauersfrau schlug zornig scheltend die Haustür zu, daß es krachte und ließ den hungrigen Mann stehen. Da sagte der: „Ihr werdet noch an mich denken,“ und verschwand. Von der Zeit an ging es mit den Leuten bergab, ohne daß sie wußten warum. Das Getreide wollte nicht mehr richtig wachsen, und Körner trug es erst recht nicht. Die dicken Pferde wurden mager und krumm und immer krummer, je mehr sie Futter kriegten. Und im Hause war man auch nicht sicher. In jedem Winkel polterte es und war doch nichts zu sehen. War am Tage gewebt worden, so fand man die Leinwand am frühen Morgen ganz zerfetzt und zerschnitten vor. Der Schmand war jeden Morgen abgeschmeckt worden und auch am Eingemachten war wer drangewesen. Holte der Herr mal nach langer Zeit die Stiefel aus der dunklen Kammer, dann waren entweder die Sohlen durchgeschnitten oder die Schäfte mit Schmutz angefüllt. Und auf den Heuboden konnte man überhaupt nicht mehr steigen. Jedesmal wenn man herunter wollte, verschwand die Leiter, und es war niemand zu sehen, der sie wegschleppte. Da wurden die ohne Aufhören geplagten Leute ganz verworren. Als sie einmal am Abend zusammen am Tisch saßen, meinte die Frau, sie würden aus diesem Hause fortziehen, damit sie endlich Ruhe bekämen. Kaum aber hatte sie das letzte Wort gesagt, da schrie aus dem Herdwinkel eine dünne, heisere Stimme: „On öck teh ömmer möt!“ Und dabei klatschte es in die Hände. Vor Angst und Grauen trauten sich

die Leute nicht zu regen und schlafen zu gehen. Bis sie sich endlich auf einen steinalten Mann im Dorfe besannen, von dem die Leute munkelten, daß er solchen Spuk bannen könnte. Er kam denn auch und jagte alle aus der Stube. Was er gemacht hat, weiß keiner. Aber seitdem ist es immer ruhig in der Gegend gewesen, und nie mehr hat es in diesem Hause gespukt. Manche wollen an jenem Abend in der Dämmerstunde ganz scheu und heimlich kleine Männchen mit roten Kappen haben weghuschen sehen. Andere haben behauptet, daß nur der Greis die Gabe besaß, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Aber gewesen sind es die Untererdschchen, die sich an dem undankbaren Bauern gerächt haben.

Waren die Untererdschchen in den bisherigen Sagen hilfsbereite und gutmütige Wesen, die den Menschen wohl neckten, strafte aber nur da, wo er sie beleidigt und gekränkt hatte, so kehren sie doch auch noch eine ganz andere Seite ihres Wesens heraus. Weil sie nämlich sehr klein sind, so möchten sie gern ihr Geschlecht durch Vermischung mit Menschen größer machen und zu diesem Zweck suchen sie Menschenkinder zu rauben, einzutauschen gegen ihre eigenen. Diese werden Wechselbälge, seltener auch Kielkröpfe genannt, und in den Wechselbalgsagen erscheinen die Zwerge immer als tückisch und dem Menschen höchst gefährlich. Besonders gefährdet sind die noch ungetauften Kinder. In Masuren legt man deshalb ein Stück Stahl zum Schutz des kleinen Kindes gegen die Zwerge in die Wiege. Dort werden diese Kinderräuber auch Kobolde genannt. Um Mohrunge, Saalfeld wurde früher ein Stück Stahl, etwa das beim Feuerklopfen gebrauchte, oder ein Hammer unter das Bett der Mutter gelegt, sobald das Kind geboren war. Unter das Kopfkissen des Kindes legte man Gesangbuch und Bibel, und das blieb so bis zur Taufe.

Untererdschchen wollen ein Kind rauben.

1. In den Kämpen am Drausensee leben Untererdschchen und stehlen heimlich kleine Kinder. Das kommt auch anderswo nicht selten vor. Eine alte Frau aus Kl. Karnitten erzählte: „Als meine Lott' geboren war, hatt' ich krats (gerade) ne Tante zum Besuch. In einer Nacht spürt' ich, daß mir einer das Kind aus dem Arm fortziehen wollt', un weckt' schnell die Tante, damit sie Licht anmacht' un nachsah, wer da war. Als die Tante nachsucht', war nichts zu finden. Sie legt' mir aber 'n Stahl un 'n Gesangbuch ins Bett und streut' Asch' vom Herd bis zu mir hin. Danach schlief sie wieder ein. Auch mein Mann schnarcht'. Bloß ich blieb wach, ich lag so in Angst und lauert', daß die Untererdschchen kommen sollten. Un richtig! mit eins

kamen da zwei an, und das waren so ganz kleine. Ich erschrak so sehrchens un horcht', wie sie leis' zueinander sagten: „Sie's wach! sie's wach!“ Sie trauten sich nu doch nich, mir das Kind fortzunehmen. Aber am Morgen konnten wir viele, kleine, ganz kleine Fußspuren in der Asch' sehen.

2. In Gr. Simmau kam einmal ein Untererdschchen in griesem Mantel und griesem Hut und wollte einer Wöchnerin das Kind rauben. Sie hielt es aber fest und schrie: „Rett' mein Kind!“ Aber der Mann, der auf der Ofenbank schlief, erwachte davon nicht. Da hörten es die Leute von nebenan, kamen und schlugen das Fenster ein. Da verschwand das Untererdschchen. Aber die Frau lebte nur noch drei Tage. Ihr Gesicht war vom Bart der Untererdschchen ganz zerspickt. Auch das Kind ist bald gestorben.

Wenn den Untererdschchen der Raub aber einmal geglückt ist, und die Mutter morgens einen Wechselbalg statt ihres Kindes findet, — meist ist er an seinem dicken Kopf und alten Gesicht zu erkennen — dann muß sie das Untererdschchenkind tüchtig schlagen, bis das Blut fließt, es wohl auch auf den Mist werfen. Das kann die Untererdschchenmutter nicht ansehen. Sie kommt dann ihr eignes Kind holen und bringt das geraubte zurück, das allerdings auch meist durchgeprügelt ist. Es wird gesagt, man soll auch drohen, dem Untererdschchenkind den Kopf abzuhacken.

Wechselbalg wird zurückgetauscht.

Das tat einst ein Müllergeselle in einer Mühle bei Rauschen. Er war der Bruder der Müllerfrau und schlief mit ihr in derselben Kammer. Nachts bemerkte er, wie die Untererdschchen kamen und das Kind austauschten. Da nahm er morgens den Wechselbalg und wollte ihn töten. In dem Augenblick kamen aber die Untererdschchen schnell mit dem rechten Kind und baten, das ihre zu verschonen, mit dem sie nun abzogen.

Wechselbalg aus einem Besen.

In Bürgersdorf bei Wehlau ist es einmal geschehen, daß die Untererdschchen, als sie nachts einer Wöchnerin das Kind stehlen wollten, aus dem Besen einen Wechselbalg machten. Den legten sie der Frau ins Bett und wollten mit dem richtigen Kind davoneilen. Jedoch ein alter Mann, dem die Frau Nachtherberge gewährt hatte, verhinderte sie daran; so mußten sie das Kind zurücklassen, das er auf sein Lager legte. Am nächsten Morgen nahm er das falsche Kind und schlug ihm mit einer Axt den Kopf ab. Da sahen sie aus dem Halse die Besenruten hervorragen.

Untererdschchen rauben eine Wöchnerin.

1. Es ist auch vorgekommen, daß die Mutter zusamt dem Kind von den Untererdschchen entführt wurde. So kam einmal eine Schar Untererdschchen um Mitternacht in eine Stube, wo eine Wöchnerin allein schlief. Sie zogen sie aus dem Bett und trugen sie mit sich. Unterwegs kamen sie über eine Wiese, wo das Hemd der Frau über Gras und Blumen schleifte. Da sprachen die Untererdschchen zu ihr: „Hebe auf, hebe auf, dein langes Hemd, es schleppt im blauen Tharand.“ Darüber erwachte die Frau, und die Untererdschchen verschwanden. Die schwache Frau hat aber von der Angst und Anstrengung noch lange Zeit gekränkelt.

2. Im Pillauschen wurde einmal eine Wöchnerin mit ihrem Kind von einem Untererdschchen entführt. Als sie über eine Wiese kamen, sprach der Entführer zu der Frau:

Hew op dien Hemdke, diene Lönne,
dat nicht föllt Bullerjanke rönne.

Die Frau hob aber das Hemd nicht auf, sondern ließ es hängen. Der Baldrian fiel auf es, und das Untererdschchen mußte nun, da Baldrian gegen jeden Zauber schützt, Mutter und Kind lassen. — Nach einer anderen Sage hat das Untererdschchen gesagt:

Hew diene rode Rockke ön e Höcht,
dat hei nich ön de Tharant flögt.

Oft merken die Mutter oder die Eltern erst später, daß das Kind, welches sie aufgezogen haben, ein Wechselbalg ist und daß es einmal vertauscht worden sein muß. Das erklärt sich ja leicht daraus, daß im Säuglingsalter alle Kinder mehr gleich aussehen, und erst später tritt das absonderliche Gebaren des Wechselbalgs zutage.

Ein Kielkropf auf dem Weg zur Taufe.

Ein Mann aus Danzig erfuhr es wenigstens schon, als er mit dem Kind in die Stadt zur Taufe ging, daß er es mit einem Wechselbalg zu tun hatte. Eben war er auf der Brücke der Mottlau, da schrien mehrere Stimmen aus dem Wasser: „Kielkropp, Kielkropp, wo geist hen?“

Das Kind, das doch erst wenige Tage alt war, antwortete:

„Eck gah nah St. Marien
On wöll mie late wiehen,
Wöll gahen biem Herr Pfarre
On sehne op ett wart beeter warre.“

Der Bauer sagte, als er das hörte: „Böst du vom Düwel, so gah ook tom Düwel!“ und damit warf er es in den Strom.

Selbst im Konfirmandenalter kann einer noch in den Verdacht kommen, ein Wechselbalg zu sein. Da wird einmal gesagt: „Der S. in K. muß so'n Untererdschchenkind sein. Er ging schon zum Pfarr (Konfirmandenunterricht) und war noch immer so klienutsch, wie von sechs Jahr.“

Trampeltienke.

Einer Mutter im Samland ist auch einmal, während sie als Wöchnerin mit ihrem Kind allein schlief, ein Wechselbalg untergeschoben worden. Er hatte ihr durch sein Schreien schon viel zu schaffen gemacht. Nachdem sie nun Kirchgang gehalten hatte und einmal in Geschäften aus dem Hause gegangen ist, ist das Kind ganz still gewesen, als sie wieder zurückkam. Da denkt sie schon, Gott sei dank, daß es todt ist. Wie sie aber durch das Fenster sieht, steht das Kind auf dem Tisch, und tanzt, und dabei singt es:

„Dat öss man got, dat min Mutterke nich weet,
Dat ök Trampeltienke heet.“

Da wußte sie nun, daß es ein Wechselbalg war. Schnell eilt sie in die Stube, aber da liegt das Kind wieder schreiend in der Wiege. Auf den Rat einer alten Muhme heizt die Frau den Backofen stark ein, nimmt den Wechselbalg, stellt sich vor das Ofenloch und ruft laut: „Öck schmiet!“ In demselben Augenblick erscheint das Untererdschchen, bringt der Mutter ihr eigenes Kind zurück, ergreift das seine und verschwindet mit ihm hinter dem Backofen.

Das Schlorrengericht.

„Eine Frau hatte ein Kind, das schon längst in dem Alter war, daß es hätt' gehen sollen, oder (aber) es konnt un konnt nich gehen, ja es konnt kaum stehen. Nun geschah es immer, wenn die Frau aus der Stube ging, verschwand währenddes das Essen aus dem Grapen; oder sie dacht' doch nicht, daß das Kind das Essen weggenascht hätt'. Einmal kocht' sie krats Fleisch un Keilchen un merkt' sich genau, wie viel im Grapen war; oder während sie eine Weil' nicht in der Stub' war, waren mein Fleisch und meine Keilchen wieder verschwunden. „Na wart',“ sagt' sie zu sich, „das nächste mal werd' ich doch aufpassen.“ Un dann setzt' sie einen Topf mit Wasser auf den Herd un steckt' in den Topf ein paar alte Schlorren un ging hinaus un blieb vor der angelehnten Tür stehen. Da sah sie, wie das elende, kleine Kind ganz gut aus der Wiege stieg und zum Herd ging, um sich auf die Ofenbänk zu setzen. Da saß es lang un kuckt' immer nach dem Topf auf dem Herd un sagt' immer vor sich hin: „Ich bin so alt wie der Wald, aber ich hab' noch nie gehört,

daß Menschen Schlorren kochen.“ Nun lief jene Frau in voller Angst ins Nachbarhaus un meldete alles; un die Leute dort rieten ihr, sie solle das Kind tüchtig mit Weidenruten schlagen. Das geschah auch. Die Frau trug das Kind in die dunkle Backkammer un schlug immer zu. Endlich kam einer; die Frau konnt's nicht sehen, oder sie verspürte deutlich, wie ihr ein anderes für das Verprügelte eingetauscht wurde. Als sie dies andere Kind bei Tageslicht besah, muß' sie sich sagen, es wär ihr eignes. Aber auch dies Kind war schrecklich geprügelt worden von den Untererdschchen, un es muß' bald sterben.

Der Wechselbalg und die Erbsensuppe.

In der Gegend von Liebemühl geschah etwas Ähnliches. Immer fehlte der Frau etwas am gekochten Essen. Einmal hatte sie wieder Erbsen mit Speck gekocht, und sie beobachtete vom Flur, was sich begeben würde. Da kroch das Kind, das sonst kaum stehen konnte, wenn es auch schon zwei Jahre alt war, aus der Wiege und auf die Ofenbank, und rührte in den brodelnden Erbsen. Dabei murmelte es:

„So dünn war die Supp' noch nie,
Und der Speck ist zu fett.“

Da prügelte die Mutter das Kind, und die Untererdschchenmutter brachte das richtige Kind zurück. Obwohl das auch geprügelt war, erholte es sich doch bald.

Kind wehrt sich gegen die Untererdschchen.

Der längst verstorbene Wirt N. besaß das Gütchen des jetzigen Wirts W. in Rauschen. Als er noch ein kleiner, aber doch schon wehrhafter Junge war, ging einst alles Volk an die See Fische zu ziehen und ließen ihn mütterwind allein. Unterdes kam eine Menge Unterirdschchen und wollten ihn durchaus mit sich nehmen. Der Junge sträubte sich, schlug, biß und schrie, soviel er konnte; die Unterirdschchen zupften ihn aber von allen Seiten und hätten ihn gewiß mitbekommen, wenn nicht die Eltern noch früh genug zurückgekehrt wären. Sobald diese kamen, waren die Unterirdschchen fort.

Ein Sonntagskind wird Zwergenkönig.

Städlich der Stadt Wartenburg erhebt sich ein Berg, den die Leute Ebbaberg nennen. In diesem Berge wohnten vor vielen Jahren die Zwerge. Gewöhnliche Menschen konnten sie nicht sehen, sondern nur Sonntagskinder. Eines Tages spielten zwei Knaben an diesem Berg. Einer von ihnen war ein Sonntagskind. Dieser sah plötzlich eine Öffnung im Berge und Stufen,

die in das Innere hineinführten. Er faßte seinen Spielkameraden an der Hand, um mit ihm die Treppe hinabzusteigen. Da kam ein großer Bär heraus, packte das Sonntagskind und verschwand mit ihm in dem Berge, der sich hinter ihm schloß. Schreiend lief der andere Knabe nach Hause und erzählte, was er erlebt hatte. Wie auch die Eltern des geraubten Knaben suchten und weinten und jammerten, niemals sahen sie ihn wieder. Er war König der Zwerge geworden.

Unterersdchchen werben um ein Mädchen.

In dem gräflich Eulenburgschen Schlosse Prassen, wo vor Zeiten die Fingerlinge, Barstukken oder Erdmännlein ihre Wohnung gehabt, erschien einst eine Gesandtschaft der Erdmännlein vor dem Freiherrn von Eulenburg und warb für ihren König um seine Tochter. Zum Dank versprachen sie, daß das Geschlecht der Eulenburgs in jeder Weise reich gesegnet sein sollte. Der Graf gewährte die Bitte. An einem festgesetzten Tage wurde die Jungfrau in ein bestimmtes Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden, und nie ist wieder etwas von ihr gesehen worden.

Wassermann, (Topich), Seejungfern, Moorhexe.

In vielen der oft düsteren, nadelwaldumsäumten Seen Masurens treibt der Wassermann sein Wesen. Sein Name ist dort fast immer Topich, Toppschick, Toppnik u. ä.

Der Kobold im Ganshorner See.

Auf dem Ganshorner See haben Fischer einst des Nachts gefischt. Sie legten die Netze im Wasser aus. Im Wasser war ein Knabe, der schrie in einem fort, er würde die Netze auseinanderreißen. Nach einer Weile kam er aus dem Wasser heraus. Die Fischer hatten derweilen am Ufer ein Feuer angemacht, um sich zu wärmen. Der Junge sprang mehrmals durchs Feuer. Zuletzt wurde es dem einem der Fischer zuviel, und er schlug nach dem Jungen mit einer Rute. Da lief der wieder zum Wasser zurück und kam nicht wieder. Als die Fischer aber die Netze herausnehmen wollten, zogen sie bloß ein paar Stricke heraus.

Topich im Marxhöfer See.

Im Marxhöfer See — im Kreise Ortelsburg — sind zwei Topichs, kleine Jungchen mit roten Mützen. Die tauchen auf, klatschen dreimal in die Hände und verschwinden wieder. Dann ertrinkt jemand. Auch im Omulef-See und im Schwenty-See gibt es solche Topichs.

Das Aussehen des Wassermanns.

Viele haben den Topich gesehen und beschreiben sein Aussehen. Er soll so groß sein wie ein sechsjähriges Kind, und wassertriefende Haare, auch Binsenhaare, hängen in sein Gesicht, und zwischen den Fingern hat er Schwimmhäute. Nach andern soll er ein Wesen sein, halb Mensch, halb Fisch. Als vor vielen Jahren Fischer einen großen Wels, dem lange Bartfäden aus dem Maule hingen, aus dem Schilling-See gezogen haben, da sollen sie ihn für den Seespuke gehalten haben, der Menschen und Tiere in den See zieht, denn sie hatten bis dahin noch keinen Wels gesehen.

Wer dem Topich verfallen ist, der kann sich vor ihm nicht retten. Denen, die der Topich holt, ist dieses Schicksal schon von der Geburt an bestimmt.

Sollt' sein und ist nicht.

Einmal ging ein Pfarrer am Ufer des Sees dahin. Da hörte er aus dem Wasser eine Stimme „sollt' sein und ist nicht; sollt' sein und ist nicht.“ Indem sah er einen Jungen zum See laufen. „Wohin willst du,“ rief er ihn an. „Ins Wasser,“ sagte der Junge, „mir ist so heiß, ich muß baden.“ Dem Pfarrer war, als ob er das Schicksal des Jungen vorausahne. Deshalb schickte er ihn, ihm ein Buch zu holen. Der Junge brachte auch das Buch, doch kaum hatte er es dem Pfarrer übergeben, da brach er tot zusammen. Er war seinem Schicksal nicht entgangen, doch war er nun wenigstens auf der Erde gestorben und nicht dem Topich verfallen.

Die Stimme des Topichs.

Viele wollen den Topich weinen, klagen und lachen gehört haben, wenn die Stunde eines Opfers nahe war, und er soll dann gerufen haben: „Die Stunde rückt heran, und ist noch kein Opfer zu sehen.“ Die klagende Stimme des Topichs ist für das ihm bestimmte Opfer nicht wahrnehmbar, obwohl alle anderen sie hören.

Der Topich holt sein Opfer überall.

Ein Herr fuhr in einer dunklen Nacht an einem See vorbei, der auch seinen Topich hatte. Den Knecht quälte brennender Durst; er wollte anhalten und aus dem See trinken. Der Herr aber wußte, daß der See Jahr für Jahr sein Opfer forderte, und als sie ganz nah an den See kamen, hörte er die klagende Stimme des Topich, der sein Opfer forderte. Alle Bitten des Herrn, den Knecht vom Trinken abzuhalten, halfen nicht; er wollte durchaus seinen Durst löschen. Da konnte nur ein Gewaltmittel helfen: Der Herr nahm selbst die Zügel in die Hand und fuhr im schärfsten Trabe dem nächsten Dorfe zu. Im Gasthaus bestellte er dem Knecht ein Glas Bier. Kaum hatte er es aber heruntergetrunken, so fiel er rücklings hin und starb. Seinem Schicksal entging er nicht, der Topich mußte sein Opfer haben.

Der Topich im Swenty-See.

Einst ging ein strebsamer Handwerksmann aus dem Kirchdorf Kurken im Kreise Osterode von Hohenstein den Weg heimwärts, der unmittelbar am Ufer des Swenty-Sees vorbeiführt. Hier kam ihn die Lust an, von dem Wasser zu trinken. Bei jedem Schritt wurde das Verlangen nach einem Trunk Wasser größer, sodaß er sich entschloß, am nächsten Uferbaum den Durst zu stillen. Bei dem Baum sah er auf der in das

Wasser hinabgehenden Wurzel Kleider liegen, sodaß er einen Badenden in dem See vermutete. Verwundert hielt er Ausschau, konnte jedoch kein menschliches Wesen erblicken. Als er sich nun zum Wasser hinabbeugte, um vom hohen Ufer das Naß in vollen Zügen zu schlürfen, stieg plötzlich dicht vor ihm eine Gestalt aus dem Wasser auf, die er des unmenschlichen Aussehens wegen sofort als den Topich erkannte. Die obere Hälfte des Unwesens zeigte einen stark behaarten, menschenähnlichen Körper mit einem hellroten Kopf und flossenartigen Händen; die untere Hälfte war ein dunkelgrüner Fischleib mit einer sehr langen Schwanzflosse. Als der Wanderer in seiner Todesangst das Kreuzzeichen schlug, verschwand der Unhold, indem er drohte, daß er ihn doch noch einmal holen werde. Schweißtriefend langte der Mann zu Hause an, konnte jedoch zur selben Zeit nichts berichten. Erst später erzählte er seinen Angehörigen von dem seltsamen Vorfall. Einige Jahre später stand in den Zeitungen, daß in dem Durchfluß des Swenty-Sees, im Maransefluß, derselbe Tischler an einem dunklen Abend ertrank. Der Topich hatte ihn doch geholt.

Der Konczer See will sein Opfer.

Wenigstens alle fünf Jahre muß der Konczer See bei Wilnhun im Kreise Pillkallen sein Opfer haben. Man merkt recht, wie das Wasser lang vorher unruhig wird, heult und braust, bis er wieder ein Menschenleben geraubt hat; dann wird es still. — Es war einmal gerade gegen Ostern, als der See so unruhig wurde, und sich jeder in acht nahm. Nur ein junger Knecht im Dorfe sprach immer davon, daß er am Ostermorgen die Pferde schwemmen werde, wie das sonst gewöhnlich so geschieht. Er konnte auch den Morgen kaum erwarten, es ließ ihm keine Ruhe; und obgleich der Wirt noch am Heiligen Abend ausdrücklich das Schwemmen verbot, zäumte der Knecht Ostern früh die Pferde auf und ritt dennoch zum See. Ein Junge war mit ihm, der blieb aber am Ufer und sah nun was geschah. Kaum war jener ein wenig ins Tiefe geritten, so riß ihn schon ein Wasserwirbel vom Pferde herunter, und er war verloren. Die Leiche wurde später ans Land gespült, denn der See behält keinen Toten. — Auch einem Knecht aus Naujehnen ging es ein andermal so. Der nahm sich gleichfalls vor, die ganze halbe Meile zu reiten, bloß um im Konczer See die Pferde zu schwemmen. Keiner konnte ihn zurückhalten, wiederkommen aber soll er noch heute. — Vor etwa siebzig Jahren mähten einmal mehrere junge Leute Gras am Konczer Sse, und der junge Conrad war auch dabei; der sprach den ganzen Vormittag vom Baden, obgleich es garnicht so heiß war. Jeden Augen-

blick sagte er, wenn's doch erst Mittag wär, daß ich baden könnte! Und kaum war die Zeit gekommen, so ging's hinein in den See. Sie hatten ihm nicht lange nachzusehen. Sogleich trug ihn das Wasser nach der Tiefe hin, und da ging er unter. Ein Russe, der bei dem Vater des jungen Conrad als Knecht diente, und der ein guter Schwimmer und Taucher war, sprang nach und suchte den Conrad unter dem Wasser. Es war aber vergeblich. Bald kam der Russe wieder herauf und sagte: Ich hab' ihn gefunden, doch er lebte noch, da durfte ich ihn nicht nehmen; es ist einer auf dem Grunde, der ihn solange festhält, bis er ganz tot ist. Auch diesmal haben nachher die Wellen den toten Körper ausgeworfen.

Slomspetters.

Am Algawischker Teiche im Kreise Niederung konnte in alten Zeiten niemand vorbeigehen, ohne mit Wasser und Schlamm bespritzt, ja oft auch mit lebenden Fischen beworfen zu werden. Auch mancher andere Schabernack kam vor; doch konnte kein menschliches Auge je den Täter entdecken. Ein in der Nähe wohnender Wirt, der eines Tages auch vorbeiging und wie gewöhnlich mit Wasser begossen wurde, faßte sich endlich ein Herz und fragte: Wer ist da? — Ich, antwortete es aus dem Teiche. — Was bist du? — Der Wassermann. — Wie heißt du? — Slomspetters! — Nun, Slomspetters, was sind das für Streiche? Weshalb läßt du keinen Menschen in Ruhe? — Aus langer Weile! Ladet mich zu euren Gastereien ein, und ich bin zufrieden. — Das soll geschehen; aber dann halte auch Frieden. — Wenn ihr Wort haltet. — Des Wirtes Abenteuer wurde bald in der Gegend ruchbar, und man war neugierig, den Wassermann kennenzulernen. Ein Nachbar wollte einen Kindtaufschmaus geben und ging an den Teich. Slomspetters! rief er, morgen feiere ich Kindtaufe und lade dich zu Gast. — Schön, ich werde kommen! — Am andern Tage nach dem Kirchlichen (es soll schon gedämmt haben) trat ein etwasseemännisch, aber fein gekleideter, breitschultriger, brauner Mann mit einem großen Korbe voll lebender Fische am Arm zum Kindtaufsvater. Hier ist mein Patengeschenk, sagte er. Dann wandte er sich zu dem Säuglinge, sah ihn lange an, küßte ihn auf die Stirn und sprach: Jüngelchen, ein Fischer sollst du werden wie wenige! Immer viel Fische, viel Fische im Netz! — Und nun ging er zur übrigen Gesellschaft. Seine Späße waren zwar etwas derb, aber voll sprudelnder Laune, und wer nicht wußte, daß er der Wassermann Slomspetters war, hielt ihn für einen lustigen Seemann. Lange war ein so vergnügtes Kindtaufen nicht in der Gegend gewesen. Viele Jahre hindurch war Slomspetters fröhlich mit den Fröh-

lichen, und niemand wurde mehr von ihm gehudelt. Aber alles hat ein Ende. Eines Tages, als er wieder eingeladen werden sollte, erschien Slomspetters nicht, und alles Rufen nach ihm war vergeblich.

Hin und wieder sind es nicht Wassermänner, die ihre Opfer ins Wasser ziehen, sondern Seejungfern.

Die Seejungfer im Margensee.

Von Bittehnen — Schillehnen ab zieht sich am Südrande des Schreitlauker Waldes bis hinter Ragnit hinauf ein toter Arm des Memelstromes hin. Das ist der Margensee. Er hat helles und klares Wasser und ist sehr tief und fischreich. In alter Zeit sollen sich Wassernixen oder Seejungfern im Margensee aufgehalten haben. Sie zogen manchmal Menschen in die Tiefe hinab. Auch jetzt noch fordert der Margensee jährlich sein Opfer.

Die Nixe im Mucker-See.

Am Mucker-See in Masuren wohnte ein Brautpaar, das wollte bald Hochzeit halten, es hatte aber kein Geld. Der Mann ging in die Arbeit, und die Frau sollte zu Hause bleiben. Er blieb sechs Jahre lang fort. Das war der Frau zu lange. Sie ging fort und suchte sich einen andern Mann. Als der alte Bräutigam zurückkam, fand er seine Braut nicht mehr vor. Da war er sehr traurig. Jeden Abend fuhr er mit dem Boot auf den See. Als er wieder einmal hinausgefahren war, sah er eine Nixe im Wasser schwimmen. Er dachte, es wäre seine Braut und sprang ins Wasser, um sie herauszuziehen. Sie zog ihn aber auf den Grund, und er mußte ertrinken.

Seejungfern bei Warnicken.

Am Strand von Warnicken hat man Seejungfern auf den großen Steinen, die dort in Massen das Ufer bedecken und noch fern aus der See hervorragten, sitzen und sich die Haare striegeln gesehen. Ihre Erscheinung hat aber nichts Gutes zu bedeuten, denn das Fischerboot, von welchem sie gesehen werden, verunglückt in den nächsten drei Malen, wenn es zur See geht.

Seejungfer im Oletzkoer See.

Im Oletzkoer See wurde einmal eine Seejungfer, die halb Fisch, halb Mensch war, gesehen. Dreimal sprang sie aus dem Wasser hoch und jedesmal, wenn sie hoch sprang, klatschte sie dreimal in die Hände und kreischte laut auf. Das soll Glück für das ganze Leben bedeuten. — Eine fischgeschwänzte See-

jungfer ist auch einmal in Rauschen gesehen worden; ebenfalls hat sich im Gr. Kanth'schen See eine Seejungfer gezeigt, halb Fisch, halb Mensch.

Seejungfern zeigen Wetter an.

Es heißt auch: Die Seejungfern sind Menschen mit Fischschwanz. Sie zeigen sich, wenn schlechtes Wetter werden soll; man kann sie auch zuweilen hören. Gerade so wie die Perlhühner schreien sie, denn sie rufen auch bei schlecht Wetter: „Pack ein, pack ein!“ Sonst verhalten sich die Seejungfern meist still.

Die Nixe ein verwünschenes Burgfräulein.

Im Kliemundsee, nahe dem Crutinnen-See, ist vor langer Zeit wegen eines großen Frevels ein stolzes Schloß versunken. Das grausame Burgfräulein ist zur Strafe für seine Unmenschlichkeit dazu verurteilt, als Nixe in der Tiefe des Sees zu sitzen. Sie möchte gern sterben, kann es aber nicht. Jeder tut gut, auf ihr Rufen nicht zu hören. Sie will ihn doch nur zu sich in das Wasser locken, um sich an seinen Todesqualen zu ergötzen.

Die Seejungfrauen im Tilsiter Schloßteich.

Ein Bauernsohn aus der Umgegend von Tilsit mußte Soldat werden; man bestimmte ihm zum Tambour, und gern oder ungerne, er mußte das Kalbfell pauken. Um sich ungestört zu üben, ging er gewöhnlich hinter einen Busch am Schloßteich. Eines Abends im Sommer begab er sich mit seiner Trommel auch dorthin, und da sah er im Teich drei engelschöne Mädchen baden; und ihre Kleider, lange, grüne Gewänder und Schleier, lagen da. Wie ein Blitz sprang der Tambour hervor und raffte die Kleider zusammen. Die Mädchen bemerkten ihn schreiend, schwammen heran und baten ihn, ihnen doch wenigstens ihre grünen Schleier zurückzugeben. Zweien gab er ihre Kleider zurück, aber der schönsten nicht, die mußte ihm in sein Haus folgen. Sie mußte nun Bauernkleider anziehen, die Nixenkleider verschloß er in einer festen Kiste und ging dann wieder in den Dienst. Von nun an gedieh alles im Hause zum Besten, es war die schönste Wirtschaft in der Runde. Der Soldat nahm seinen Abschied und feierte Hochzeit mit der Seejungfer. Viele beneideten den Glücklichen um seine schöne Frau. Nur war sie immer so bleich und blieb am liebsten für sich allein. Abends sang sie im Garten mit lieblicher Stimme in einer allen unbekanntenen Sprache schöne Lieder. So ging es etliche Jahre, und die Frau hatte mehrere Kinder. Da mußte der

Ehemann einmal verreisen. Er gab seiner Mutter den Schlüssel zu der verschlossenen Kiste und warnte sie, ihn niemand auszuhändigen. Aber die junge Frau bat so sehr, daß sie noch einmal ihre alten Kleider anziehen wollte, bis die Mutter die Kiste aufschloß. Schnell kleidete sich die schöne Frau an, und als sie den Schleier übergeworfen hatte, war sie verschwunden. Nur die Kinder hat sie nicht verlassen. Die spielten am liebsten in der Nähe des Schloßteiches, und bald hörten die Leute sie schöne Lieder in einer unbekanntten Sprache singen.

Berggeister.

1. Nachts waschen die Bergfeen des Kamswikus ihre Wäsche in dem nahen Flusse; doch lassen sie sich nie in diesem Geschäft belauschen; nähert sich ihnen ein Mensch, so fliehen sie in den Berg zurück, wo sie in herrlichen Prunkgemächern wohnen.

2. In Golbitten im Kreise Mohrungen liegt, nicht weit vom Nariensee entfernt, der Jungferberg. An diesen Berg grenzt eine runde Wiese. Man erzählt sich, daß vor vielen Jahren ein schöner und lieblicher Gesang dort gehört wurde. Man sagt, dieser Gesang sei von einer Fee gesungen.

Eine Moorhexe.

In dem Kakschener Moore im Kreise Pillkallen hält sich seit alten Zeiten eine Teufelin auf, die in einer der Untiefen auf einem eisernen Stuhle sitzt. Einst zog sie aus einer Wolke, die über das Moor zog, ein Schiff nieder, und in dem hält sie sich jetzt auf. Die Mastspitze des Schiffes ragte aus dem Moore empor, und die Alten haben sie noch gesehen; jetzt aber ist auf der Spitze oder über ihr ein kleines Inselchen von Moos. Die Teufelin pflegte oft auf die Oberfläche zu kommen, und die Altvordern konnten sie recht gut sehen. Einst ließen sich die Vorfahren einen Schwarzkünstler kommen und verlangten von ihm, er solle die Teufelin aus dem Moore vertreiben. Als der zu ihr hinging und ihr ankündigte, er werde sie von da vertreiben, da gab sie ihm zur Antwort, wenn sie dieses Moor, in welchem sie solange geherrscht habe, verlassen müsse, so werde sie ihre Herrschaft über alle Insterwiesen bis an die Brücke von Kraupischken ausdehnen und bei Laugallen unter der Brücke ihren Thron aufschlagen und da ihren eigentlichen Wohnsitz nehmen. Als der Schwarzkünstler das von ihr genommen hatte, ließ er sie in Ruhe; denn es sei besser, sagte er, wenn sie im öden Moore bliebe, als wenn sie über die schönen Wiesen herrschte und besonders unter einer Brücke ihr Wesen triebe, über welche bis heutigen Tages viele Leute ihren Weg

nehmen müssen. Außerdem sagte die Moorhexe ihm, daß sie, wenn sie das Moor verlasse, das Loch aufmachen werde, welches mit einem großen Pferdekopfe verstopft sei und durch welches alles Wasser des Moors und alle Untiefen abfließen könnten; und dann würden alle Dörfer, welche dieser Strom treffen werde, im Wasser ihren Untergang finden. Als der Schwarzkünstler alles dies den Altvordern hinterbrachte, erschrakten sie heftig und ließen die Teufelin fortan in Ruhe. Und so sitzt sie noch jetzt in einer der Untiefen, aber zu sehen bekommt sie niemand mehr. Wenn sie aber einst ihren eisernen Thron zusammengesessen haben wird, dann wird der Jüngste Tag sein.

Holleweibchen, Kornmutter u. Kornkind.

Das Holleweibchen in Nemmersdorf.

Im Hause der Frau von L. in Nemmersdorf wurde, wie es in früheren Jahren in den meisten Landhäusern Sitte war, an Herbst- und Winterabenden gesponnen. Oft saßen die Mägde bis 8 oder 9 Uhr an den Spinnrädern. Nur in den Zwölften und zu Lichtmeß durfte nicht gesponnen werden, auch kein Flachs auf der Spindel bleiben, weil dann die Holleweibchen, die Hollefrukes, umzogen und den Flachs verwirrten. Oder sie spannen auch selber, aber dann spannen sie einen Unglückszauber hinein. Nun war einmal ein junges Mädchen aus der Stadt gekommen, um in Nemmersdorf die Wirtschaft zu lernen. Das Spinnen ging ihr nicht so gut von der Hand, weil sie nicht von Kind auf gesponnen hatte; und bei der Frau von L. mußte so fein gesponnen sein, daß man ein Gewinde durch einen Trauring ziehen konnte. Dieses Mädchen wollte nicht recht an die Spinnfrauen oder Holleweibchen glauben. Am Lichtmeßabend, als alle schon schliefen, stand sie leise auf, machte die Schlüssellöcher in Flur und Küche auf, die die Köchin sorgsam verstopft hatte, damit die Holleweibchen nicht hineinkommen sollten, nahm das Spinnrad und legte Flachs auf. Kaum lag sie wieder im Bett, da brauste und sauste es vor den Fenstern, als ob die Wilde Jagd vorüberzöge. Neugierig eilte das Mädchen wieder in die Küche. Da saß ein kleines, graues Wesen am Spinnrad und spann, und schon lag eine Rolle des allerfeinsten Garns auf der Erde. Als das Mädchen näher schlich, da packte das Holleweibchen seine losen Haare und spann sie statt des Flachses. In seiner Not sah das Mädchen eine Sternschnuppe fallen. Es wußte selber nicht, was das war, und schrie laut in seiner Angst: Ach, ach, ach. der Himmel fällt ein. — Da erschrak das Holleweibchen und

rannte hinaus. Das Mädchen machte sich rasch vom Spinnrad los und zerhackte den Wocken mit einem Küchenbeil in viele Stücke. Als das Holleweibchen wieder zur Tür hineinsah und das Spinnrad zerschlagen sah, kehrte es um und lief davon.

Von der Kornmutter.

Im Getreidefeld soll die Kornmutter sitzen; sie lockt die Kinder, die Kornblumen suchen gehen, immer weiter ins Feld, um sie dann zu ergreifen und fortzuschleppen. In Masuren wird sie Babainsa genannt.

Das Kornkind.

Wenn der Frühling da ist und der Landmann seine Saaten besehen geht, dann findet er manchmal in der Saat am Wegesrande auf einem ausgebreiteten Tuch ein wunderhübsches, nacktes Kindlein sitzen, das ihn freundlich anlächelt und seine Arme nach ihm ausbreitet. Der Landmann tritt näher und versucht, das Kindlein aufzuheben. Doch umsonst. Er strengt alle seine Kräfte an, doch es gelingt ihm nicht. Und während er sich vergeblich müht, spricht das Kind mit lieblicher Stimme: „Wohl dir, du frommer Landmann, daß du Mitleid fühltest: Dein Feld ist gesegnet!“ Mit diesen Worten verschwindet das Kind unter seinen Händen. Der Landmann weiß nun, das Kornkind lag auf seinem Felde; ihm wird in diesem Jahre eine reiche Ernte beschieden sein.

Schatzsagen.

Groß ist die Zahl der Schätze, die im ostpreußischen Boden verborgen ruhen und von glücklichen, furchtlosen oder besonders geschickten und weisen Männern, oder von Sonntagskindern gehoben werden können. Die Schätze sind mit den vielen versunkenen Schlössern mitversunken, sind verlorengegangene oder vergrabene Kriegskassen vergangener Kriege, wurden auch wohl von reichen Geizhalsen vor ihrem Tode in den Schoß der Erde verborgen, oder sind Schätze, die böse Geister oder der Teufel bereitet haben. Von Teufeln, bösen Geistern und Gespenstern werden sie denn auch bewacht. Das Sehnen und die Einbildungskraft des Volkes wenden sich diesen Reichtümern immer wieder zu. Schon aus dem 15. und 16. Jahrhundert ist uns überliefert, daß nach Schätzen gegraben wurde, wenn es, — bei der Aufgrabung vorgeschichtlicher Gräber — auch meist darauf hinauslief, daß sie „nur Knoche und alte Topf“ fanden, nach den Worten eines Amtsschreibers.

Geldfeuer.

Wie wird man eines verborgenen Schatzes gewahr? Die Sage erzählt von dem Schatz- oder Geldfeuer; der Schatz brennt — meist in der Johannismacht — mit kleinen, blauen Flämmchen, oder auch mit einem goldgelb und grünlich flackernden Feuer und zeigt sich so von selbst an. Die Geister schaufeln das Geld nachts um, so wird das Geldfeuer gelegentlich erklärt; meist aber wird gesagt, daß die Schätze brennen, um sich zu reinigen, daß sich die vergrabenen Schätze alle sechs Jahre reinigen müssen. Sie steigen dann in der Johannismacht empor, und wenn sie ausgebrannt haben, dann sinken sie wieder in die Tiefe. Das Emporsteigen eines Schatzes wird aus Gr. Dirschkeim berichtet. Bei jenem Ort arbeitete sich einst nachts ein großer und schwerer Kasten, daß es prasselte, über die Erde. Von einem Goldschatz auf einem Berg bei Tolkemit heißt es, daß seine eine Hälfte auf eine Meile im Umkreis immer in den Feldern herumwandere. Auf jedem Felde sei der Schatz drei Jahre, und dann wandere er auf drei Jahre wieder in ein anderes Feld.

In Liep wird erzählt: Es war vor vierzig Jahren. Da brannte ein Schatz auf der Heide an der Stelle, wo heute der Landweg an der Landjägerei vorbeigeht. Eine alte Frau stand in der Nacht um zwölf Uhr auf und sah durchs Fenster und sah eine hohe Flamme. Da ging sie eine andere Frau wecken. Sie sollte mal sehen kommen, was das für ein Feuer wäre. Als sie beide aus dem Fenster sahen, da war das Feuer aus. Später ist an der Stelle wirklich ein Schatz gefunden worden, aber er konnte nicht gehoben werden.

Der Traum vom Schatz auf der Brücke.

Nur ausnahmsweise spielt der Traum eine entscheidende Rolle in der Schatzsage. In Lyck wohnte einst ein Gutsbesitzer, der so schlecht wirtschaftete, daß ihm sein Gut verkauft wurde. Weil er Frau und Kind hatte, bemühte er sich, eine Stelle als Inspektor zu bekommen. Er konnte aber keine finden. Da träumte er eines Tages, er solle an die Brücke gehen, dort werde er sein Glück finden. Erst tagelang, dann wochenlang ging er an die Brücke und starrte ins Wasser, sodaß die Leute schon glaubten, er wolle sich ertränken. Kurze Zeit darauf träumte er, er solle dann an die Brücke gehen, wenn Tag und Nacht gleich seien. Nun war am nächsten Tage Johanni. Als er an die Brücke kam, sah er unter einem Strauch einen Bettler sitzen, der sich nur auf Krücken vorwärtsbewegen konnte. Er sprach zu ihm: „Was wollen Sie eigentlich hier? Ich sehe Sie jeden Tag herkommen.“ Da sprach der Herr: „Ich habe

einen seltsamen Traum gehabt. Ich soll in der Johanninacht an die Brücke gehen, dort werde ich mein Glück finden“. „Ach“, sagte der Bettler, „ich habe geträumt, in der Johanninacht soll ich einen Spaten nehmen und unter dem Strauch an der Brücke graben, dort werde ich einen Schatz finden. Wie soll ich aber graben, wenn ich ohne Krücke nicht stehen kann? Vielleicht würden Sie graben und mir etwas von dem Reichtum abgeben?“ Der Herr willigte ein. In der Nacht kam er mit einem Spaten, grub unter dem Strauch und fand einen großen Kessel mit Gold. Da wurde er so reich, daß er sich ein großes Gut kaufen konnte. Den Bettler nahm er zu sich und pflegte ihn bis an sein Ende.

Öfter ist das, was da brennt, nicht ein Feuer, das dem Schatz entsteigt, sondern der Schatz selbst liegt in Gestalt von glühenden Kohlen da und wird vom Teufel oder von schwarzen Männern bewacht.

Goldkohlen.

Einmal gingen drei Frauen von Alt Tief nach Narmeln. Es regnete, und sie froren sehr. Da wollten sie ein Feuer machen. Auf einmal saß ein Mann an einem Feuer vor ihnen. Sie baten ihn um eine Schaufel Kohlen, und er gab jeder eine Schaufel voll. Unterdessen hatte es aufgehört zu regnen. Zwei schütteten ihre Kohlen fort, die dritte Frau nahm sie mit nach Hause. Am andern Morgen waren die Kohlen zu Gold geworden. Die beiden andern Frauen ärgerten sich, daß sie die Kohlen weggeworfen hatten. Sie gingen an die Stelle zurück, fanden aber nichts.

So wie diesen drei Frauen ist es manchem gegangen, etwa einer Magd, die frühmorgens Feuer machen will und findet, daß die Glut von abends erloschen ist. Da will sie schnell vom Nachbarn Feuer holen, trifft unterwegs schwarze Männer um ein Kohlenfeuer sitzen. Oder auch nur: ein Bauer, dem die Pfeife ausgegangen ist, erbittet sich von solchen Geistern an der Kohlenglut Feuer und findet nachher ein Geldstück in der Pfeife. Als er dann mit andern zu der Stelle zurückkehrt, ist alles nur Asche.

Brennendes Geld.

An einem schönen Wintertage liefen einige Knaben zum Kreuzberg Schlittschuh. Dort angekommen, meinte einer von ihnen, „wir wollen doch sehen, wer am schnellsten oben auf dem Berge ist.“ Wie sie oben waren, wollten sie den Berg hinunterfahren. Da stolperte der eine und fiel. Während die andern unten am Berge auf ihn warteten, rollten zwei Flaschen

den Berg hinunter. Wo sie liegen blieben, quoll Geld aus der Erde. Das wollten die Knaben mitnehmen; doch war es so heiß, daß sie sich die Hände verbrannten. Voller Grausen liefen sie fort. Hinter ihnen aber ertönte ein höllisches Gelächter.

Teufel als Schatzhüter.

Auf dem Sande bei Werden befand sich vor Jahren ein Stein, so groß wie ein kleines Haus, auf dessen Oberfläche war ein kleines Loch, das bis zur Erde ging. Dieser Stein ruhte auf einem Schatz, der in einer eisernen Kiste eingeschlossen war. Zu Zeiten hob sich der Schatz so, daß die Kiste bis zur Hälfte über der Erde war. Näherte sich aber ein Mensch, so versank alles mit lautem Geprassel. In mancher Nacht saß oben auf der Steinfläche ein schwarzer Mann, der den Schatzgräbern, die ihr Glück versuchen wollten, zurief: „Ich will euch den Schatz überantworten, aber verschreibt euch mir mit eurem Blute.“ Die Stimme verscheuchte die Furchtlosesten. Die Leute sagen, der Posthalter B. habe den Schatz gehoben und sei dafür in des Teufels Rachen gefahren.

Der Teufel ist auch in Gestalt eines großen Bullen angetroffen worden, wie er in seinen Goldkohlen rührte. Andere Tiere als Schatzhüter, ein weißer oder schwarzer Hund, ein Riesenkrebs, mögen böse Geister, aber auch der Teufel sein.

Es wird gesagt, daß der Teufel Schätze bereiten, Gold schmelzen müsse, um alle die Menschen, die sich ihm mit ihrem Blut verschrieben haben, bei Reichtum zu erhalten. Wiederum meint man auch, der Teufel verberge seine Schätze in die Erde, um sie erst eine Reihe von Jahren wachsen zu lassen und sie dann einem Menschen zu schenken.

Der zu früh gehobene Schatz.

Es hatten Leute beobachtet, wie der Teufel im Maranner Torfbruch einen Topf mit Gold vergrub. Doch niemand wagte es, den Schatz zu heben. Nun wohnte in der Stadt Wartenburg ein Mann, der so arm war, daß er kaum leben konnte. Dieser hatte von dem Schatze gehört und beschloß, ihn zu heben. In der Nacht begab er sich in das Bruch und grub das Gold aus. Seine Freude war groß und wurde noch größer, als er merkte, daß der Topf sich immer wieder füllte, soviel er auch von dem Golde herausnehmen mochte. So lebte er eine lange Zeit in Reichtum. Da trat eines Nachts der Teufel vor sein Bett und brüllte ihn an: „Du hast mir mein Geld gestohlen! Fünfzig Jahre sollte es in der Erde liegen und wachsen und

sich vermehren. Dann hätte ich es selbst verschenkt. Hast du denn nicht die Aufschrift auf dem Deckel des Topfes gesehen, die das Herausheben des Schatzes verbot?“ Dem Mann fiel es ein, daß er auf dem Deckel des Topfes rätselhafte Zeichen bemerkt hatte, die er aber nicht hätte entziffern können. Zitternd holte er den Deckel herbei, und nun konnte er die Zeichen auf einmal lesen. Er las: „Wer den Schatz vor fünfzig Jahren holt, ist dem Teufel verfallen.“ Trotz seines Bittens schleppte ihn der Teufel in die Hölle, wo er für seinen Diebstahl büßen muß.

Die teuflischen Schatzhüter können aber auch gezwungen werden, den Schatz wider Willen zu offenbaren. Auch kann man den Teufel mit List hintergehen.

Teufel zeigen Schätze an.

Es heißt da: Wer Geld brennen gesehen hat und den Schatz gewinnen will, muß folgendes beachten: Er geht zur Nachtzeit an den Sumpf und stellt dort zwei Schuhe verkehrt hin; dann geht er einige Schritte zurück und wartet, bis sich ein Flämmchen zeigt. Sobald eines aufzuckt, läuft er dorthin und schleudert die Schuhe ins Wasser. Nun hat er die Teufel, die kleinen Männer, welche rings um das Geld sitzen, aufgestört und wird von ihnen verfolgt. Es gilt, unter Dach zu sein, bevor die Teufel ihn einholen. Wer sich unter ein Dach retten kann, wird dann nachts, während er schläft, von den Teufeln aufgesucht. Die Teufel sind nun ganz demütig, und man kann den genauen Ort, an welchem das Geld in der Erde liegt, erfahren.

Die fehlgeschlagene List.

Wenn der Teufel Geld in die Erde gräbt, dann pflanzt er, um die Stelle wiederzufinden, öfters eine Giftblume, eine Königskerze an die Stelle. Ein Bauer fand einst auf seinem Felde eine solche Blume und wußte, daß dort ein Teufelsschatz lagerte. Um den Teufel, der seinen Schatz zu besuchen pflegte, von der Stelle fernzuhalten, legte der Bauer ein kleines Kreuz an die Blume. In der Nacht wollte er den Schatz heben. Als er nun um Mitternacht an die Stelle hinkam, war der Schatz verschwunden. Ein tiefes Loch und darin der Abdruck von zwei Topfhenkeln war zu sehen. Am nächsten Morgen sah der Bauer, wie sein fünfjähriges Söhnchen mit einem kleinen Kreuz spielte. Er fragte ihn, wie er dazu gekommen sei, und der Knabe erzählte, daß am Abend vorher, als er auf dem Hofe spielte, ein altes Weib zu ihm herangehumpelt wäre und ihm von dem Kreuzchen erzählt hätte. Darauf wäre er hingelaufen

und hätte es geholt, denn das Kreuz dürfe doch nicht so auf der Erde liegen. Als er zurückgekommen, sei die Alte nicht mehr dagewesen. Da wußte der Bauer, daß der Teufel seine Absicht gemerkt und sich in ein altes Weib verwandelt hatte, um so das Kreuz von seinem Schatze fortzuschaffen.

Der verfluchte Schatz.

Ein armer Handwerksgeßell übernachtete in dem Stall eines reichen Bauern. Des Nachts kam dieser mit einem großen Sacke Geld, verscharrte ihn nur ganz leicht in dem Erdboden, sprach aber den Fluch dabei aus: „Nur der solls finden, der es mit zwei schwarzen Hähnen auspflügt.“ Der Bauer starb bald, der Geselle warb um seine Tochter, und da er ein schmucker Bursche war, bekam er sie zur Ehe. Gleich fing er an, sich einen kleinen Pflug zu schnitzen, und wenn ihn die Frau lachend fragte, was er damit wolle, so entgegnete er, daß er in der Ackerwirtschaft noch unerfahren sei und sich zuerst im Kleinen üben wolle. Als er aber den Pflug fertig hatte, schaffte er sich ein paar kohlschwarze Hähne an und pflügte das verwünschte Geld sehr leicht aus, obwohl er früher unendlich tief danach gegraben und nichts gefunden hatte.

Der Schatz auf dem Hausen.

Die Großmutter des ehemaligen Schulzen L. aus Rauschen diente als Mädchen in Germau und ward von ihrem Herrn mit einem Knechte auf den Hausen Pilze suchen geschickt. In dem dicken Gestrüppe verloren sie sich beide gar bald von einander. Auf einmal gewahrte der Knecht einen großen Haufen Gold, der im klaren Sonnenscheine herrlich widerglänzte, ganz offenbar vor sich liegen. Im Ringe herum streckte sich ein schwarzer, dicker Wurm, doch reichte er nicht völlig aus, sondern ließ zwischen Kopf und Schwanz noch etwa eine Spanne frei. Der Wurm sah den Knecht immer so an, als wollte er sagen: „Nömm doch det Göld! Nömm doch det Göld!“ bis dieser endlich der Lust nicht mehr widerstehen konnte, sein Pilzenkörbchen an die Stelle des Schatzes, welche der Wurm nicht umschlang, ansetzte und es ganz vollscharfte. Für den Knecht war's schon sehr viel, für den Schatz sehr wenig, denn ihm war gar nicht anzusehen, daß was genommen sei, und der Wurm sah noch ebenso luchtern aus. Da besann sich der Knecht nicht lange, zog schnell sein Oberhemde aus und sackte es auch noch voll. Nun konnte er aber nicht mehr fortschleppen und dachte, das arme Mädchen hat noch nichts bekommen, du sollst sie rufen, damit sie sich den Rest auflade. Kaum aber fing er an, seine Begleiterin zu erschreien, so erhob

sich ein Sausen und Brausen auf dem Berge, daß seine Stimme kraftlos verhallte, und aus den dicken Wolken kreischte es immer zu ihm herab: „Schödd ut det Göld! Schödd ut det Göld!“ Darüber erschrak der Knecht heftig, und nachdem er eine Weile bald sein Geld, bald die Wolken angeglotzt hatte, ließ er alles den Henker holen, warf das Geld aus dem Körbchen und dann aus dem Oberhemd auf den Haufen zurück. Augenblicks war der Sturm vorüber, der Wurm senkte sich mit seinem Schatze in den Berg, und über ihm schloß sich die Erde wieder zu; die Sonne fing lieblich an zu scheinen, und auch das Mädchen konnte das Angstgeschrei des Knechtes vernehmen. Freilich half es jetzt nichts mehr, daß sie hinzulief, denn der Schatz war fort, und nur wenige Geldstücke, die außerhalb des Schlangeninges niedergefallen waren, lagen noch da. Hätte der Knecht das Geld weit ausgestreut, so würde er mehr behalten haben. Später ist viel nach dem Schatz gegraben worden, aber man hat nichts gefunden. Nur ein Knecht hat noch einst ein goldenes Gerät dort entdeckt. Er fiel nämlich, als er den Hausen bestieg, wie über einen Wachholderast, aber genau besehen, war es ein köstlich Jagerhorn, wie es die alten Heiden wohl besessen haben mögen, mit zierlichem Bande. Er nahm es auf und lieferte es dem Amte ab, von wo es nach Berlin gesandt sein soll.

Das vornehmste Gebot, das der Schatzgräber beim Graben zu befolgen hat, ist vollständiges Schweigen. Wird die Stille gebrochen, so versinkt der schon fast gehobene Schatz wieder, ja oft nur noch tiefer.

Ihr habt's schon.

Auf einem Acker bei Saalfeld soll ungeheuer viel Geld stecken. Zwei Brettschneider haben vor langer Zeit versucht, es zu heben, und sie hätten's auch beinahe gehoben. Sie hatten zwei eiserne Stangen, mit denen sie einen eisernen Topf, der ganz voll Geld war, in die Höhe hoben. Währenddem aber kam die Besitzerin des Ackers angelaufen und schrie den Goldgrabern zu: „Ihr habt's schon?“ Da sank der Topf in die Tiefe zurück, war und blieb weg. Obwohl die Brettschneider fünf Hopfenstangen zusammenbanden und damit immer bohrten und suchten, ließ sich der Schatz nicht mehr finden.

Von den Listen der Schatzhüter.

Die Schatzgräber wissen, daß sie schweigen und ernst bleiben müssen; deshalb versuchen die Schatzhüter, die Teufel und Geister, die Schatzgräber zum Lachen oder einem Ausruf zu verleiten. Sie machen z. B. einen Blendzauber, daß es den Gräbern so ist, als brennte eine Mühle, ein Dorf, eine Stadt in der Nähe lichter-

loh. So ging es den Schatzgräbern auf dem Potrimpusberg in Darkehmen. Plötzlich rief einer aus: „Ach Gott, Klein-Darkehmen brennt!“ und der Schatz war dahin. — Ein Bauer aus Pfaffendorf ruderte einen glücklich gehobenen Schatz im Kahn über den See und ließ sich durch allerhand lustige Gestalten, die ihm erschienen, nicht zum Lachen reizen. Plötzlich aber erschien der Teufel selbst mit ängstlichen Gebärden und haspelnenden Bewegungen, auf einem Ziegenbock reitend. Das war dem Schneider doch zu komisch, er lachte aus vollem Halse, und im Nu schlug der Kahn um, und Schatz und Schatzgräber versanken in die Tiefe. — Ein andermal kommen allerlei gespenstische Tiere zu den Schatzgräbern, ein dreibeiniger Hase, schwarze Hunde und Pferde, die im Heranjagen immer größer zu werden scheinen; auch Gespensterkutschen und allerlei Geister in Menschengestalt lassen sich sehen, wie bei einer Schatzgrabung bei Kl. Dirschkeim. Da rief es auf einmal von allen Seiten: „Pack den Kahlkopf!“ Es hatte wirklich einer der Schatzgräber einen kahlen Kopf, die Bauern ließen alles im Stich. — Ist das Schweigegebot gebrochen, so sinkt der Schatz in die Erde zurück, ja wohl noch ein Stück tiefer wie bisher. Manchmal ist er dann auf ewig dahin, andere heben sich nach einer gewissen Zeit wieder. Von einem wiederversunkenen Schatz hieß es, er werde sich nach fünfzig Jahren wieder heben; das wäre im Jahre 1915 gewesen.

Eine andere List der Schatzhüter, die Schatzsucher um die Frucht ihrer Mühen zu bringen, ist die, daß sie den Schatz für die Augen der Gräber in eine ganz unkenntliche Gestalt verwandeln, einen Hund, einen toten Menschen.

Der Schatz in Gestalt eines Hundes.

Ein Bauer hatte durch das Aufleuchten eines Irrlichtes erfahren, wo ein Schatz vergraben lag, traute aber selbst nicht hinzugehen und ihn zu heben, sondern ging zu seinem Nachbarn und erzählte ihm davon. Dieser machte sich nun in der folgenden Nacht zu der bezeichneten Stelle auf, fand aber dort nur einen toten Hund. Aus Ärger über den Betrug nahm er ihn und warf ihn dem Bauern durchs Fenster in die Stube. Dessen Schreck verwandelte sich jedoch in Freude, als statt des Hundes lauter Goldstücke auf den Boden lagen. — Hier hatte die Täuschung nicht ihren Zweck erreicht, wenigstens aber hatte der nun den Schatz bekommen, dem er sich zuerst angezeigt hatte.

Der Tote und der Schatz.

In einem Berge war oben ein Loch, in dem Berge sollte ein Schatz verborgen sein. Den wollten zwei Hirten in der Johannis-

nacht um die Mitternacht heben. Sie gingen also zu dieser Stunde mit einem Strick auf den Berg, und der eine ließ den andern am Strick herunter. Nach einer Weile fing der obere an zu ziehen. Da hing sein Gefährte tot am Seil. Der oben fing an zu schreien, ließ den Strick los und lief nach Hause. Er war stumm geworden, und nach drei Tagen starb er. — Das, was er für seinen toten Gefährten angesehen hatte, war in Wirklichkeit der Schatz gewesen. Der Berg aber hatte sich über dem lebenden Freunde geschlossen.

Schwarzkünstler beim Schatzheben.

Zur erfolgreichen Hebung des Schatzes wird oft die Mithilfe von Schwarzkünstlern oder weisen Männern in Anspruch genommen. Meistens holt sich der, der einen Schatz heben will, einen solchen Schwarzkünstler, aber es kommt auch vor, daß sie sich selbst anbieten, oder auch allein den Schatz heben, wie jener Schwarzkünstler, der am Schloßberge bei Janowen ein Buch fand, in dem die Geschichte des versunkenen Schlosses geschrieben stand, und daß der mitversunkene Schatz nicht anders als durch Zauberei zu heben sei. Dieser Schwarzkünstler machte sich nun mit seinem Gesellen um Mitternacht ans Werk. Aber den Schatz, obwohl sie ihn schon gehoben hatten, bekamen sie doch nicht, weil sie sich über seine Teilung nicht einigen konnten.

Es wird auch erzählt, daß die schatzgrabenden Schwarzkünstler und Zauberer solche Menschen sind, die dem Teufel ihre Seele verschrieben haben. Dafür läßt er sie denn Schätze heben. Ihre eigene Seele können sie noch retten, wenn sie armen Leuten verborgene Schätze zeigen und sie sie gewinnen lassen. So ist das denn zu verstehen, daß die Schwarzkünstler von sich aus an Menschen herantreten, und sich anbieten, einen Schatz zu heben. Der Chronist Simon Grunau erzählt von kundigen Schatzgräbern, die im Besitz von Wünschelruten aus dreierlei Holz und Erdsiegeln waren.

Der Goldberg in Burdungen.

In das Dorf Burdungen kamen einst Schwarzkünstler und teilten den Dorfbewohnern mit, daß in einem zu dem Dorf gehörenden Hügel ein Schatz verborgen sei. Sie erboten sich, den Dorfbewohnern bei der Hebung des Schatzes behilflich zu sein und zwar unter der Bedingung, daß sie von dem Schatze, der in einen großen Geldkasten geborgen sein sollte, das in der Beilade des Kastens befindliche Geld erhielten, während das übrige den Dorfbewohnern verbleiben sollte. Diese waren mit dem Vorschlage zufrieden, stellten sich mit Hacke und Spaten ein, um unter Anleitung der Schwarzkünstler den Hügel zu

durchgraben. Während dieser Arbeit, so hatten ihnen die Schwarzkünstler aufs strengste geboten, dürften sie weder böse Gedanken im Herzen hegen noch auch einen Fluch aussprechen, weil sonst der Schatz für ewige Zeiten verloren ginge. Schon zwei Tage hatten die Leute gearbeitet; da endlich am dritten Tage wurden sie des Schatzes ansichtig. Indem sie nun bemüht waren, ihn aus der Tiefe heraufzuheben, fuhr ein Herr in einer feinen, mit prächtigen Rappen bespannten Kutsche vorbei. Nach einiger Zeit kam ein Mann auf einem Wägelchen, mit einem lahmen, alten Gaul bespannt, des Weges dahergefahren, hielt in der Nähe des Hügels an und fragte die Arbeiter, ob nicht vor kurzer Zeit ein Herr in einer Kutsche vorbeigefahren wäre. Auf die bejahende Antwort versetzte jener: „Den muß ich noch einholen!“ Dieser mit der größten Zuversicht ausgesprochene Vorsatz, der doch so unmöglich auszuführen war, verführte einen Arbeiter, einen Fluch auszustoßen. Augenblicklich sank der Schatz, der schon ganz nahe an die Oberfläche gebracht worden war, in die Tiefe zurück, wo er nun für ewige Zeiten geborgen bleibt.

Die Forderung der Geister.

In einem hohen Berg zwischen Langenfeld und Birkenfeld bei Nordenburg sollte ein großer Schatz ruhen, von Geistern bewahrt. Ein Graf ließ sich einen Schwarzkünstler von fernher kommen. In einer Nacht von Sonnabend zu Sonntag gingen sie auf den Berg und gruben ein tiefes Loch, bis plötzlich ihre Spaten zurückgestossen wurden. Der Meister rief Halt und nahm die Beschwörung vor und fragte: „Was willst du für den Schatz?“ „Die Henne samt den Küchlein“, antwortete eine dumpfe Stimme. „Herr Graf, Eure Frau und Kinder will er haben, erklärt Euch schnell, der Schatz ist sonst für ewig fort!“ Der Graf liebte Frau und Kinder und sprach: „Mag der Teufel seinen Schatz behalten, mir ist er zu teuer.“ Augenblicklich entstand ein großes Gepolter im Berge; der Schwarzkünstler lief eilig davon, und der Graf folgte ihm. Von da an senkte sich der Sumpf am Fuße des Berges immer mehr, und heute ist da ein fast runder Wasserkessel, dessen Grund noch niemand gefunden hat und in dem keine Fische leben.

Noch einiges von der Kunst des Schatzhebens.

Es gibt noch viele kleine Dinge, die ein Schatzgräber beachten muß, soll sein Werk gelingen. So soll man, wo man das bläuliche Geldfeuer sieht, ein Stück Stahl, etwa eine Schere, hineinwerfen, dann wird der Schatz sich heben. Auch soll ein Gesangbuch hingeworfen werden, damit der Schatz nicht versinkt. Ein in eine Goldkohलगlut geworfener Kreuzgroschen

verwandelte einmal die Kohlen in Gold. Andernorts ist auch Weihwasser und neunerlei Weihkraut nötig. Wiederum wird empfohlen: Wer die blaue Flamme sieht, muß Schuh oder Stiefel vom linken Fuß schnell abziehen und hinter sich werfen, sonst versinkt der Schatz. So kann man aber um Mitternacht hingehen und den Schatz ausgraben. Zu beachten ist schließlich, daß das vom mißglückten Schatzgraben zurückbleibende Loch nicht zugeschüttet werden darf; es muß sich von selbst einbrennen. Sehr wichtig und ebenso seltsam ist die häufige Bedingung, daß die Schatzgräber ohne Falschheit und hinterhältige Gedanken ans Werk gehen müssen. Sehr oft versinkt der schon gehobene Schatz wieder, weil die Schatzgräber gegen dieses Erfordernis der Gedankenreinheit verstoßen, meistens, weil sie sich nicht über die Teilung einig werden können. Es ist oft so, daß der helfende Schwarzkünstler sich einen Teil des Schatzes zum Voraus ausbedingt, den man ihm nachher aber nicht geben will. Der Schatz versinkt darob, häufig verflucht von dem ergrimten, betrogenen Schwarzkünstler. Was der Schwarzkünstler sich ausbedingt, das ist von einem goldenen Pferd der Sattel, bei einer Geldtruhe das, was in der Beilade ist.

Die Schatzkiste auf dem See.

Vor vielen Jahren schwamm auf dem Stillen See bei Schabien eine große Kiste. Aber an diese Kiste konnte niemand herankommen, denn ein riesiger, schwarzer Krebs saß darauf und jeder, der die Kiste heben wollte, hatte Angst vor diesem Tier. Damals lebte in Klewien ein reicher Herr, der hatte auch von dieser Geldkiste auf dem See gehört, und er wollte sie sich holen. Der Klewiener Herr kannte einen großen Schwarzkünstler, und an ihn wandte er sich, ob er ihm nicht helfen möchte. Der sagte zu. Sie gingen zum See und einigten sich zuerst auf den Lohn. Der Schwarzkünstler wollte für sich nur das, was in der Beilade wäre. Der Fremde begann sogleich mit seinem Besprechen, und wirklich gelang es, mit sechs Pferden die Kiste aus dem See auf einen hohen Berg zu schleppen. Als sie die Kiste aufmachten, da war in der Beilade Gold und Edelstein, während in der übrigen Kiste nur Silber war. Jeder wollte nun das Gold und die Edelsteine. Wie sie noch so stritten, begann aus der Kiste ein fürchterliches Gegrumm, Gestöhne und Geschrei, und man geriet kaum, die Pferde abzusträngen; da begann auch schon der Zauberbann des Schwarzkünstlers zu weichen, und so schwer es gewesen war, die Kiste aus dem See auf den Berg zu schleppen, so leicht rutschte sie nun von selbst in den See zurück. Im Rollen zog sie einen tiefen Graben vom Berg herunter zum Stillen See, den kann man noch heute sehen. Die Kiste zu gewinnen, hat von nun an niemand mehr gewagt.

Das Ende der Schatzgräber.

Vor Jahren haben einmal die Brüder Peter aus Narz zwischen Conradswalde und Tolkemit jeder einen Goldkessel gehoben und ließen sich den Knecht mit dem Spazierwagen auf den Acker nachkommen. Der Knecht durfte sich nicht umsehen und mußte immer auf die Pferde einschlagen, ganz still und glupsch. Die beiden Brüder setzten sich auf den Wagen, jeder mit einem Goldkessel unter der Wagendecke und stremmten sich jeder mit der Brust gegen seinen Goldkessel. Und es war, als ob etwas den Wagen festhielt. Die Braunen waren schon Schimmel geworden, der Schaum flog in Flocken. Da gab es einen Ruck, und der Wagen flog über die Feldgrenze. Aber den Brüdern Peter hatte es die Brust bedrückt und die Lungen zerquetscht. Sie mußten mit all ihrem vielen Geld jung sterben, und das Geschlecht der Peter starb aus in Narz.

Glockensagen.

Mit den vielen untergegangenen Kirchen Ostpreußens sind auch deren Glocken mitversunken. Wie aber die Kirchen oft erlöst werden können, so sind auch die Glocken nicht tot: aus dem Berge oder aus dem See, darein die Kirche einst versunken ist, hört man sie läuten, am Tage des Unterganges, an einem bestimmten Feiertage oder sonst am Sonntag unter der Kirchzeit. Aber noch mehr: Die Glocken sind häufig Wesen mit einem eigenen Willen zum Handeln, mit Gefühl und Mitgefühl und der Fähigkeit zu sprechen. Sie springen aus dem Kirchturm in einen See oder wühlen sich in die Erde, wodurch dann ein See entsteht; oder sie fliegen davon. Und das alles, weil sie einen bestimmten Namen nicht tragen wollen, weil sie ungeweiht geläutet werden sollen, oder weil man sie über die Grenze ihres Heimatkirchdorfes fahren will. Und wiederum rücken die Glockensagen ganz nahe an die Schatzsagen und an die Sagen von der Erlösung der Toten im Berg: steigen sie doch — manchmal wie Schätze in bestimmten Zeitabständen — aus dem See herauf, um sich von frommen Menschen finden zu lassen und versinken klagend, wenn sie an einen bösen, eigenmächtigen gelangen, dem sie nicht folgen dürfen.

Die vergrabene Glocke.

Vor vielen Jahren stand in Lyssewen eine Kirche. In einem Kriege (Tatareneinfall) 1656 brannten die Feinde die Kirche ab. Die Leute konnten nach dem Brande nur noch die Glocke retten. Da sie fürchteten, daß die Feinde wiederkommen und dann auch die Glocke rauben könnten, verbargen sie die Glocke nicht weit von der Kirche. Als sie später die Kirche wieder auf-

bauten und die Glocke suchten, da fanden sie sie nicht mehr. Sie war zu tief in den Sumpf eingesunken. Noch heute kann man sie dort an stillen Sommerabenden leise läuten hören.

Die mitversunkene Glocke.

In Seubersdorf soll früher eine Kirche gestanden haben. In diesem Dorfe wohnte ein frommes Mädchen namens Anna; die Dorfbewohner aber gingen je länger je seltener zur Kirche. Bald bemerkten vorübergehende Dorfleute, daß die Kirche sich langsam in die Erde senkte. Dabei bewegte sich die größte der Glocken, welche Susanne hieß. Im Läuten sprach sie:

Anna, Anna,

Du könntest Susanna retten;

Aber nun und nimmermehr wirst du sie sehen.

Danach versank die Kirche; die Stelle, wo sie gestanden haben soll, zeigt heute ein großer Dorfteich an.

Anna Susanna will ich nicht heißen.

1. Die Rudauer Kirche hatte neue Glocken bekommen, die getauft werden sollten. Die eine sollte Anna Susanna heißen. Als die Glocken geläutet wurden, sang diese:

Anna Susanna will ich nicht heißen,

Lieber will ich mich im Teich ersäufen.

Damit schwang sie sich aus dem Schalloch und versank im Mühlenteich, wo sie noch heute liegt.

2. In Heiligen Kreuz im Kreise Fischhausen gab es eine Glocke, die hatte sich im Mühlenteich versäuft. Sie wurde herausgeholt und wieder eingehängt und sollte den Namen Anna Susanna bekommen. Da flog sie los und sang mit lauter Stimme beim Fliegen:

Anna Susanna will ich nicht heißen,

Viel lieber will ich mich im Mühlenteich schmeißen.

Anna Susanna und ihre Namensschwester.

Einer Kindbetterin in Pobethen wollten Unterirdschchen ihr Kind wegnehmen. Die schwache Frau rannte mit ihm, bis die Verwandten kamen. Da mußten die Unterirdschchen abziehen, verwünschten das Kind aber so, daß es bald, nach dem es in der Taufe den Namen Anna Susanna empfangen hatte, starb. Zufällig war die damalige Glocke auf dem Pobether Kirchturm auch Anna Susanna getauft worden. Als nun um den Tod des Kindes geläutet und die Glocke angezogen werden sollte, ging sie das erstemal garnicht, das zweitemal, noch weniger, und beim dritten Male hob sie sich aus dem Stuhle,

fuhr durch das Schalloch, nahm noch ein tüchtig Stück Mauer mit und versank im nahen Mühlenteiche, indem sie klang:

Anna Susanna kommt nimmer zu Land!

Sie wollte ohne ihre Namensschwester nicht mehr leben und läßt sich daher auch nicht auffinden, obwohl die Bauern die Stelle des Mühlenteiches, wo sie versunken ist, genau kennen. Die beschädigte Turmmauer ist zwar oft repariert worden, fällt aber immer wieder aus, und noch ist die Stelle zu erkennen, an welcher die Glocke durchgefahren ist.

Die Glocke will nicht über die Grenze.

1. Die Kirchspielglocke in Gr. Ottenhagen hat einen sehr schönen Klang, obwohl ein großer Riß in ihr ist. Über die Entstehung dieses Risses wird folgendes erzählt: Früher war der Klang der Glocke noch bedeutend schöner. Deshalb bestimmte der Magistrat von Königsberg, der heute noch Patron der Ottenhagener Kirche ist, daß die Glocke nach Königsberg auf den Turm der Schloßkirche kommen solle. Die Überführung sollte sofort beginnen. Mit vieler Mühe konnte die Glocke vom Turm geholt werden. Doch war allen Arbeitern etwas gruselig dabei zumute. Die Glocke kam heil auf den Wagen. Nachher mußte man auf dem Landwege die weiche Stechwiese durchfahren; genau auf der Grenze von Ottenhagen versanken Wagen und Glocke. Was man auch versuchte, die Glocke ließ sich nicht über die Grenze schaffen. Bei den Hebungsarbeiten erhielt sie nun den Riß, sodaß die Königsberger auf sie verzichteten. Ungewöhnlich leicht war der Rücktransport. Die Glocke tönnte trotz des Spaltes noch sehr schön.

2. Die Glocke aus Marienthal bei Drengfurt gar, die beim Neubau der Drengfurter Kirche in deren Turm gehängt wurde, ist des Nachts nach Marienthal zurückgewandert. Sie wurde zurückgeholt, aber dasselbe wiederholte sich noch zweimal, sodaß man der Glocke schließlich in Marienthal, wo die Kirche eingegangen war, einen hölzernen Stuhl erbaute und sie als Sterbeglocke zog.

Die frommen Glocken.

Die Karkelner Fischer bauten sich ihre Kirche. Als auch der Turm fertig war, fuhren sie mit einem Kahn nach Königsberg, um sich zwei Glocken zu holen. Bald war der Kauf abgeschlossen, und freudig gestimmt segelten sie dem Heimatdorfe zu. Die Mannschaft betrank sich. Als sie auf das Haff kamen, setzte ein starker Sturm ein, daß der Kahn in große Gefahr geriet. Die betrunkenen Karkelner fingen fürchterlich zu fluchen an und stießen Gotteslästerungen aus. Da erschauerten

die frommen Glocken und bewegten sich. Eine von ihnen sprang mit einem Satze in das bewegte Haff hinein, weil sie das nicht mitanhören wollte. Das geschah in der Nähe von Gilge. Die Fischer erschrakten und hielten nun mit aller Gewalt die zweite Glocke fest, die sich nachstürzen wollte. Diese konnten sie auch glücklich nach Hause bringen und hängten sie in ihrem Kirchturm auf. Wie staunten aber alle, als sie geläutet wurde; klagend und traurig rief sie: „Bruder Martin, auch ich wollte mich dort ertränken!“ Das ruft die Glocke heute noch.

Erlösung der Glocke.

1. Früher stand in Freiwalde im Kreise Mohrunen eine Kapelle. Diese wurde im unglücklichen Kriege von den Franzosen zerstört. Die Glocke der Kapelle wurde in ein nahes Bruch geworfen. Nahte sich ein Mensch dem Bruch, so fing die Glocke an zu läuten und kam an die Oberfläche des Wassers. Wollte aber einer die Glocke auffischen, so versank sie. Einmal ging ein Mädchen an dieses Bruch nach Wasser. Die Glocke, nahte sich. Als das Mädchen aber über die Glocke spottete, versank sie kläglich läutend in die Tiefe und ist seit dieser Zeit nicht wieder gesehen worden.

2. Am Michelsberg zwischen Saalfeld und Ebenau ist eine Kirche versunken in dem großen See, der früher dort war, und von dem heute bloß noch so 'n bißchen Wasser übrig geblieben ist. Vor langer Zeit sind mal zwei Mädchen dort vorbeigegangen; und als sie so gingen, kamen ihnen zwei Glocken entgegen. Ach, hat das eine Mädchen gesagt, wenn ich die eine Glocke zu fassen bekäme, dann wollte ich sie auf den Kirchhof tragen; und wenn ich sterbe, müßte die Glocke vierzehn Tage geläutet werden. Und das andere Mädchen hat gesagt: „Wenn es mir gelingen sollte, eine Glocke zu packen, dann würde ich sie verkaufen und mir schöne Kleider anschaffen. Das erste Mädchen konnte richtig eine Glocke greifen und forttragen, und jetzt hängt die Glocke im Saalfeldschen Turm und wird immer geläutet. Sie hat einen Riß, aber der ist ausgebessert. Ganz deutlich hörte man sie rufen: „Anne Susanne, Anne Susanne!“, denn so hieß jenes Mädchen. Als das Mädchen starb, sollte die Glocke geläutet werden, aber niemand wagte es. Da ging die Glocke von selber und läutete vierzehn Tage lang. Das andere Mädchen hatte die zweite Glocke nicht bekommen können. Die soll wohl wieder ins Wasser zurückgegangen sein, und auf dem Wasser schwimmt jetzt manchmal ein Schlei ohne Zigel.

Frevelhafte Taten, versunkene Schlösser und Kirchen.

Gotteslästerung, Fluchen, versteinerte Menschen.

Wehe, euch Verfluchten.

In Kumilsko lebte einst ein Rektor, der mit seinen Töchtern ein gottloses Leben führte. Einst baten die Töchter sogar den Vater, er möchte ihnen auf der Orgel zum Tanze aufspielen, was der schwache Vater auch tat. Und die Mädchen tanzten nun vor dem Altare. Da bemerkten sie plötzlich eine Hand, die mit großen, feurigen Buchstaben die Worte „Wehe, Euch Verfluchten!“ an die Wand schrieb. Entsetzt flohen alle aus der Kirche. Nicht lange danach fiel der Feind ein und schleppte sie alle in die Sklaverei.

Strafe des Fluches.

Anno 1622, den 11. Juni, hat zu Klattendorf im Kleinen Werder des Schultzen seinen Jungen und zwei Pferde das Wetter erschlagen; indem der Junge die Pferde hat greifen wollen und sie sobald nicht hat bekommen können, hat er erschrecklich geflucht, und da dieses geschehen, ist es am Himmel bald klar geworden, und das geschahe innerhalb einer halben Stunden.

Strafe der Gotteslästerung.

1. Als die Bürger der Altstadt Königsberg sich im dreizehnjährigen Kriege gegen den Orden erhoben und die Burg des Ordens eingenommen hatten, raubte einer von ihnen die schöne Krone vom Haupte der Mutter Gottes in der Schloßkapelle. Da war nun eine Bürgerin, die Simon Wymansche genannt, die hatte eine schöne Tochter. Für diese kaufte sie die Krone, setzte sie ihr auf und sprach: „Zündet nur an die edle Maria, meine Tochter soll fortan eure Maria sein, denn sie ist schöner als Maria.“ Von Stund an bekam die Jungfrau die fallende Sucht, und sie hatte Schlag über Schlag, einundzwanzig Stunden lang; dann starb sie. Von da ab hörten die Königsberger mit der Plünderung des Schlosses auf.

2. Im Sommer 1905 wurde in der Stadt Osterode und im weiten Umkreis folgende Geschichte erzählt, die in jenem Jahr passiert sein soll. Eine ältere Arbeiterwitwe berichtete so darüber: „Da war ein Besitzer hinter Dt. Eylau, der war steinreich. Drei große Güter soll er gehabt haben. Der hat sich geärgert, wie Ende Juli (1905) all der Regen kam. Er konnte doch wohl nicht einernten. Und da geht er aufs Feld und wird den lieben Gott totschießen. Er schoß mit dem Revolver, der dreimal geladen war, in den Himmel hinein. Und gerade wie er schoß, kam ein großes Gewitter, und es fing an zu donnern und zu blitzen. Da blieb der Mann gleich stehen, so wie er war, wie von Stein. Bloß die Augen sind wie Glas und klappen immer auf und zu. Wo er hingeschossen hatte, blieb aber am Himmel ein schwarzer Fleck. Nun schrieb seine Frau an den Kaiser, was sie mit dem versteinerten Mann machen sollten. Da schrieb der Kaiser, sie sollten ihn begraben. Das ging aber nicht. Denn sie hatten sechs Pferde vorgespannt, und die kriegten ihn nicht von der Stelle. Er war nämlich halb in die Erde hineingesunken, daß er nur noch halb zu sehen ist, und da war er wie festgeklebt und festgenagelt. Da schrieben sie noch einmal an den Kaiser, was sie tun sollten. Sie wollten nämlich ein Gitter herumsetzen, daß es aussieht, wie ein hübsches Denkmal. Darauf antwortete der Kaiser: „Das wird nicht erlaubt, ein Gitter zu setzen. Und wenn der Mann Gott so gelästert hat, braucht er auch nicht begraben zu werden. Er soll ruhig stehen bleiben, wie er steht, daß ihn jeder sehen kann, zum Zeichen für seine Gotteslästerung.“ Nun fahren und gehen viele Leute hin und sehen ihn sich an. Und die Geschichte ist ganz gewiß wahr, denn meiner Schwägerin ihr Sohn kennt den Herrn, auch die Leute auf der Kolonie (das heißt in den Arbeiterwohnhäusern der Eisenbahnwerkstätte) wissen es schon alle, und die kennen ihn auch alle, und die wissen auch alle, wie er heißt. Auch die Schulkinder hier in Osterode wissen es alle, und wenn die Kinder schon alle es wissen, muß doch was Wahres dran sein. In die Blätter kommt es nicht, denn die Angehörigen wollen nicht haben, daß es rauskommt.

Die Sonntagsschänderin.

Auf einem zu Woidieten gehörigen Feld lag ein Stein in der Gestalt einer gebückten Frau, die an der Seite ein Bund Schlüssel und um den Leib Flachs gewickelt hatte. Man erzählt: Als alle übrigen Hausgenossen zur Kirche eilten, blieb sie allein zurück, hängte sich das Schlüsselbund an und wickelte Flachs um den Leib, ihn auszuspreiten. Als sie sich aber zur

Arbeit bückte, verwünschten sie die Kirchgänger, indem sie sprachen: „So gekrümmt magst du zum Steine werden!“ Der Fluch ging in Erfüllung.

Die versteinerte Wasserträgerin.

In dem Dorfe Sauden wohnte vor langer Zeit eine Frau, die eine junge Tochter hatte. Die schickte sie an die Pumpe nach Wasser. Im Dorfkrug war Tanz, und das Mädchen ging hin und wollte ein Weilchen bleiben. Die Mutter aber wartete auf sie, und als sie nicht kam, fluchte sie: „Möchte sie doch zu Stein werden!“ Kaum hatte sie das gesagt, als der Fluch in Erfüllung ging. Das Mädchen wurde zu Stein und hatte die Peede mit den Eimern auf der Schulter. So kann man es heute noch stehen sehen.

Guste Balde.

In Bartenstein auf dem Anger wird ein Stein gezeigt, der Guste Balde genannt wird. Ein Mädchen mit Namen Guste Balde beklagte sich einst, als sie zur Messe ging, gegen ihre Mutter, daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während anderer, viel geringerer Leute Töchter, weit schöner einhergingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: „Daß du möchtest zu Stein werden, du unverschämte Dirne!“ und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

Von solchen Steinen erzählt man sich öfter, daß sie nicht gesprengt werden können, und daß sie immer wieder an ihren alten Ort zurückwandern, wenn sie weggenommen werden. Wenn man sie anschlägt, fließt Blut aus ihnen; auch entfließen einigen dieser Steine ewige Tränen.

Der Brotstein zu Oliva.

Unter dem Hochmeister Conrad Zöllner war eine große Teuerung im Lande. In diesem Hungerjahre ging einmal ein Schuhknecht von Oliva nach Danzig zu. Er trug ein Brot im Busen, das er im Kloster Oliva empfangen hatte. Auf der Straße kam ihm ein armes Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm entgegen, ein anderes lief der Frau nach, das sehr nach Brot schrie. Die Frau sah, daß der Schuhknecht ein Brot im Busen trug und bat ihn heftig um Gottes Willen um ein wenig Brot, dem Kinde zu geben. Der Schuhknecht aber sagte, er hätte nur einen Stein für die Hunde, um sie damit zu werfen, und ging fort. Als ihn nachher hungerte und er von dem Brot essen wollte, war es zu hartem Stein geworden. Des erschrak er sehr, lief nach Oliva zurück, bekannte seine Schuld und hing den Stein zum Zeichen in dieser Klosterkirche auf.

Versunkene Schlösser, Gasthäuser, Kirchen.

Frevel am Nächsten oder an ihm selbst rächt Gott nach vielen Sagen dadurch, daß er das Schloß des Übeltäters oder andere Stätten des Lasters untergehen läßt. Ein Schloßherr, ein Müller, hat einst ein armes Weib, das um ein Almosen bettelte, mit dem Knüppel davongejagt; ein anderer Schloßherr hetzte seine Hunde auf die beiden einzigen Hühner einer armen Frau: Das Schloß, die Mühle versanken. Ein Fürst erschlägt einen Einsiedler um des Geldes willen; sein Schloß sinkt in die Erde. Der Fluch des Armen oder Mißhandelten wird von Gott in so schrecklicher Weise erhört; jedoch bedarf es nicht immer erst einer Verfluchung. Zu diesen Vergehen am Nächsten gesellt sich die Auflehnung gegen Gott. Da haben die ehemaligen Bewohner der versunkenen Schlösser oder Ortschaften ein zügelloses Leben geführt und Gott gelästert, bis er es nicht länger ansah. In der Heidenzeit verbrannten Bewohner eines Dorfes Gott zum Hohn die christlichen Sendboten: heute deckt ein See die Stelle, wo das Dorf gestanden hat. Vergehen gegen Gott finden sich fast immer als Grund in den Sagen von untergegangenen Kirchen, und das ist ja auch natürlich: Wo eine Stätte des Gottesdienstes untergegangen ist, da muß doch wohl Gott verhöhnt worden sein.

Nur selten wird eine Untergangssage erzählt, ohne daß von einem Frevel berichtet wird, wie etwa jene Sage, die von einem reichen Grafen weiß, der eine einzige Tochter hatte. Die liebte er sehr und wohnte mit ihr in einem prächtigen Schlosse. Nun brachen einmal unerwartet Feinde ins Land. Die wenigen Männer, die im Schlosse waren, fielen. Auch der Graf war schwer getroffen. Da bat er Gott, um sein Kind nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, das Schloß versinken zu lassen. Seine Bitte wurde erhört, der Berg öffnete sich, und das Schloß versank.

Vielfach findet sich in den Untergangssagen die Vorstellung, daß böse Zauberer hier ihr Spiel getrieben haben. Das Gottesgericht ist da zu einem Werk menschlicher Bosheit und teuflischer Kräfte, aus einem Verdammen durch Gott ist ein Verwünschen durch Menschen geworden. Und wir hören, daß die Menschen unten im Berg in ganz besonderer Gestalt leben müssen, zwergenähnlich etwa oder gar als Krebse. Der Anschauung des Verwünschtseins entspricht es, daß solche verwünschten Schlösser wieder zu altem Glanz und ihre Bewohner zum Leben erlöst werden können, wie ja denn auch diese Schlösser sich in der Johannismacht — alle zehn Jahre, wie eine Sage weiß — zeigen, ganz wie Schätze.

Sage vom Heilbrunnen bei Mehlsack.

Im schönen Walschtale bei Mehlsack ist eine große Quelle, von der die Sage folgendes erzählt: Auf einer Anhöhe, dicht bei dieser Quelle, stand in alten Zeiten ein schönes Schloß. Die darin wohnende Schloßherrin war sehr geizig. Das Quellwasser war weithin berühmt wegen seiner Heilkraft. Doch die Schloßherrin wollte keinen Menschen aus der Quelle trinken lassen ohne vorherige Bezahlung. Einst kam eine arme Frau mit ihrem kranken Kinde an die Quelle und wollte aus ihr etwas Wasser schöpfen zur Heilung des Kindes. Die Schloßherrin forderte erst Bezahlung. Da die Frau kein Geld hatte, so mußte sie umkehren. Gleich'darauf zog ein schweres Gewitter herauf. Ein Blitz traf das Schloß, und es versank in die Quelle, mit allem, was darin war. Das Schloß ist verschwunden, aber die Quelle fließt weiter. Sie ist unergründlich tief.

Der versunkene Krug.

1. Hart an dem Wege, der von Medenau nach Kragau führt, liegt ein mooriges Gewässer, der Stille See genannt. VormalS stand dort eine Herberge. Aber die Wirtin liebte es, mit doppelter Kreide anzuschreiben, und bekehrte sich nicht, obwohl mancher Gast sie deshalb mit bösem Fluche verließ. Einst kehrte ein Schlächter im Kruge ein. Als er nun zu später Stunde weiterziehen wollte, forderte die Wirtin auch von ihm eine zu hohe Zeche. Kein Weigern half, er mußte zahlen, eilte dann unter Verwünschungen davon, sodaß er erst in Kragau merkte, daß er seine Handschuhe dort zurückgelassen hatte. Sogleich kehrte er um, — von dem Hause war keine Spur mehr zu finden. Statt dessen war da ein dunkles Gewässer. Erschrocken floh der Schlächter. Seitdem soll am Stillen See manchmal die Wilde Jagd hausen.

2. Die zweite Sage hat das Motiv eines bösen Lebens vergessen: Da, wo jetzt der Engensee in der Grünhoffer Forst liegt, stand früher ein Krug. Ein Fleischer kaufte einmal zwei Kälber von dem Wirt. Als er noch einmal in den Krug trat, um die Kälber zu bezahlen, kamen Hühner in die Krugstube, und das eine legte ein weiches Ei. Die Wirtin schrie laut auf, denn weiche Eier bedeuten Unglück. Als der Fleischer schon ein Ende fortgeritten war, besann er sich ebenfalls, daß er seine Handschuhe vergessen hatte und ritt zurück. Aber der Krug war verschwunden, und an seiner Stelle war ein großer See. Mitten auf dem See schwamm ein Stuhl, auf dem lagen die Handschuhe. Der Stuhl kam ans Land geschwommen, und der Fleischer nahm sein Eigentum. Da gab es einen lauten Knall, und der Stuhl versank.

Sage vom Saal-See.

Unweit des Weges von Neu-Sysdroy nach Puppen liegt linker Hand im Wald ein kleiner See, Saalsee genannt. Einst war es sehr lustig an diesem Ort. Hier stand einmal ein großes Haus mit einem großen Saale, der weit fleißiger besucht wurde als die Kirche. Ein Tanzfest folgte dem andern, hier tanzte die Jugend aus fünf umliegenden Dörfern. Einst war beim Tanze wieder einmal Mitternacht vorüber, da sprang plötzlich Wasser durch den Fußboden. Es wurde wohl bemerkt, doch nicht beachtet, nur noch wütender wurde getanzt. Dann war es auf einmal zu spät, den Saal zu verlassen, und so versank Saal und Jugend in den Fluten des Sees. Noch heute muß unten unaufhörlich fortgetanzt werden, zur Mitternacht kann man es hören.

Der Schloßberg Bubainen.

Der Berg, von dem man auf das Dorf Bubainen hinunter sieht, heißt der Schloßberg. Auf diesem Berg hat einst ein Schloß gestanden, das einem Grafen gehörte, der mit seinen Gesellen weit und breit in der Gegend raubte und mordete. Nach den Raubzügen hielt er mit seinen Knechten wüste Gelage. Niemand wagte sich in die Nähe des verrufenen Schlosses. Schließlich stieg der Übermut des Grafen soweit, daß er seine fromme Gemahlin in die Mauer des Schlosses einmauern ließ. Da wurde Gott über soviel Frevel zornig und ließ das Schloß mit allem, was drinnen war, in die Erde versinken. Alle tausend Jahre steigt das Schloß einmal aus der Tiefe, und wer dann daran vorübergeht, kann das Jammern und Wehklagen der Eingeschlossenen hören.

Die Goldberge bei Muschaken.

Östlich von Neidenburg, nördlich von Muschaken, in der Nähe der Allequellen, streckt sich ein langer Höhenzug weithin ins Land. Dort liegen die Goldberge. Im Jahre 1921 begannen viele Leute aus der Umgegend und auch von weiter her dorthin zu wandern und darauf zu warten, daß sich die Berge auftun und ihre Schätze an das Licht kommen würden, und das kam so: Weitab von den Goldbergen wohnte ein alter, armer Mann. Der hatte Nacht für Nacht denselben Traum. Jedesmal kam ein Engel zu ihm und führte ihn an der Hand viele Meilen weit bis in den Goldberg hinein. Dort sah er einen schlafenden König auf goldenem Thron. Und weiter in der Kirche stand ein Prediger. Der sprach zu schlafenden Menschen. Und über den Kirchhof ging der Böse und streute Samen, dem giftige Blumen entsprossen. Aus den Gräbern krochen häßliche Würmer. Dann führte der Engel den Mann weiter durch viele

Straßen einer Stadt. Sie gelangten an ein Haus, aus dessen Saal wilde Tanzmusik herausklang. Dort wurden schlechte Tänze getanzt und häßliche Lieder gesungen. Kaum aber hatte der Mann den Saal betreten, da war der Engel verschwunden, und das Getöse und Geschrei hörten auf. Er befand sich in einem tiefen Sumpf, daraus stieg die Erdkugel empor. Sie wurde groß und immer größer und wollte sich auf ihn wälzen. In seiner Herzensangst betete er, da rollte die Kugel an ihm vorbei, und im Sonnenschein stand wieder der Engel und versprach ihm einen goldenen Kranz und die Rose aus seiner Hand, wenn die Zeit erfüllt wäre. Dann zeigte er ihm die Schätze des Berges, Gold und Silber. „Wenn der Tag gekommen ist,“ so sagte der Engel, „dann werde ich in eine lange, weiße Posaune stoßen, auf der schwarze Buchstaben stehen, und der mächtige Ton wird sechs Meilen weit gehen, und das wird sein, wenn sich der Tag des Untergangs von Sodom und Gomorra wieder jährt. Dann wird dem Berge eine Stadt entsteigen, so reich an Gold und Silber, daß mit Leichtigkeit alle Kriegsschulden bezahlt werden können.“ Als der Mann in seiner Kammer erwachte, war das Zimmer voller Rosenduft. Da konnte er nicht anders, er machte sich auf den Weg nach den Goldbergen und betete. Da erschien ihm wieder das Gesicht des Engels, und er hörte seine mahnende Stimme. Er ging in sein Dorf und sprach zu den Menschen. Die meisten lachten ihn aus. Viele aber wurden neugierig und wanderten am Sonntag zu den Goldbergen, sodaß es ein langer Zug wurde. Der Mann sprach zu ihnen mit lauter Stimme von dem Wunder, und sie sangen und beteten. Einigen von ihnen erschien ebenfalls das Gesicht des Engels, und sie glaubten nun fest, daß sich alles erfüllen würde, was ihnen gesagt worden war.

Wiederauferstehen des versunkenen Schlosses.

1. Wenn auch dieses Schloß nicht wieder zur alten Pracht emporstieg, so gibt es doch bestimmte Verheißungen, nach denen andere zu neuem Leben erweckt werden sollen. In der Sage von dem versunkenen Schloß auf dem Kukaberg bei Gr. Plautzig heißt es: „In der Zukunft wird einem Bauern eine Kuh zwei weiße Bullkälber werfen. Wenn die Stiere groß gewachsen sein werden und mit ihnen der Berg umgepflügt wird, dann wird das Schloß erlöst sein, und es kommt wieder an die Oberfläche.“

2. Bei der Stadt Saalfeld liegt ein Teich, welcher „der blinde Teich“ genannt wird. An seiner Statt soll einst ein herrliches Schloß gestanden haben; es ist aber versunken, und das Wasser bedeckt seine Zinnen. Auf dem Wasser schwimmt ein seltenes

Fischlein; es trägt eine güldene Krone auf seinem Haupte. Gelänge es, dies Fischlein zu fangen, so würde das Schloß wieder aufsteigen in seiner alten Schönheit. Bis jetzt sind indes alle Versuche, den Fisch zu fangen, vergeblich gewesen.

Versunkene Kirchen.

1. Bei Siegfriedswalde im Kreise Heilsberg liegt im Grundstück des Bauern Schmidt ein mehrere preußische Morgen großer Teich, Schmidts-See genannt. Dieser Teich ist so tief, daß man bis jetzt noch keinen Grund gefunden hat. Dort stand vor undenklichen Zeiten eine Kirche, und zwar auf einer Anhöhe. Ein heidnischer Heerhaufe wollte sie ausrauben und verbrennen. Da zog ein schweres Gewitter herauf; bei einem ungeheuren Blitz- und Donnerschlag wurde alles, Kirche und Heiden mit Rauch bedeckt. Als der sich verzogen, war von den Heiden keine Spur zu sehen. Auch die Anhöhe mit der Kirche war verschwunden, und ein See flutete an der Stelle.

2. Vor etlichen hundert Jahren stand auf dem Liebenberger Berg ein Dorf. Die Leute hatten sich eine Kirche gebaut. Da sie keine Steuern zu zahlen brauchten, wurden sie sehr reich und dadurch sehr übermütig. Sie feierten viele Feste und gingen nicht mehr zur Kirche; tranken dafür sehr viel Schnaps und fluchten viel. An Gott glaubten sie nicht. Da strafte sie Gott und ließ das Dorf samt der Kirche untergehen. Nach vielen Jahren kamen wieder Menschen in die Gegend. Sie siedelten sich im Tal an. Ein Hirt aus dem neuen Dorf hütete die Schafe auf dem Liebenberger Berg. Da hörte er in der Erde ein Läuten. Er lief in das Dorf und erzählte es den Menschen. Sie kamen mit Spaten und gruben an der Stelle. Die Arbeit ging langsam voran, doch gelang es ihnen, die halbe Kirche auszugraben. Ein Mann, dem es zu langsam ging, stieß einen Fluch aus. Da ging die Kirche unter. Man weiß jetzt nicht mehr, wo sie stand.

3. In der Nähe des Grundstückes Czinscholl in Arnsdorf ist ein Bruch. Vor langer Zeit soll hier eine Kapelle gestanden haben. In der Nähe hat ein Knecht immer die Kühe gehütet. Plötzlich sah er, daß die Kapelle im Versinken war. Der Hirt holte sich nun einen Strick vom nächsten Bauern und band diesen an der Spitze der Kapelle an, um die Kapelle festzuhalten. Da er sie aber allein nicht festhalten konnte, holte er den Bauern selbst zur Hilfe. Jedoch, als er mit ihm wieder an die Stelle kam, war die Kapelle schon versunken. Nun begannen sie beide nachzugraben, aber ohne Erfolg. Bald bildete sich an dieser Stelle ein Moorbruch, das heute noch da ist.

4. Nicht weit von Gr. Hermenau liegt der Trauringsee. Vor vielen Jahren hat auch da eine Kirche gestanden. Einst ging ein Fischer an den See, um zu fischen. Da ragte eine Hand aus dem Wasser, und eine Stimme rief, er solle sie anfassen. Der Fischer hatte Angst und tat es nicht. Da verschwand die Hand wieder im Wasser. Es rief noch einmal: „Auf immer verloren!“ Hätte der Fischer die Hand angefaßt, so hätte er die Kirche mit herausgezogen. Alle hundert Jahre kommt die Kirche wieder.

Oft hat man das Läuten der Glocken versunkener Kirchen im Berge oder im See, im Teiche hören wollen, und das vergoldete Kreuz des Kirchturms soll im klaren Wasser zu sehen gewesen sein, ja die Fischer haben sich sogar in Acht nehmen müssen, daß sie nicht mit ihren Netzen daran anhakten. Auch heißt es, daß auf einem See, der jetzt an der Stelle einer versunkenen Kirche ist, zu Zeiten ein Kasten mit den heiligen Geräten schwimmend gesehen worden sei, und in einem andern solchen Teich hat man das große Zifferblatt von der Uhr der versunkenen Kirche gefunden.

Wirken und Zeichen Gottes.

Des Heilands Fußspuren.

Bei dem Dorfe Pissau nahe bei Seeburg liegen zwei Steine dicht beieinander, nur getrennt durch eine kleine Wasserrinne. Auf einem der Steine ist die Spur eines linken, auf dem andern die eines rechten nackten Menschenfußes deutlich abgebildet. Nach dem frommen Volksglauben soll der Heiland darüber gegangen sein, und die harten Steine durch seine Füße jene Eindrücke erhalten haben.

Die Jungfrau Maria wandert.

Die Jungfrau Maria wollte einmal von Labiau nach Memel gehen. Als sie an das Kurische Haff kam, fand sie weder Brücke noch Schiff zum Übersetzen. Da füllte sie ihre Schürze mit Sand und Steinen und warf davon eine Handvoll nach der andern vor sich ins Wasser. So entstand ein Damm, auf dem sie glücklich nach Memel kam. Die Reste jenes Dammes bilden das Riff, das sich noch heute in jener Richtung durch das Haff hinzieht.

Das blutende Christusbild.

Zur Zeit der Schwedenkriege hat ein feindlicher Soldat nach einem Bilde geschossen, auf dem sich der gekreuzigte Heiland befand und das an einer Weide an der Passarge hing.

Es floß Blut aus drei Öffnungen. Ein Offizier, der sich davon überzeugt hatte, daß wirkliches Blut aus den drei Schußwunden floß, hat den Soldaten erschießen lassen. Über dem Bilde ist später die Kreuzkirche errichtet worden. — In der Mohrunger evangelischen Kirche befindet sich ein Kruzifix, als man das einmal zerkleinern wollte, floß Blut daraus.

Der heilige Florian.

Vor vielen Jahren drohte Bischofsburg einer gewaltigen Feuersbrunst zu erliegen. Da wandten sich die Bürger mit ihrer Bitte an den heiligen Florian und brachten hoch in dem Giebel eines Hauses am Markte die Figur des Heiligen an. Bis zu diesem Hause kam das Feuer, dann hörte es auf. Dadurch war den Einwohnern Bischofsburgs die Hilfe des Heiligen offenbart; ihren äußeren Dank bekundeten sie ihm durch ein jährliches Bekränzen seiner Figur. Das mußte stets der Hausbesitzer tun. Schon am frühen Morgen des Jahrestages kamen die Leute an und sahen, ob auch ein neuer Kranz da wäre. Einmal vergaß der Hausbesitzer, dem heiligen Florian den Kranz zu winden. Da ließen ihm die Bürger keine Ruhe, er mußte seine Arbeit liegen lassen und den heiligen Florian bekränzen.

Die Warnung Gottes.

Die Einwohner von Tiedmannsdorf haben von altersher am Fest des heiligen Johannes, dem 24. Juni, gleichgültig, auf welchen Tag das Fest eintrifft, eine Wallfahrt nach der Kirche im benachbarten Dorf Gr. Rautenberg gelobt. Das Fest fällt in der Regel in die Zeit der Heuernte. Um diesen Erntetag nicht zu verlieren, beschloß man, fortan niemals mehr an einem Wochentage, sondern an dem auf St. Johann eintreffenden oder folgenden Sonntage die gelobte Wallfahrt zu machen. Aber gleich das erstemal wurden die Leute auf wunderbare Weise verwahrt. Während sie am St. Johannstage auf den Feldern bei der Heuernte waren, stiegen mächtige Rauchwolken aus Tiedmannsdorf auf und wurden immer größer und dichter. Kein Zweifel, das ganze Dorf stand in Flammen. Eiligst ließen sie die Feldarbeit im Stich und rannten heimwärts, aber nicht ein einziges Haus brannte. Da erkannten sie, daß es der warnende Finger Gottes gewesen war. Fortan hielten sie die Wallfahrt getreu an eben dem Wochentage, auf den St. Johann nun fiel, bis auf den heutigen Tag. Niemand rührt an diesem Tage irgendeine Arbeit an.

Die Jodokuseiche bei Labiau.

In der Nähe der Stadt Labiau stand früher eine Eiche, groß und alt, innen hohl, dem heiligen Jodokus geweiht. Wer

ihm opferte, wurde auf dem Wasser beschützt. Die Schiffer warfen Geld in den hohlen Baum als Opfer, und allmählich hatte sich da ein großer Schatz angesammelt. Da kam eines Tages ein Fremder vorbei, der nichts vom heiligen Jodokus wußte. Als der die Menge Geldes sah, konnte er nicht widerstehen und steckte alles bis zum letzten Pfennig in seine Taschen. Aber der Raub brachte ihm kein Glück, ruhelos irrte er umher, keine Arbeit wollte ihm gedeihen, und nicht lange danach, bei einem heftigen Sturm, stürzte er aus dem Boot und ertrank. Die Eiche verdorrte, nachdem sie ihres Schatzes beraubt worden war. Ihr morscher Stamm brach zusammen. Fromme Fischer warfen noch lange danach, um den Frevel zu sühnen, ein Geldstück auf die Stelle, wo der Baum gestanden.

Die Einäugigen zu Narpischken.

Hennenberger erzählt: Unweit der Stadt Insterburg liegt ein Dörflein mit Namen Narpischken, an einem kleinen Flößchen, die Golbe genannt. Dieses Flößchen haben die Alten Preußen besonders in Ehren gehalten, und ihm Ehrfurcht bezeuget. Dies taten die Bewohner des Dorfes auch noch lange nachher, als sie schon Christen geworden waren. Da begab es sich merkwürdigerweise, daß zu einer Zeit in dem Dorfe viele Menschen einäugig wurden. Dieses hielt lange Zeit an, denn noch vor zweihundert Jahren fand man in dem Dorfe viele einäugige Leute.

Von den vielen Arten der Gottesurteile, mit denen vergangene Zeiten Schuld und Unschuld erweisen wollten, weiß die lebende ostpreußische Sage heute nichts mehr. Nur die Sagen vom umgekehrt eingepflanzten Baum, der sich doch wieder begrünt und aus dem, schneidet man ihn an, Blut fließt, sind nicht selten. Einmal wird von einem Stein erzählt, aus dem wunderbarerweise durch Gottes Wirken ein grünes Blatt sprießte.

Die Kiefer auf dem Kirchhof von Scharfs.

Bei Scharfs im Kreise Rastenburg liegt ein kleiner Friedhof. Da wächst eine alte Kiefer. Man soll sie nicht verletzen, denn aus ihren Wurzeln fließt richtiges Blut. Ihre Hauptäste sehen wie Wurzeln aus. Die sonderbare Form soll auf folgende Weise entstanden sein: Eine ungetreue Frau wurde auf dem Friedhof von Nachbarinnen beschimpft, als sie das Grab ihres Kindes schmückte. Voller Scham riß sie eine junge Kiefer aus und stieß sie mit der Spitze in das Erdreich zurück. Dabei schrie sie: „Ich bin unschuldig, so wahr, wie aus diesen Wurzeln

keine grünen Zweige mehr wachsen werden.“ Aber nach einiger Zeit, als sie wieder auf den Friedhof kam, sah sie, daß die Kiefer grünte. Da bereute sie ihr Unrecht und demütigte sich.

Die Sage von der Kiefer auf dem Friedhof von Scharfs wird noch zweimal anders erzählt; und zwar soll sie durch ihr Wieder-Ausgrünen einmal einen Mann nach seiner Hinrichtung gerechtfertigt haben, der wegen des Verdachts, einen Handwerksburschen gemordet zu haben, hingerichtet worden war; nach andern soll sie die Unschuld eines Mannes erwiesen haben, der angeklagt war, den Geliebten seiner Frau ermordet zu haben, und der auch, wie jener erste, bereits hingerichtet worden war.

Das Gottesurteil von Ernstburg.

Bei Ernstburg erhebt sich der Tannenbergr. Auf ihm soll die „schöne Bertha“ begraben sein. Sie hatte ein Kind, das von ihrer Mutter getötet worden war. Die Mutter aber beschuldigte ihre Tochter, und Bertha wurde zum Tode verurteilt. Auf dem Berge bat sie den Henker, sie schnell zu richten, damit sie zu Gott und zu ihrem Kindchen komme. Der Himmel öffnete sich, und ihr Kind erschien. Auf dem Grabe der schönen Bertha sollten zwei Tannenbäume gepflanzt werden, doch mit der Wurzel nach oben. Wenn diese Bäume wachsen würden, würden alle Menschen die Unschuld des Mädchens sehen. Bei der Hinrichtung mußte auch die Mutter dabei sein. Der Kopf der Hingerichteten sprang auf die Mutter zu und biß sich in der Schürze fest und wollte nicht loslassen. Die beiden Bäume wuchsen und wurden groß und stehen noch heute auf dem Tannenbergr.

Weit ausgebreitet sind die Sagen, die von der Hilfe von oben erzählen. In dem katholischen Teil Ostpreußens steht oft ein Gelübde an einen Heiligen im Mittelpunkt, in den evangelischen Teilen ist es die Kraft des Gebetes zu Gott.

Der Graf und sein Sohn.

Ein reicher Graf aus dem Oberland hatte einen einzigen Sohn. Der Graf befragte eine Wahrsagerin über dessen Schicksal. Die Wahrsagerin sagte ihm, daß sein Sohn im zwölften Lebensjahr von einem Blitz erschlagen werden würde. Nun ließ der Graf einen eisernen Turm bauen. Wenn ein Gewitter nahte, mußte sein Sohn in den Turm gehen. Zur Bewachung erhielt er einen Kandidaten. Als wiederum ein Gewitter losbrach, ging der Wärter mit dem Sohn des Grafen auf eine Wiese, wo sie niederknieten und beteten. Da wurde der Turm von einem Blitzstrahl zerschmettert. Der Graf dachte, daß sein Sohn und der Wärter erschlagen wären. Der Sohn aber

kam mit dem Wärter von der Wiese und sagte zu seinem Vater: „Wenn ich nun in dem Turm gewesen wäre, so wäre ich erschlagen worden. Ich habe aber auf der Wiese zu Gott gebetet, und er hat mich erhalten.“ Der Sohn des Grafen soll ein Alter von achtzig Jahren erreicht haben.

Wunderbare Errettung.

Zu einem Gutsbesitzer, der Freimaurer war, kam einmal ein Pracher, um ein Mittagessen betteln. Es war aber so, daß die Zeit des Freimaurers gerade abgelaufen war. Er war in großer Angst. Nun wollte er diesen Bettler betrunken machen, und dann sollte er unterschreiben und für ihn sterben. Aber der Pracher war fromm, da konnten sie ihm nichts tun. Zur Nacht blieb er nicht in der Stube, sondern kroch auf den Schoppen. Da machte er sich eine Kaule im Stroh und bat den lieben Gott, er möchte ihn doch bewahren. Und dann hat er das Stroh rund um seine Kaule besegnet und hat sich hingelegt und ist eingeschlafen. Auf einmal ist er aufgewacht, da hat es immer rund im Stroh geraschelt, aber an seine Kaule hat es nicht rankönnen. Am Morgen ist der Herr tot und der ganze Hof abgebrannt gewesen. Bloß der Stall, wo der Pracher auf dem Schoppen geschlafen hat, ist stehen geblieben.

Der rollende Berg.

In der Feldmark des Dorfes Heinrikau erhebt sich etwa dreihundert Meter nördlich vom Weg nach Kleefeld eine Anhöhe, die nach der Kleefelder Grenze steil abfällt. Dieser Berg wird im Volke als Jörgesberg bezeichnet. Vor vielen, vielen Jahren näherte sich dieser Berg unter mächtigem Getöse von Osten her, zunächst langsam, dann schneller dem Dorfe Kleefeld. Die bedrängten Einwohner flüchteten sich zur kleinen Kapelle und zogen unter lauten Bittgebeten und -gesängen mit einem Bilde des heiligen Georg in feierlicher Prozession dem Berge entgegen. Und siehe da, der Berg blieb stehen, der Heilige hatte das Dorf gerettet. Voller Dank gelobten die Kleefelder einen Opfergang alljährlich am Feste des heiligen Georg, am 23. April, in die Heinrikauer Kirche.

Die Berge um Heilsberg.

Vor langer Zeit einmal rollten die Medier Berge wegen der Sündhaftigkeit der Heilsberger gegen die Stadt Heilsberg heran. Ein junges, blindes Mädchen, das sündenrein befunden wurde, mußte, das Zeichen der Erlösung vor sich hertragend, auf den Knien den Bergen entgegengehen. Da blieben die Berge stehen. Zum immerwährenden Gedächtnis wurde ein größeres, eisernes Kreuz auf dem fortan Kreuzberg genannten Berge aufgestellt.

Wunderbare Speisung.

In einem alten, geschriebenen Familienbuch lesen wir: Der Urahn war ein sehr frommer Mann, ein Mennonit, aber bei seiner Einwanderung in Ostpreußen — etwa um die Hälfte des 18. Jahrhunderts — war er sehr arm. Er konnte seinen vielen Kindern keine Milchsuppe zum Frühstück geben, sondern mußte die Molke aus der naheliegenden Käserei dazu verwenden. Eines Tages war das Brot alle, auch kein Geld und kein Mehl war mehr da. Da ist der Urahn nach heißem Gebete traurig fortgegangen, um seine hungrigen Kinder nicht ansehen zu müssen, und mit einmal hat ein Brot auf seinem Wege gelegen, das er mit innigem Dank zu Gott seinen Kindern brachte. Seit der Zeit ging es aufwärts mit ihm.

Erweckung der getöteten Kinder.

An dem Vorlaubenhaus des Bauern Emil Kuhn in Arnsdorf, Kreis Heilsberg, steht eine Kapelle. Man sieht dort eine Bischofsfigur und eine Wanne mit Kinderleichen. Vor vielen Jahren soll in diesem Hause ein Mann mit seiner Frau und drei Kindern gewohnt haben. Der Mann ging jeden Tag in den Wald arbeiten. Wenn er müde nach Hause kam, konnte ihm seine Frau nie Fleisch zu essen geben, denn sie waren sehr arm. Da schimpfte denn der Mann auf seine Frau. Eines Tages war die Frau so in Verzweiflung, daß sie ihre drei Kinder nahm und sie schlachtete. Als der Mann abends nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Hier hast du Fleisch.“ Der Mann aber erkannte, was seine Frau getan hatte, und das Grauen schüttelte ihn. In seiner Not ging er zum Bischof Nikolaus nach Braunsberg und bat ihn, er möge doch seine Kinder segnen kommen. Der Bischof kam und betete mit dem Mann inbrünstig zu Gott, dann segnete er die Kinder. Da setzten sich die Stücke wieder zusammen, und die Kinder lebten wieder. Zum Dank wurde jene Kapelle gebaut.

In den Kirchen, in Häusern Gottes, treten sich Gottes Wille und die Boshaftigkeit seines Widersachers am deutlichsten gegenüber. Der Teufel will mit aller Macht den Bau von Kirchen verhindern, er versucht gerade hier immer wieder zu zerstören. Gott aber weist die Menschen selbst darauf hin, wo er eine Kirche erbaut haben möchte und besteht auch fest auf dem Platz, den er ausersehen hat.

Die Engelsteiner Kirche.

1. Früher hatten die Engelsteiner ihr Dorf am Rösauer See. Da waren einmal Männer damit beschäftigt, im Wald Stubben auszuroden, als sie mitten im Wald einen großen Stein fanden.

auf dem ein Engel saß. Er sagte: „Baut euch hier eine Kirche, so wird Gottes Segen mit euch sein.“ Das taten die Engelsteiner, und nie haben sie es bereut.

2. Anders weiß es diese Sage: Die Engelsteiner, die ihr Dorf zuerst am Rösauer See hatten, kamen beim Roden der Bäume einmal an eine Lichtung, die dem Grundriß einer Kirche glich. Am Rande der Lichtung standen uralte Bäume, die miteinander verwachsen waren, sodaß sie Wände bildeten. Diese Entdeckung schien den Bauern ein höheres Zeichen. Sie brachen ihre Häuser am See Rösau ab und bauten ihr Dorf an der Waldlichtung neu auf. Dort steht es bis auf den heutigen Tag.

Die Monstranz in der Erde.

Hütejungen fanden an der Stelle, wo heute in Lokau die Rochus-Kirche steht, flach in der Erde einen Kelch, Teile einer Monstranz und einer Hostie. Die Kinder fielen auf die Knie; man brachte den Fund nach Seeburg und baute an der Stelle eine Kapelle, aus der dann die heutige Wallfahrtskirche entstanden ist.

Ein Verirrter als Kirchengründer.

Anders erzählt diese Sage den Anlaß zur Erbauung der Kirche in Lokau: In einer Zeit, da im Ermland erst wenige Siedlungen bestanden und in der Gegend von Lokau keine einzige, verirrte sich im Walde ein Zimmergeselle. Schon einen ganzen Tag lang war er umhergeirrt, einen Ausweg aus der Wildnis zu finden. Am Abend des zweiten Tages kniete er auf dem Waldboden nieder und gelobte, da eine Kirche zu bauen, wo er auf freies Feld kommen würde. Kaum hatte er sich vom Gebete erhoben, so sah er eine Lerche singend in die Luft steigen. Da erkannte er, daß er gerettet war, denn die Lerche ist ein Vogel des Feldes. Mit frischem Mut drang der Geselle in der Richtung der singenden Lerche vor und erreichte in kurzer Zeit freies Feld. Als bald erbaute er dort eine Kapelle aus Holz. Diese war die erste Kirche in Lokau.

Der verschwundene Grundstein.

Als in alten Zeiten im Stablack eine Kirche gebaut werden sollte, wollte man sie auf dem Hügel bei Roditten errichten. Schon war der Grundstein eingemauert, und am nächsten Tage sollte weiter gemauert werden. Als aber die Bauleute wieder an die Stelle kamen, war der Stein fort. Endlich fanden sie ihn auf einem Hügel in Kl. Dexen. Sie brachten ihn zurück und mauerten ihn auf der vorigen Stelle wieder ein. Am Morgen

war er wieder verschwunden, und wieder lag er auf dem Hügel in Kl. Dexen. Zum drittenmal wurde er auf der alten Stelle eingemauert, und zum drittenmal wurde er am nächsten Tage in Kl. Dexen gefunden. Diesmal hatten die Bauleute aufgepaßt und gesehen, wie ein Vöglein in dunkler Nacht den Stein nach Kl. Dexen getragen hatte. Nun war es allen klar, daß das ein Wink des Himmels sei, die Kirche an dieser Stelle zu bauen. So wurde sie in Kl. Dexen errichtet.

Engel tragen Kirchenglocken fort.

Die Rotwalder Kirche sollte zuerst in Reichensee gebaut werden. In Reichensee war auch schon das Pfarrhaus erbaut worden. Auch das Baumaterial und die Glocken standen dort schon bereit. In einer Nacht trugen Engel die Glocken über den See nach Rotwalde auf den jetzigen Kirchenberg. Diesem Wink des Himmels gehorchte man und baute die Kirche hier. Lange Jahre kam der Pfarrer zu den Gottesdiensten auf einem Kahn über den Saitensee, bis später ein Pfarrhaus in Rotwalde gebaut wurde.

Wandernde Kreuze.

1. In Crossen bei Wormditt hat sich vor hunderten von Jahren ein Kreuz immer an derselben Stelle eingefunden, obwohl man es wiederholt weit fortgetragen hat. Später wurde über der betreffenden Stelle eine Wallfahrtskirche errichtet. Von dem Kreuz der Heiligenkreuzer Kirche wurde in Palmnicken erzählt, es sei dort vom Meere an das Land gespült und bis nach Heiligenkreuz, also einen Weg von beinahe einer Meile, gewandert.

Von Tieren und Tierverwandlungen.

Der geheimnisvolle Ruf.

1. Eines Nachts fischten zwei Leute auf dem Engersee. Sie fingen nichts als einen großen Karausch mit halbem Schwanz. Auf einmal fingen Glocken zu läuten und Eimer zu klappern an. Der Karausch wurde unruhig und warf sich im Boot hin und her. Da fragte eine Stimme vom Grunde des Sees: „Ist alles drin?“ „Nein,“ war die Antwort, „die stumpfzählige Sau fehlt noch!“ Nun kippte der Karausch beinahe das Boot um. Da bekamen es die Fischer mit der Angst zu tun und warfen ihn hinaus. Der Karausch verwandelte sich gleich in ein Schwein und ging unter. Nun war alles ruhig, und die Fischer fuhren nach Hause.

2. Der Schwarze See bei Maldeuten ist jetzt beinahe ausgetrocknet, wenigstens ist er viel kleiner geworden; und mit dem ist es nicht richtig. Da gingen mal zwei Leute hin, die hießen Günther und Lange, und die wollten in dem Schwarzen See Fische angeln. Sie angelten und angelten; aber sie bekamen bloß lauter schwarze Pärschken. Und ein Pärschke war, als war er nur halb, denn ihm fehlte beinahe der ganze Zagel. Mit eins hörten die Leute eine Frauenstimme; die rief immer: „Usch, usch, usch!“ und wie sie so rief, wurde jener kurzzaglige Fisch im Netz ganz unruhig. Da kam auch schon eine Frau und fragte: „Habt ihr nicht mein kurzzagliges Schwein gesehen?“ Nun aber machten die Leute, daß sie fort kamen.

Redendes Vieh.

1. In der Weihnachts- oder in der Neujahrsnacht, einmal heißt es auch in der Johannisnacht, können alle Tiere von elf bis zwölf sprechen, und sie können auch in die Zukunft sehen. Es ist nicht gut, sie zu belauschen. Am Weihnachtsheligenabend fiel es einstens einem Knechte ein, zur Beichte zu gehen, um sich zur Kommunion am ersten Weihnachtsfeiertage vorzubereiten. Er hatte ziemlich weit bis zur Kirche, welche in einer Stadt war; deshalb kam der Knecht erst des Abends spät nach Hause, wo er sich bald auf den Schoppen begab, um zu schlafen. Unter dem Schoppen befand sich der Ochsenstall, in welchem mehrere Ochsen standen. Der Knecht war in tiefen Schlaf gesunken, wurde aber zwischen elf und zwölf von einem lauten Reden aufgeweckt. Aufmerksam hörte er zu und vernahm zu seinem Erstaunen, daß ein Ochse zum andern sprach: „Komm, wir wollen auf den Schoppen hinaufsteigen und dem Knecht das Lebenslicht auspusten.“ Der andere Ochse erwiderte: „Nein, das können und dürfen wir nicht. Heute ist der Knecht zur Beichte gewesen, und morgen naht er sich dem Tisch des Herrn.“ Der erste Ochse sagte: „Allein, der Knecht wacht jetzt und hört alles, was wir gesprochen haben.“ Darauf der andere Ochse: „Sei nur ruhig und bete; die Stunde wird bald verfließen sein, in welcher es uns vergönnt ist zu sprechen.“ Da der Knecht das hörte, so wuchs sein Mut, und er schlich sich bis an die Leiter, von welcher er den Ochsenstall übersehen konnte. Was merkte er nun? Beide Ochsen knieten, erhoben ihre Vorderfüße, und mit dem rechten schlugen sie fleißig und andächtig das Zeichen des Kreuzes. Sobald aber die Uhr zwölf schlug, hörte das Sprechen auf.

2. Der reiche Fischwirt Sakut in Rossitten wußte, daß die Pferde in der Johannisnacht reden können. Er wußte auch, daß irgendwo in den Dünen ein Schatz verborgen ruhte und

hätte gern den Ort erfahren. Er hoffte, die Tiere würden vielleicht auch davon sprechen, und obgleich ihn seine Frau warnte, schlich er sich in den Stall, um zu lauschen. Als es elf schlug, hörte er, wie sie zu reden begannen: „Nun ist unser Wirt voller Gier nach Geld und Gut, und doch sind seine Tage schon gezählt. Heute über drei Tagen wird er unter der Erde ruhen.“ Da ergriff den jähzornigen Mann die Wut, er packte ein Beil, riß die Tür auf und schrie: „So sollt ihr mir wenigstens im Tode vorausgehen. Der Teufel hole euch für eure verfluchte Botschaft!“ Er wollte auf die Tiere losschlagen, da bäumten sie sich hoch auf, und er brach, von ihren Hufen getroffen, zusammen. Die wildgewordenen Pferde rissen sich los und sprengten über ihn hinweg. Wie sie es vorausgesagt hatten, wurde Sakut nach drei Tagen begraben.

Vom Schlangenkönig.

1. Die Schlangen haben einen König und versammeln sich gern in großer Menge um ihn. Der Schlangenkönig trägt eine goldene Krone, die demjenigen, der sie entwendet, viel Glück bringt; sie kann aber auch für viel Geld verkauft werden. Es ist indes sehr mißlich, den Schlangenkönig also zu kränken; die Schlangen verfolgen den Dieb, so daß er sich vor ihnen in Acht nehmen muß.

2. Der König der Schlangen ist äußerst groß und furchtbar, kein Mensch wagt sich ihm zu nahen. Eine güldene Krone trägt er auf seinem Haupte. Bei Diwens, unweit Pobethen, sah ein Bauer den Schlangenkönig ganz allein in einem ausgedörrten Fischhalter auf dem Grase ruhen. In der Gausup-schlucht bei Georgenswalde entdeckten ihn andere, als sich gerade eine Menge Schlangen um ihn versammelt hatte und ihre Ehrfurcht bezeugte. Der Schlangenkönig hatte zwölf Köpfe und auf jedem eine Krone. — Schon die gemeinen Schlangen bringen Glück. Wer aber eine Schlangenkrone erlangen kann, von dem kann der Sieg nicht weichen. Deshalb bot auch der Alte Fritz seine Dragoner auf, wer ihm die Krone eines Schlangenkönigs besorgen wolle. Da meldeten sich viele Freiwillige und zogen mutig zum schweren Unternehmen aus. In der Heide trafen sie den Schlangenkönig, umringt von allen Schlangen, besonders aber von den Schießschlangen, die sich auf den Schwanz stellen und dann plötzlich weit losfahren; das sind seine Leibwächter. Einer der Dragoner sprengte, ohne sich zu bedenken, mitten in die Untertanen und in die Leibwache, hieb ihrem König den Kopf ab, spickte ihn mit-samt der Krone auf die Degenspitze und jagte mit seinen Kameraden wohlbehalten von dannen. Er brachte dem Alten

Fritz die erbetene Krone. Der Alte Fritz trug sie immer bei sich und siegte; der arme Dragoner aber mußte seinen Heldenmut mit dem Leben bezahlen, denn als er sein Pferd abzäumte, schnellte eine Schießschlange, die sich unter den Schwanzriemen gesetzt hatte, hervor und biß ihn so ins Gesicht, daß er in drei Tagen tot war.

Der Priester und die Schlangen.

Von Schlangen, die zu einer Landplage werden, in einer Sage sind es riesengroße Schlangen, wird auch sonst erzählt. Die Schlangen in einem Wald bei Bischofstein hat ein Priester, den sie anfielen, durch sein Gebet beseitigt. Sie verschwanden vor seinen Augen buchstäblich in die Erde.

Das Storchenland.

Nach einer samländischen Sage ist das Land der Störche von dem der Menschen durch eine hohe Mauer getrennt, über die noch niemand hinwegkam. Daher weiß auch niemand, wie es dort aussieht. Einmal hatte man einen Menschen auf die Mauer zu heben gewußt, und er sollte aussagen, wie es im Storchenlande aussah. Voll Begeisterung rief er von der Mauer: Schön, schön! und sprang ins Land der Störche hinab. Nie wieder hat man etwas von ihm gehört. Man machte einen zweiten Versuch und band diesmal dem Kletterer eine Leine um den Fuß. Oben auf der Mauer rief auch er: Schön, schön! und wollte zu den Störchen hinüber. Er wurde aber zurückgezogen, konnte aber nichts erzählen, denn er hatte die Sprache verloren. So weiß bis heute niemand, wie es im Lande der Störche aussieht.

Die Menschen-Störche.

Vor ungefähr hundert Jahren erzählte ein Wandersmann, der einen großen Teil der Erde bereist hatte, daß unsere Störche, wenn sie im Herbst im warmen Afrika ankommen, sich dort in Menschen verwandeln und als Menschen leben, bis sie vor der Rückreise in unsere Heimat wieder die Gestalt von Störchen annehmen. Der Wanderbursche kam auf seiner Wanderschaft in einem Sommer auch nach Masuren und verdingte sich hier bei einem Bauersmann als Knecht, um sich Geld und Kleider zu verdienen, damit er weiterwandern konnte. Auf der Scheune des Gehöfts hatte auf einem alten Wagenrad ein Storchenpaar sein Nest gebaut. Als eines Tages das Storchmännchen auf dem Dache einherstolzerte, plagte den Burschen der Übermut, einen Stein zu ergreifen und nach dem Störche zu werfen, den er so heftig am Bein traf, daß der Storch krank wurde und fast verendete. Den Wanderburschen litt es seit-

dem nicht mehr auf dem Gehöft. Er konnte den lahmen Storch nicht mehr ansehen, den er durch seine Schuld verletzt hatte. Er ergriff seinen Stab und reiste nach Süden über die Alpen nach Italien und von dort weiter mit dem Schiff nach Afrika. Der kranke Storch erholte sich bis zum Herbst soweit, daß er mit den anderen nach Afrika ziehen konnte. Inzwischen war der Wanderbursche in Afrika des Wanderns müde geworden und wollte wieder bei einem Landmann auf einige Monate in Dienst treten. Gegen Abend näherte er sich dort einst einer Besitzung und traf eine Bauersfrau, der er seinen Dienst anbot. Die freundliche Frau sagte ihm, daß sie eine tüchtige Hilfe in der Wirtschaft recht gut gebrauchen könne, da ihr Mann schwerkrank zu Bett läge. Der Wanderer erzählte, daß er vom fernen Masurenlande bis hierher gereist wäre, und wie es ihm bis dahin ergangen war. Die Frau ließ sich nichts anmerken, sondern sagte, sie wolle ihm eine Schüssel Fleisch zum Abendessen bringen, weil er gewiß recht hungrig wäre. Sie setzte ihm eine Schüssel vor, die mit einem Deckel zugedeckt war. Als er aber den Deckel abhob, ließ er ihn auch sofort entsetzt fallen, denn in der Schüssel zappelten Frösche und ringelten sich Schlangen. Von Grausen gepackt wollte er entfliehen, als die Bäuerin zu ihm sprach: „Jetzt sage ich dir, wer ich bin. Ich bin die Störchin, die in dem Storchnest auf der Scheune in Masuren wohnte, auf derselben Besitzung, wo du als Knecht dientest. Du hast meinen lieben Mann mit dem Stein geworfen, daß er noch heute lahm ist und schwerkrank von den Anstrengungen des beschwerlichen Fluges im Bett liegen muß.“ Der Gesell, den seine leichtsinnige Tat schon lange bitter gereut hatte, bat sie reumütig um Verzeihung: „Ich will versuchen gutzumachen, was ich gefehlt habe. Ich will Euch solange umsonst dienen, bis euer lieber Mann völlig genesen ist.“ Und er hielt sein Wort und diente ihr treu und redlich, so daß der Frau Zeit blieb, sich ganz der Pflege ihres kranken Mannes zu widmen. Eines Tages war der Bauer wieder völlig gesund und konnte sich von seinem Lager erheben; im Beginn des nächsten Frühjahrs stellte sich auf der Scheune in dem masurischen Dörfchen dasselbe Storchchenpaar wieder ein; das Storchmännchen freilich war lahm.

Von allerlei wunderbaren Ereignissen und Dingen.

Die Entstehung der Krakerorter Lank.

Über die Entstehung der Krakerorter Lank, kurz auch Kraker Lank genannt, eines Sees bei dem Gute Krakerort, Kreis Heydekrug, erzählten sich alte Leute noch um die Mitte

des vorigen Jahrhunderts das folgende, das manche selbst erlebt haben wollten, manche von ihren Großeltern als deren Erlebnis gehört zu haben vorgaben. Eine alte Frau erzählte damals: Als ganz junges Mädchen harkte ich mit andern auf der Wiese, an deren Stelle jetzt die Kraker Lank ist. Das Wetter war wunderschön. Mit einem Male hörten wir ein wütendes Gebrüll. Ein großer, schwarzer, glänzender Bulle stürzte aus dem nahen Walde hervor und lief im Galopp um die Wiese. Kein Mensch hatte ihn je vorher gesehen, keiner konnte ihn fangen. Drei Tage und drei Nächte dauerte der Spuk, da brach es unter unsern Füßen wie Donnergeroll hervor, der Boden wankte, und stellenweise sprudelte Wasser auf. Schreiend und in Todesangst liefen alle nach der Höhe und sahen, wie der Rand der Wiese sich senkte. Mehr und mehr nach der Mitte ging die Bewegung. Das Wasser schäumte und schlug mannshohe Wellen. Alles Heu wurde entweder verschlungen oder hier und da am Ufer abgelagert. Noch einmal kam der Bulle brüllend in unsere Nähe, dann verwandelte er sich in ein Schwein und stürzte kopfüber in die Flut.

Nach einer anderen Erzählung soll an dem Unglückstage nicht ein schwarzer Bulle erschienen, sondern eine lange, schwarze Wolke mit Gebrüll aus der See emporgestiegen sein. Diese habe über den Arbeitern gehangen unter Blitz und Donner, und eine Stimme habe aus der Wolke gerufen: „Meinen Namen, meinen Namen, oder wehe!“ Viele Namen seien genannt worden, aber keiner habe den rechten getroffen. Da sei ein Fremder unter die Arbeiter getreten, der habe gerufen Kraker Lank (das heißt brausende Wiese). Augenblicklich habe die Wolke sich gesenkt, große Wassermassen seien aus ihr auf die Wiese herabgestürzt. Tags darauf sei hier der See gewesen, der nun Kraker Lank genannt wurde.

Der Wystiter See.

An der Stelle, wo sich heute der Wystiter See ausbreitet, waren ehemals grüne Wiesen, auf denen große Viehherden weideten. Eines Mittags erschien dort bei den Hirten ein großer, weißer Vogel und rief: „Go rut, go rut, go rut!“ Dann rief er wieder: „Wy-stiter See, Wy-stiter See, Wy-stiter See!“ Einige Hirten ließen sich nicht warnen und blieben, wo sie waren. Da brachen plötzlich gewaltige Wassermengen aus den umliegenden Bergen, und die Wogen verschlangen alles, was auf der Weide war. Über den Wassern aber flog der weiße Vogel hin und her und rief klagend: „Wy-stiter See, Wy-stiter See!“ Noch heute traut man dem See eine geheimnisvolle, böse Kraft zu und sagt, er müsse in jedem Jahre sein Opfer haben. Fällt ihm in einem Jahre keines zu, so holt er sich im nächsten zwei.

Vom Willuhner See bei Konczen.

Ähnliches wird von der Entstehung des Konczer Sees bei Willuhnen, auch Willuhner See genannt, erzählt. Der Warner war hier ein alter unbekannter Mann, der plötzlich aus dem Gesträuch trat. Weiter erzählt man sich: Wie dieser See gekommen ist, so wird er auch einmal wieder gehen; das haben schon viele alte Leute gesagt. Immer aber schlagen seine Wellen am stärksten nach Süden hin, von wo er auch einst kam. Ungefähr um 1830 glaubte man eine zeitlang ganz bestimmt, der Konczer See werde diesmal weggehen. Schon ein paar Wochen heulte und arbeitete er Tag und Nacht und in ihrer Angst reisten die Leute umher, bis sie endlich doch einen fanden, der ihn wieder beruhigte und auf neue Zeit in seine Ufer bannte. Die Leute sagten, der See wollte damals zu Lande den Wystiter See besuchen; das ist aber an sieben Meilen hin, und was für ein Schaden wäre geschehen, wenn er wirklich zu Land gegangen wäre!

Die Entstehung des Zarksees.

Am Friedhof von Jakobsdorf im Kreise Sensburg liegt der Zarksee. Einmal hütete ein Hirt das Vieh. Da sah er vom Berge einen Stein herunterrollen. Er rollte ins Tal. Aus dem Stein floß Wasser, von dem der Zarksee entstand.

Von versunkenen Schiffen.

1. Die alten Menschen, die haben erzählt: Als die Nehrung geschüttet wurde — damals ist der Wind sieben Jahre Norden gewesen — da ist ein Schiff bei Vogelsang aus der See gekommen und hat in die Höhe wollen. Da kam ein großer Sandsturm und überfiel das Schiff. Das blieb da stecken bis an den heutigen Tag. Im Bruch, mitten in der Heide, da hat der Mast noch jahrelang herausgesteckt. Es durfte keiner rübergehen, sonst versank er.

2. Beim Kämmereidorfe Bürgersdorf, unweit Pikertswalde im Kreise Wehlau, befindet sich eine bruchige Stelle, die das Gequebbe genannt wird. Hier soll vor Jahren ein Reisekahn untergesunken sein, den der Nebel vom unterhalb vorbeifließenden Pregel in die Luft gehoben hatte. Ein damals 70 Jahre alter Ausgedinger in Bürgersdorf erzählte vor neunzig Jahren, daß sein Großvater gesagt habe, einer von seinen Nachbarn habe noch den Ring oben vom Maste abgeschlagen. Später will man etwa einen Fuß unter der Oberfläche des Sprindes den Mast des Kahnens wahrgenommen haben. Die ganze Stelle ist jetzt mit einer flachen Erdschicht überzogen, sodaß selbst Pferde darauf weiden können. Der Kahn soll mit

Salz beladen gewesen sein, und daher ist das Wasser, welches sich daselbst ansammelt, sehr salzig.

3. In Tracksäden ist während eines fürchterlichen Unwetters ein Wasserberg plötzlich am Dorf vorbeigejagt. Auf seinem Gipfel hat man ein bemanntes Boot gesehen und jeden einzelnen von der Besatzung genau erkennen können. Auch hat man durch das Toben des Unwetters die Todgeweihten in vollem Chor singen hören: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder!“ Dann ist der Wasserberg in den Sumpf gefahren, und Kahn und Besatzung in der unergründlichen Tiefe versunken.

Seen und Moore mit ihren geheimnisvollen Tiefen haben nicht nur zu wunderbaren Sagen über ihre Entstehung angeregt, sondern sind auch sonst ein Zielpunkt des Wunderbaren. Lebt doch der Wassermann im See, sind Kirchen und Schlösser darein versunken und die Tiefen oft unauslotbar.

Die Padugnis.

In Bareischkehmen bei Stallupönen liegt in einem Torfbruch ein kleiner, runder Teich, die Padugnis. Von dem geht die Sage, daß er ohne Grund sei. Man kann von hier bis Amerika kommen, sagen die Leute. Einmal soll ein Postkutscher vom Wege abgekommen und in die Padugnis geraten sein. Er ist mit seiner Postkutsche auf der andern Seite in Amerika wieder herausgekommen.

Der Fisch mit dem Silberglöckchen.

Vor vielen Jahren fingen die Kötscher Bauern im Willuhner See einen großen Fisch. Sie banden ihm ein Glöckchen um den Hals, denn sie wollten sehen, ob der Willuhner See mit dem Wystiter See quer durch die Erde eine Verbindung habe. Sie ließen den Fisch mit dem Glöckchen los; nach einigen Tagen wurde er im Wystiter See gefangen. Die Fischer nahmen das Glöckchen ab und schickten es nach Kötschen zurück. Nun wußten die Kötschener, daß beide Seen eine unterirdische Verbindung hatten.

Auf dem Grunde des Kötscher Sees soll ein Bulle leben, der damals, als die Wassermassen hereinbrachen, nicht von der Wiese wegzubringen gewesen war und von den Fluten bedeckt wurde. — Vom Molänen See, welcher zu Schertingswalde gehört, sagt man, daß er sieben Böden habe. So wunderbare Dinge, wie einen See mit sieben Böden, gibt es noch manche. Auf dem Goldberg bei Wallenthal im Kreise Neidenburg soll z. B. das Schloß eines Fürsten gestanden haben, das ganz von Gold war, ja, auf dem Galgenberg bei Steegen soll ein fahrbares Schloß gestanden haben.

Die gestohlene Kirche.

Früher hat in Roggen, Kreis Neidenburg, eine Kirche gestanden. Von ihr wird heute noch erzählt, daß sie in einer Nacht von den Polen gestohlen und in Jannowitz von ihnen wieder aufgebaut worden sei. Es sind so viele Fuhrwerke gekommen, daß einige noch leer zurückgefahren sind. Davon wissen noch alle in Roggen wohnenden Leute zu sagen, besonders eine gegen hundert Jahre alte Frau, die es wieder von ihrem Großvater hatte, der über hundert Jahre alt war, als er starb.

Die Kirche in Saalfeld.

Von der Saalfelder Kirche heißt es, daß sie früher in Kuppen gestanden habe. Die Leute sagen: Sie ist dann nach Saalfeld gebracht worden. Wie lange es her ist, als sie noch in Kuppen stand, ist nicht auszurechnen. Viele meinen, sie hätte von Anfang der Welt dort gestanden; aber weiß der liebe Gott, ob's wahr ist.

Die Mainberge.

Nordöstlich von Wallendorf liegen die Maina- oder Irrberge. Von diesen wird folgende Sage erzählt: Im Kriege 1807 flüchteten die Bewohner Wallendorfs und anderer benachbarter Orte in die Mainberge. Es herrschte in der ganzen Gegend große Hungersnot. Da fand ein Mädchen am Fuße der Berge eine möhrenartige, genießbare Wurzel, die es aß. Bald suchten alle nach der Wurzel, und je mehr die Leute danach suchten, um so mehr fanden sie davon. Wer von dieser Wurzel gegessen hatte, vergaß Not und Sorge, aber er fand auch nicht den Ausweg aus den Bergen nach Hause. Wenn die Leute aus dem Walde traten, dann sahen sie wohl ihre Wohnungen und ihre Felder, aber wenn sie sie erreichen wollten, gingen sie irre. So irrten sie tagelang in den Bergen, bis sie endlich zuerst nach fremden Dörfern in der Nachbarschaft, dann von diesen auf weiten Umwegen nach Hause gelangten.

Die verscheuchten Heringe.

In früheren Jahren kamen die Heringe durch das Frische Haff bis in den Pregel nach Königsberg und gewährten den armen Leuten eine wohlfeile Kost. Einst gab es hier aber auf dem sogenannten Lizent einen Soldaten, dem nichts unangenehmer war, als daß er alle Tage Heringe essen sollte. In seiner Wut nahm er einen derselben, hängte ihn auf und schlug auf ihn zu, indem er fluchte: „Ihr infamen Racker, so muß ich euch dessen immer fressen!“ Seitdem kommen die Heringe nicht mehr her, sondern lassen sich mit Kosten verschreiben.

Das bernsteinerne Pferd.

Von einer am Westrande der Wildenhoffer Forst gelegenen Moorblänke, dem sogenannten Börschke-Pul, nach einem ungefähr fünfhundert Meter entfernt liegenden Teiche, dem Pedunen, soll ein unterirdischer Gang gehen, den ein bernsteinernes Pferd benutzt, um bald von dem einen in das andere Gewässer zu gelangen. Wem es gelingt, dieses Pferd zu fangen, der wird sehr reich. Man hat bisher aber nur seine Ohren zu sehen bekommen.

Weihnachtswasser.

In der Weihnachtsnacht zwischen elf und zwölf Uhr ist alles Wasser Wein; aber wehe dem, der dieses Geheimnis entdeckt und ein Wort dabei spricht. Denn bei den Eltern der verstorbenen V. hier in Königsberg diente ein sehr ordentliches Mädchen, welches am Weihnachtsabend aufwischen sollte und mit der Arbeit noch bis gegen zwölf Uhr beschäftigt war. Um diese Zeit holte sie aus dem Brunnen frisches Wasser, trank zufällig einen Schluck davon und trank Wein. „Miene“, rief sie erstaunt zu dem neben ihr beschäftigten Dienstmädchen, „dat Waater ös Wien!“ In demselben Augenblick aber erdröhnte eine Stimme: „Diene Ooge sönd mien!“ und sie wurde von Stunde an blind. — Nicht Weihnachtswasser, sondern Osterwasser ist es allerdings in den meisten Fällen, das sich in Wein verwandelt, oder auch nur sonst eine heilkräftige Wirkung hat.

Bibernell und Armetill.

„Bibernell und Armetill sind sehr gut, und das stammt schon von langer, langer Zeit her.“ Es war mal im Lande eine große Viehseuche; wo man hinsah, fiel das Viehchen; und kein Mensch wußte sich zu raten und zu helfen: es muß' ihm alles draufgehen. Da kam aus der Luft eine Stimme, die rief immerzu:

Nehmt Bibernell und Armetill,

Wer sein Viehchen retten will!

Das befolgten die Menschen, und das Leiden war gehoben.

Der rote Sand.

Auf dem Landwege, der am Ufer des Saitensees entlang von Reichensee zur Kullabrücke führt, kommt man durch roten Sand an einem Berge vorbei, auf dem ein alter Friedhof liegt. Des Nachts scheuen die Pferde an dieser Stelle. In alten Zeiten tobte hier eine große Schlacht. Das Blut floß so reichlich, daß der Sand bis heute rot geblieben ist.

Dieser Glaube von der Kraft vergossenen Blutes, die Zeit zu überdauern, wird in so mancher Sage überliefert.

Selbstmörderblut.

In einem Zimmer des Schlosses in Langheim, Kreis Rastenburg, soll sich vor vielen Jahren jemand erschossen haben. Das Blut färbte die Dielen, und nach dem Scheuern soll es immer wieder vorgekommen sein. — Von unvertilgbaren Blutspuren an der Wand eines Zimmers im früheren Treburger Schloß erzählt eine andere Sage. Diese Blutspuren sollten von einem Brudermord herrühren.

Das hohe Gras in Hanswalde.

„In Gr. Hanswalde wurden mal zwei Leute von einem Mann beim Fischen betroffen. Der Mann rief sie an, sie antworteten nicht. Als er dreimal gerufen hatte, schoß er und traf einen, und der starb. Und auf der Stelle — so recht auf einer Wiese — wuchs so'n hohes Gras, wie Strauch; sehr hohes, hohes Gras, bloß allein auf dieser Stelle, da, wo das Blut geflossen war. Wenn das Gras abgehauen wird, wächst es immer gleich wieder sehr, sehr hoch, und dabei bleibts.“

Namensagen, Wappensagen.

Ortsnamen.

Frauenburg.

Eine reiche Frau aus Schweden fuhr über das Baltenmeer und geriet in Sturmesnot. Da gelobte sie, daß sie dort, wo sie glücklich landen werde, eine Stadt erbauen wolle. Der Wind trieb ihr Schiff ans Ufer. Sie löste ihr Versprechen ein und erbaute eine Stadt, die ihr zu Ehren Frauen-Burg genannt wurde. So zeigt auch noch das Stadtwappen eine Frau auf einer dreitürmigen Mauerzinne.

Siebeneichen.

In dem Gute Siebeneichen wohnte einst ein Krüger mit sieben Söhnen. Der hatte bei der Geburt jedes Sohnes eine Eiche gepflanzt, aber die siebente war ausgegangen, und so oft er sie nachpflanzte, sie wollte nicht gedeihen. Nach dem Tode des Vaters erbten die sieben Söhne, aber der eine von ihnen wurde ein Mörder. Darum wollte die eine Eiche nicht wachsen, und noch jetzt ist jeder Versuch vergeblich, die siebente Eiche zuzupflanzen.

Gr. Klaussitten.

In ganz früher Zeit lebte hier ein alter Klaus, erzählt eine Einwohnerin von Klaussitten. Seine Hütte war, wo das Geburtshaus meiner Mutter steht. Nach längerer Zeit siedelten sich immer mehr Bewohner an. Es konnte bald ein Dorf gegründet werden. Nach diesem alten Klaus hat das Dorf den Namen Gr. Klaussitten erhalten.

Passenheim.

Hennenberger berichtet im 16. Jahrhundert: Als man anfing, die Stadt zu bauen, wurde sie zuerst zu groß angelegt. Da aber der Oberste, das heißt, der Ordenskomtur, gekommen ist, um das Angefangene zu besehen, hat er die Stadt kleiner haben wollen und gesagt „bas“ oder „pas hinein“. Davon soll der Name geblieben sein: Passenheim.

Wormditt.

Es ist schon lange her, da hauste in Wormditt ein greulicher Wurm. Man weiß noch den Ort unter einem Eckhause am Marktplatz der Stadt, wo er tief unter der Erde in einem Gange sein Lager hatte, welches bis unter die Pfarrkirche hinlief. Viele Ritter unternahmen den Kampf gegen das greuliche Tier, mußten aber ihr Wagnis mit dem Tode büßen. Endlich gelang es einem, den Wurm zu töten. Da staunten alle den gewaltigen Körper des Ungeheuers an. Es kam auch ein Bauer in die Stadt, der fragte staunend: „Wat dit dat?“ Von der Antwort „Worm dit dat“ erhielt der Ort, der früher Klein-Danzig hieß, seinen Namen Wormditt. Einige sagen, der Ritter sei St. Georg gewesen; und sie weisen auf das Bild im Vorstädter Hospital, welches den Ritter darstellt, der den Lindwurm tötet.

Palmnicken und Sorgenau.

Als der Heiland am Palmsonntag seinen Einzug in Jerusalem gehalten und ihm das Volk das Hosianna zugerufen hatte, soll ihn der Herrgott über das weite Meer geführt haben. Dabei kam er zum Samlandstrand, und die dort wachsenden Palmen nickten dem Messias zu. Weil die Palmen ihm so freundlich waren, nannte er die Stätte Palmnicken. Der Heiland wandelte weiter, um Trost zu suchen, kam dabei in die Gegend des heutigen Sorgenau in eine Aue, und Sorgen um sein künftiges Schicksal erfüllten sein Herz. Zur Erinnerung wurde die Stätte Sorgenau genannt.

Horn.

Früher war da, wo jetzt Horn (im Kreise Mohrunen) ist, nur Gequebb und Wald. Durch diesen Wald ging eines Tages ein Mann; der fand ein Ochsenhorn und blies hinein. Darauf verschwand Gequebb und Wald, und fester Grund kam hervor. An dieser Stelle entstand Horn.

Stehlichken.

Stehlichken hatte früher keinen Namen, und die Einwohner waren sehr unglücklich darüber. Da kam eines Tages ein Bettler durch die Wildnis, die damals Stehlichken umgab. Als er an der Ecke des Dorfes bei Bauer Beroleit angelangt war, sah er, daß der Weg sich teilte. Rechts, links, auch geradeaus gingen Wege ab. Aber mein Gott, wo bin ich nun, und welchen Weg gehe ich nun, dachte der Bettler. Um sich besser umsehen zu können, stieß er seinen Lischken (einen Bettlerstab mit einem Krepesch zur Aufnahme der gespendeten Gaben dran) in die Erde. Doch der Lischken wollte nicht stehen. „Stoa Lischken,“ schrie er vor Wut los und stieß ihn nochmals in die Erde. Der

alte Beroleit, der den Bettler von seinem Hof beobachtet hatte, hörte dieses und rief den Bettler: „Komm Freundche, komm Freundche, nun wissen wir wenigstens, wie unser Dorf heißt.“ Acht Tage lang haben die Stehlichker mit dem Bettler das frohe Ereignis gefeiert.

Flurnamen.

Simanzinagorka.

Eine Frau kam immer betrunken aus der Stadt nach Hause. Im Winter ging sie eines Tages wieder in die Stadt und hatte sich sehr betrunken. Weil sie keiner mitnehmen wollte, so kam sie zu Fuß. Sie kam bis an ein Stangenholz, und weil sie nicht weiter konnte, so blieb sie in dem Graben sitzen, und sie erfror. Weil da ein Berg war und sie Frau Schimanska hieß, so heißt die Schonung Simanzinagorka.

Der Studentenhügel.

In der Nähe von Plibischken liegt eine morastige Stelle, die Muppiau genannt wird. In diese verirrte sich vor alten Zeiten, als sie noch mit wildem Gestrüpp dicht verwachsen war, ein Student. Man fand ihn, nachdem er mehrere Tage vergeblich den Ausweg gesucht und sich mühselig mit Kronsbeeren genährt hatte, leider zu spät auf einem Hügel in der Muppiau tot und in seiner Tasche einen Brief, der mit dem Blute jener Beeren geschrieben war. Seit dieser Zeit führt die Höhe den Namen Studentenhügel.

Der Kopetschsee.

Die älteren Dorfeinwohner von Eichenau im Kreise Neidenburg erzählen folgendes: Vor vielen Jahren war unweit unseres Dorfes eine recht sumpfige Wiese. Nahe daran war ein Gut, welches auch noch heute besteht. Der Besitzer desselben hat einen furchtbar großen und starken Bullen gehabt. Der riß sich eines Tages von der Kette los und machte die ganze Gegend unsicher. Nun wurde alles Volk von den benachbarten Dörfern zusammengetrommelt und auf die Jagd nach dem Bullen geschickt. Da sie ihn sonst nicht einfangen konnten, trieben sie ihn in den Sumpf hinein. Der Bulle, dadurch gereizt, fing an, mit den Hörnern und Füßen zu wühlen. Wühlte und wühlte solange, bis das Wasser die Überhand bekam, und er dem Ertrinken nahe war. Jetzt konnten die Leute ohne viel Umstände an ihn herangelangen, ihm den Ring in die Nasenlöcher ziehen und ihn dann abführen. Da das Wasser einen ziemlichen Umfang hatte, wurde ihm der Name „Kopetsch-See“ gegeben, da Kopetsch getrennt kop-etsch heißt. „Kop“ heißt verdeutscht wühlen, graben, und „etsch“ sagt man, wenn man die Ochsen treibt.

Der Borstenstein.

Vor grauen Jahren trat ein Bauernsohn aus Neukuhren bei dem dortigen Schneidermeister in die Lehre und gewann nicht allein dessen Handwerk, sondern auch dessen Tochter lieb. Als er nun auf die Wanderschaft ziehen mußte, begleitete ihn das Mädchen noch durch das anmutige Tal, welches von Neukuhren nach Tikrehnen führt, bis zu einem ungeheuren Granitblocke. Hier nahmen sie Abschied und schwuren einander Treue, so wahr der Stein nie spalten werde. Nach vollendeten Wanderjahren kam der junge Schneider wieder heim, und sein Liebchen, dem er seine Rückkehr gemeldet hatte, empfing ihn an demselben Steine. Er hob die Hand gen Himmel und beschwor seine ungebrochene Treue; als sie aber die Hand zum Schwure erhob, fuhr ein furchtbarer Blitz herab und zerspaltete den festen Granitblock von oben bis unten. Denn sie hatte die gelobte Treue, wie der Schneider auch später erfuhr, nicht gehalten, und er nahm daher ein anderes Mädchen zur Frau.

Personennamen.

Die Perbandts.

Über die Entstehung des Familiennamens der Perbandt auf Langendorf weiß der alte Lange aus Thulpörschken im Kreise Wehlau folgendes zu erzählen. In alter Zeit war unsere Gegend ganz mit Wald bedeckt, in dem auch noch Bären vorkamen. Einst ging ein junger Ritter der alten Burg Cremitten in diesem Walde mit einem Schloßfräulein spazieren, ohne eine Waffe bei sich zu haben. Da brach plötzlich ein starker Bär brummend aus dem Gesträuch hervor und stürzte sich auf die beiden. Der starke Ritter hatte aber einen Strick oder Riemen bei sich. Er kämpfte mit dem Bären und hat ihn an den Baum gebunden. Das Ritterfräulein hat Hilfe geholt, und als mehrere Männer kamen, fanden sie den Ritter nur wenig verletzt am Boden liegend, aber den Bären hatte er an den Baum gebunden. Von da an war der starke Ritter derjenige, der den „Bär band“ und hieß später mit allen seinen Nachkommen Perbandt.

Wappensagen.

Sensburg und Rastenburg.

Ein gewaltiger Bär machte einst die Gegend um Rastenburg unsicher. Die Sensburger Bürger zogen mit Sensen bewaffnet den Rastenburgern zu Hilfe und hieben in mannhafem Kampfe dem Untier eine Tatze ab, die daß zu ewiger Urkund im Sens-

burger Stadtwappen abgebildet ist: Eine schwarze Bärenatze in weißem Felde mit der Jahreszahl 1348. Die Rastenburger wurden dann mit dem Tier vollends fertig und haben den Rumpf mit abgehauener Tatze im Wappen.

Friedland.

Friedland führt in seinem Stadtwappen einen Karpfen mit einem Geierfuße. Die Stadtchronik berichtet dazu: In alter Zeit war einstmals ein Geier den Bewohnern Friedlands eine Plage, indem er ihnen Geflügel und andere junge Haustiere raubte. Soviel man ihm auch nachstellte, er ließ sich nicht fangen. Eines Tages jedoch jagte ein Bürger in der Nähe des Mühlenteiches, da sah er den Geier über der Wasserfläche aufsteigen, in den Krallen eines Fußes einen Karpfen haltend. Der Bürger feuerte und glaubte schon, den Geier stürzen zusehen; doch nur der Karpfen mit dem einen Bein des Räubers fiel herab in den Mühlenteich, der Geier suchte das Weite. — Soweit die Chronik. Es wird weiter erzählt: Mehrere Jahre danach fischte man in dem Mühlenteiche und fing neben anderen Fischen auch jenen Karpfen, der noch die Krallen mit dem zerschossenen Unterschenkel des Geiers in seinem Rücken stecken hatte. Zum Andenken an dieses Ereignis setzte die Stadt einen Karpfen nebst einem Geierfuß in ihr Wappen.

Welt und Weltende.

Ob die Steine wachsen?

Es gab eine Zeit, da waren alle Steine auf Erden noch ganz, ganz klein; aber sie wuchsen größer und größer, und das ging so immerfort, bis der Herr Jesus geboren wurde. Nun sehen wir die Steine so groß, als wie sie an jenem Tage schon groß waren, und es ändert sich nichts mehr an ihnen. Nicht jeder will das glauben; es gibt Leute, die gerade das Gegenteil behaupten; sie meinen, die Steine wachsen auch heute noch. „Wie kommt es denn? wir sammelten doch vom Kleefeld alle Steine ab, die kaum so groß wie ein Hühnerei waren; und nach einigen Monaten lagen schon wieder ganz große Steine da.“ Manche Leute sagen, Steine, die an der Luft liegen, können nicht wachsen; aber die in der Erde wachsen langsam weiter.

Über die Zeitenwende springt das Denken zurück bis zur Sintflut. Sie beschäftigt das Sinnen des Menschen, der auf dem Lande den Acker bearbeitet, immer und immer wieder, hat sie doch für ihn sichtbare Zeichen hinterlassen: Die Baumstümpfe und Baumstämme, die im Torfbruch beim Torfmachen gefunden werden, sind Überreste aus der Zeit der Sintflut oder anderes, wovon diese Sage berichtet:

Tausend Jahre und nicht tausend.

Ehe das zweite Tausend, das wir schreiben, zu Ende ist, wird die Welt vergehen. Das erste Mal ging die Welt zu Wasser unter; das zweite Mal wird es mit Feuer geschehen. Damals hatte Gott dem Noah gesagt, er solle ein Schiff bauen und immer ein Männlein und ein Fräulein von allem, was da lebt, von allen, allen Tieren zu sich nehmen. Das übrige muß' vergehen. Aber davon war nachher die Luft so erbärmlich schlecht geworden; es war ein schrecklicher Geruch entstanden, und darum beschloß Gott, das nächste Mal es anders zu machen. In den Wäldern ist es am deutlichsten zu sehen, daß die ganze Erde mal unter Wasser gestanden hat, denn die Bäume sind auf Beeten gewachsen, und die Beete stammen noch aus der früheren Ackerei her. Als bei der Sintflut die Menschen verkamen, war niemand zum Beckern da. Nach und nach fanden sich die Bäume; Gott säte sie selber dorthin. Nun ist es immer so weitergegangen. Wenn aber die Menschen mit allen Erfindungen fertig sein werden, wird die Welt wieder vergehen, denn es steht geschrieben: „Tausend Jahre und nicht tausend Jahre.“ Wir sind aber bald soweit.

Ewig durt lang.

Glücklich ist der Mensch, dem Gott schon hier auf Erden einen Einblick in den Himmel vergönnt. Es gibt nämlich Augenblicke, in denen sich das Himmelsgewölbe öffnet, in dem gleichsam zwei große Flügeltüren weit aufklaffen und die Pracht des Himmels in ihrer ganzen Größe sehen lassen. Wer von dieser Pracht nicht geblendet und in seinen Sinnen verwirrt wird, sondern Besinnung und Geistesgegenwart genug behält, der mag sich von Gott getrost dreierlei ausbitten, und was es auch sei, seine Wünsche werden ihm erfüllt. — Diese Geistesgegenwart behielt vor grauen Jahren ein Bauer aus K., als er den Himmel offen sah. Er bat sich aus: die liebe Gesundheit, das tägliche Brot und ewiges Leben; doch hatte er sich bei dem dritten Wunsche nur versprochen, denn er hatte um die ewige Seligkeit bitten wollen. Weil er aber ewiges Leben gewünscht, so lebt er auch ewig. Er ist jetzt schon vor Alter so zusammengeschrumpft, daß man ihn in ein Vogelbauer hat setzen können. Hier fragt er nun in einem fort: „Ös noch nich ewig? Ewig durt lang!“ Wo aber das Vogelbauer steht, weiß niemand. - Andere erzählen, er sitze im babylonischen Turm und stöhne hier klagend: „Ewiget Leewe schwere Pien!“ Von Zeit zu Zeit aber fragte er:

Ös de Heister noch da, de Voagel

Möt dem lange Zoagel?

Der Heister, die Elster, wird ein Jahr vor dem Jüngsten Tage von der Erde verschwinden.

Nachwort.

Erich Pohl ist am 3. Februar 1909 als Sohn des damaligen Gutsgärtners Friedrich Pohl in Tolks, Kr. Pr. Eylau, in Ostpreußen geboren worden. Nach dem Besuch der Volksschulen in Tolks, Selzbach und Beisleiden wurde er in die Aufbauschule Pr. Eylau aufgenommen, die er 1929 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er bezog die heimatische Universität, um Deutsch, Geschichte, Englisch, vorzugsweise aber Volkskunde zu studieren. Durch seine Begabung und Tüchtigkeit fiel er auf und fand, von Hause aus unbemittelt, mancherlei Förderung. Als der bekannte finnische Volkskundler Kaarle Krohn im Sommer 1931 Gastvorlesungen an der Königsberger Universität hielt, trat der junge Erich Pohl dem großen Forscher näher und erhielt von ihm die Anregung zu seiner Doktor-dissertation. Diese behandelte die Erforschung einer einzigen deutschen Volksballade in ihrer Verbreitung im europäischen Raum und erschien in der Sammlung „FF Communications“ unter dem Titel „Die deutsche Volksballade von der Losgekauften“: ein Versuch zur Erforschung des Ursprungs und Werdegangs einer Volksballade von europäischer Verbreitung. Helsinki 1934. 369 S. Um die Abwandlungen dieser Ballade in den einzelnen Ländern kennen zu lernen, beschäftigte Pohl sich viel mit fremden Sprachen und besonders eingehend mit dem Finnischen. Ein längerer Aufenthalt in Finnland kam seinen Studien sehr zu gute; er sollte die Vorbereitung zu weiterer wissenschaftlicher Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Finnland herbeiführen. Nach glänzend bestandenen Doktor- und Staatsprüfungen war er als Studienreferendar und -Assessor und zugleich als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Heimatforschung und Volkskunde an der Universität Königsberg tätig. Hier bestand seine besondere Aufgabe in einer systematischen Aufnahme der Volkserzählungen Ostpreußens. Auf Grund der von ihm gesammelten Erfahrungen wurde er als die geeignete Persönlichkeit ausersehen, um die Gesamtaufnahme der deutschen Volkserzählungen von Berlin aus zu leiten. Mit Liebe und Geschick ging er an diese Arbeit, jedoch war es ihm nur kurze Zeit vergönnt, sie zu leisten: der Krieg brach aus, und Pohl machte die Feldzüge in Polen und Frankreich mit. Im Sommer 1941 zog er, zum Leutnant befördert, über die Grenze nach Osten. In der Frühe des 26. August 1941 traf ihn vor Reval die feindliche Kugel, an einem Waldrand in der Nähe der Stadt liegt er begraben.

Erich Pohl war eine große Hoffnung der deutschen Volkskunde. Da er selbst aus den Schichten und Gegenden kam, in denen deutsches Brauchtum sich noch lebendig erhalten hat, so lebte es in ihm als eine wegweisende Kraft und konnte mit der wissenschaftlichen Erforschung eine glückliche Verbindung eingehen. Er war sich der wissenschaftlichen und nationalen Verantwortung des Forschers, der im deutschen Osten seine Aufgabe sieht, immer bewußt. Ein sauberer, durch und durch edler Charakter! Zur NSDAP war er schon vor der Machtübernahme gekommen.

Ein junges deutsches Forscherleben hat sich erfüllt.

Ziesemer

Anmerkungen.

Einleitung.

Zur Abgrenzung des Gebietes für die ostpreussischen Volkssagen: Für das Gebiet der Freien Stadt Danzig, wo die Schwierigkeiten der neuerlichen Sageneinsammlung nicht in dem Maße bestanden hätten wie für das andere abgetrennte Land links der Weichsel, ist gleichwohl im ganzen Zurückhaltung bewahrt worden, weil die Arbeit in diesem Gebiet wohl einmal zu gleichgerichteten eigenen Veröffentlichungen führen wird.

Geschichte der Bevölkerung Ostpreußens und stammeskundliche Sagenforschung: Es wird einmal der Versuch unternommen werden müssen, im Gebiete der Sagen den vielfältigen Schichtungen in der Bevölkerung Ostpreußens nachzugehen, Spuren des Preußischen von Spuren des Ostgermanischen zu scheiden und dieses wieder vom späteren Deutschen, dessen mannigfache, stammesmäßige Herkunft wiederum zu berücksichtigen und zu untersuchen wäre. Es müßte gefragt werden, wie sich die aus Niederdeutschland gekommenen Siedler in ihrem Sagengut von den aus Mitteldeutschland gekommenen unterscheiden. Was haben die nassauischen, die pfälzischen und anderen Einsprenglinge an eigenem Sagengut, und wie haben sie mit diesem die ostpreussische Sage beeinflusst? Welche Sagen und Motive sind sogar altpreussische? Auf diese Fragen wird in diesem Buche noch keine Antwort gegeben. — Auf einigen anderen Gebieten, besonders der sachlichen Volkskunde, sind Untersuchungen in der Richtung stammesmäßig aufgliedernder Betrachtung schon angestellt worden und haben auch zu Ergebnissen geführt. So lassen sich die Unterschiede zwischen mitteldeutscher und niederdeutscher Besiedlung heute z. B. noch im Hausbau nachweisen, wo sogar nordgermanische Eigenart, über die Ostgermanen überliefert, noch heute eine deutliche Sprache redet. Das zweite große Gebiet ist das der Sprache: Nieder- und mitteldeutsche Siedlungsgebiete heben sich in Ostpreußen sprachlich scharf voneinander ab als die Gebiete des sogenannten Nieder- und Hochpreussischen. Dagegen ist das Altpreussische als gesprochene Sprache im 17. Jahrhundert in ihren letzten Resten ausgestorben, hat nur noch in Namen verschiedener Art und einem kleinen Vorrat sonstiger altpreussischer Wörter im ostpreussischen Umgangdeutsch eine schmale Spur hinterlassen. So haben auch die seit der Herzogszeit eingesprengten deutschen und

fremden Volkstümer ihre eigenen Spracheigentümlichkeiten entweder ganz verloren, oder aber diese finden sich noch als schwacher Einschlag in der ostpreußischen Mundart der betreffenden Landschaft. Auf dem Gebiet von Sütte und Brauchtum sind die Erfolge stammesmäßiger Zuweisung viel unsicherer und die bisher gewonnenen Erkenntnisse sehr klein an Zahl. Immerhin hat man einige Erscheinungen sogar als altpreußisch erkennen können. Für das Gebiet der Volkserzählungen fehlen aber die Versuche für eine solche Betrachtungsweise völlig, auch für die Sage. Sembritzki macht in einem Aufsatz (in Apr. Ms. Schr. XXIII, S. 601—612) über „Masurische Sagen“ einen ganz unzulänglichen und irreführenden Versuch, in den Sagen Masurens das erst in Masuren Entstandene von dem zu scheiden, was die Masovier mitgebracht hätten. Elisabeth Lemke (Band II S. XV) lehnt die Erörterung der Frage nach Ostpreußischem und Deutschem in der ostpreußischen Sage für sich ab, da sie ihr nicht gewachsen sei. Eine Zusammenfassung einer in der angedeuteten Richtung getriebenen volkskundlichen Forschung, besonders was die Alten Preußen anbetrifft, findet sich neuerdings in Heinrich Harmjanz Volkskunde und Siedlungsgeschichte Altpreußens“, Königsberg 1936. — Für das Gebiet der Sage, der Volkserzählung überhaupt, wäre als Grundlage für eine so ausgerichtete Forschung vor allem eine systematische Aufnahme des Sagenbestandes und Bestandes der anderen Volkserzählung der Provinz vonnöten, möglichst im direkten Verfahren, mit einer anschließenden kartographischen Darstellung des Befundes. Erst dieses beides wird eine sichere Handhabe bieten für die Beantwortung der Frage, ob und in welcher Weise neben Sprache, Hausbau, Brauchtum usw. auch der Sagenbestand Zeugnis ablegt für den geschichtlichen Werdegang der Bevölkerung. — Nach Ausschaltung einiger geringfügiger Einschläge slawischer Art, wo es sich meist nur um fremdsprachige Bezeichnungen für eine deutsche Sagengestalt handelt (wie topich) und litauischer Art (Laumen, Laima), erscheint bei dem derzeitigen Stand der Sammlung das ostpreußische Sagenmaterial im großen und ganzen durch das ganze Land als innerlich ähnlicher und gleichmäßig beschaffener Stoff. Eine Reihe von Einzelbeobachtungen über Besonderheiten der Sagenüberlieferung in verschiedenen, geographisch begrenzten Teilen Ostpreußens reicht einstweilen noch nicht aus, eine systematische Aufgliederung des ganzen Sagenstoffes nach den mannigfachen Stammestümmern zu versuchen. — Weiterhin wird es eine Aufgabe der Zukunft sein, das spezifisch Ostpreußische des Ostpreußen auf Grund der Sagen herauszuarbeiten, wie es sich abhebt von den andern deutschen Stämmen. Auch hier fehlen noch entsprechende Untersuchungen für andere Gebiete, sodaß auch für diese Frage noch kein ganzes Bild gemalt, kein klarer Spiegel aufgestellt werden kann.

Herkunft und Eigenarten des Quellenmaterials: Der Stoff beschränkt sich auf die Sagen, deshalb sind Grenzbezirke ausgeschaltet, nämlich: Tierlegenden, legendäre Tiersagen, Tiermärchen, Tieranekdoten; Pflanzenlegenden, legendäre Pflanzensagen, Pflanzenmärchen; Legenden; Schwänke (Eulenspiegeleien, Schildbürger Schwänke, Ortsneckereien, Teufelsschwänke und andere schwank-

hafte Erzählungen). Es liegt in der Natur der Sache, daß sich die Trennung an manchen Stellen nicht immer ganz reinlich durchführen läßt in jenen Bezirken des Sagenreiches, die fließend in eines jener Nachbargebiete übergehen, wie z. B. im Umkreis des Teufels. — Es werden in diesem Buche keine psychologischen Erklärungsversuche für die möglichen Entstehungsgründe von Sagen gegeben, vielmehr soll sichtbar werden, was überhaupt erzählt wird und, soweit möglich, was das Erzählte im Leben des Volkes, von ihm aus gesehen, bedeutet.

Die Sagen sollen den jetzigen Erzählstand darstellen, deshalb sind die Chroniksagen, die nicht mehr im Bewußtsein des Volkes leben und von denen man in der Regel nie weiß, ob sie überhaupt in seinem Bewußtsein gelebt haben, ausgeschaltet. Sie kommen fast ausschließlich nur in dem Anfangskapitel der geschichtlichen Sagen zur Geltung. Im übrigen wurden gedruckte Sagen entnommen aus den ältesten ostpreußischen Sagenbüchern (Tettau und Temme, 1837 und Reusch, 1838) bis zu den jüngsten Sagensammlungen. Eine große Ausbeute lieferten ferner Zeitschriften und Heimatbeilagen ostpreußischer Tageszeitungen. Dazu kommen schließlich die handschriftlich aufgezeichneten Sagen des Instituts für Heimatforschung, die in ihrer überwiegenden Zahl in den letzten Jahren eingesammelt wurden. Es wurde der Grundsatz befolgt, möglichst dieses ungedruckte Material zu berücksichtigen und immer, wenn eine gedruckte und eine handschriftliche Variante zur Auswahl stand, die handschriftliche zu wählen, wenn sie sich mit der schriftlichen nur an Güte der Überlieferung messen konnte.

Die handschriftlichen Sagen des Instituts für Heimatforschung sind meist auf indirektem Wege, d. h. durch mit der Post versandte Fragebogen eingesammelt worden. Gewährsleute waren in der großen Mehrzahl Bauern, Landarbeiter, Handwerker mit ihren Frauen und Kinder; Aufzeichner waren meist Volksschullehrer. Die indirekte Einsammlung hat bekanntlich den Nachteil, daß trotz ausdrücklicher Hinweise und Bitten in einem mitversandten Aufruf nur wenig für die Biologie der Sage abfällt. Aus der Tatsache der indirekten Einsammlung handschriftlicher Sagen sowie aus der Mitverwendung gedruckten Materials erklärt es sich, daß nicht in allen Fällen mit Sicherheit zu sagen ist, ob die mitgeteilten Sagen auch den gegenwärtigen Glaubensstand des Volkes darstellen. Diese Ideallösung, wie Gottfried Henssen sie so vorbildlich in seinem Buche „Volk erzählt“, durchführt, ist nicht zu erlangen, wenn man einer Sammlung ein Gebiet von der Größe Ostpreußens zugrunde legt. Dennoch kann angenommen werden, daß im großen und ganzen der Stand des mitgeteilten Sagengutes auch den Glaubensstand darstellt. In vielen Fällen gibt es dazu untrügliche Kennzeichen formaler Art dafür, ob eine Sage noch geglaubt wird oder nicht, worauf am gegebenen Orte aufmerksam gemacht wird. Außerdem kann sich der Herausgeber weitgehend auf eigene Erfahrungen stützen, hat er doch seit seiner Kindheit ein lebendiges Bild vom Leben fast aller Sagen-gattungen im Volke mitbekommen.

Die Form der Sagedarbietung: Was die Form des Sagenteiles dieses Buches anbelangt, so ist der Grundsatz befolgt worden, die Sagen möglichst selbst zur Geltung kommen zu lassen. Zwischentexte des Herausgebers, sofern sie nicht nur Referate über Sagen darstellen, die in extenso nicht mehr gebracht werden konnten, gehen meist nicht über kurze, die Zusammenhänge verdeutlichende Bemerkungen hinaus. — Ein diplomatischer Abdruck der einzelnen Sagen konnte und sollte nicht erfolgen. Jedoch sind alle Änderungen nicht wesentlicher Art. Sie erstrecken sich überwiegend auf die Form, sei es, daß dem Anfang oder Schluß eine überleitende Form gegeben wurde, die das Einfügen eines weitschweifigen Zwischentextes überflüssig machte, sei es, daß ausnahmsweise die plattdeutsche Form in die hochdeutsche überführt wurde, sei es — und dieses sind die überwiegenden Fälle — daß die Sage von dem Rankenwerk einer gut gemeinten, aber schlecht anstehenden poetischen Form befreit wurde. Allerdings ist hier größte Vorsicht beobachtet worden; lieber blieb einmal ein solcher poetischer Trieb ungekappt — auf der anderen Seite auch seine sprachliche Entgleisung unausgemerzt — als daß die Gefahr eines im Sinne des Herausgebers nivellierten, gleichmäßigen Ideal-Sagenstils heraufbeschworen wurde. Am weitesten gehen die Eingriffe formaler Art da, wo nur die wichtigen Motive der Sage referiert wurden. Überall, wo ein solcher Eingriff in die Form größeren Umfangs vorgenommen wurde, ist das betreffende Zitat in den Anmerkungen mit einem „nach“ eingeleitet. Eine Gewähr, daß die Sage wortwörtlich abgedruckt ist, besteht jedoch auch dann nicht, wenn bei kleineren Änderungen dieses „nach“ nicht steht. Wer einen diplomatischen Abdruck benötigt, drucke nicht nach diesem Buche, sondern nach der hinten zu jeder Sage aufgeführten Quelle ab. —

Eingriffe in den Inhalt der Sagen sind eigentlich garnicht vorgenommen worden. Das Höchste ist hier, daß in einer Sage, die zufällig zwei verschiedene Motive — besser zwei Sagen — umfaßte, der eine Teil fortgelassen wurde, wenn er in dem gegebenen Zusammenhange gerade nicht benötigt wurde. Das ist aber dann im Zitat im Anhang vermerkt. Öfter sind zwei oder mehrere Sagen, die — jede für sich allein trümmerhaft — sich gegenseitig ergänzen, zusammengefügt worden; in der Anmerkung tritt das ebenfalls in Erscheinung.

Anordnung der Sagensammlung: Da der ostpreußische Mensch durch die Sagen hindurch sichtbar werden soll, es also mindestens ebenso sehr wie auf die Sagen, auf ihre Träger, Vermittler, Erzeuger ankommt, so wurde für die Anordnung des Materials eine Einteilung gewählt, die diese Sicht vom Menschen aus möglichst zur Geltung bringt. Es wurden also an den Anfang gestellt die Sagen, die den Menschen selbst zum Gegenstand haben, den lebenden wie den toten. Daran gliedern sich Kapitel, die deutlich machen, wie dieser Mensch mit dem Geheimnis außer ihm selbst und dem Bereich der Toten fertig wird (dämonischer Spuk), wie er über das Böse in der Welt denkt (Teufel, Alf). Weiter schließen sich Abschnitte an, die uns seine Ansichten über Naturformen und Naturkräfte und seine Begeg-

nungen mit ihnen zeigen (Riesen, Untererdschen, Wassermann, Nixe, Holleweibchen, Kornmutter, Kornkind). Es folgen die Kapitel Schatzsagen, Glockensagen, die vor allem etwas vom Wunschträumen der Menschen und ihrem Drang zum Geheimnis für uns sichtbar werden lassen. Die Sagen von frevelhaften Taten, versunkenen Schlössern und Kirchen, vom Wirken und den Zeichen Gottes, von Tieren und Tierverwandlung, von allerlei wunderbaren Ereignissen und Dingen, von Namen, stellen so etwas wie eine Wissenschaft des Volkes dar, eine Wissenschaft vom Leben und Schicksal des Menschen, von der Erde, von dem, was dem Volk Geschichte ersetzt und ist; in einem kurzen Schlußabschnitt weitet dieses Bild sich aus zu ein paar Ansätzen, sich über der Welt Lauf und Geschick Gedanken zu machen. — In diese Einteilung fügen sich die an die Spitze gestellten „historischen“ Sagen schlecht ein. Da aber ein Kapitel historische Sagen vom Verlag ausdrücklich gewünscht wurde, so mögen sie nunmehr bildnishaft von vornherein die Geschehnisse des Bodens und seines Volkes vor dem Leser auferstehen lassen.

Aber auch abgesehen von dem etwas abseitsstehenden Kapitel der historischen Sagen ist zu sagen, daß die Einteilung ihre Mängel hat. Es sind dieselben Mängel, die immer zutage treten, wo zum Zwecke der Ordnung und besseren Überschaubarkeit Einschnitte gemacht werden müssen in einen Gegenstand, der organisch gewachsen und gegliedert ist wie ein lebendes Wesen. So wird sich auch hier Zusammengehöriges gelegentlich auseinandergetrennt finden, die Meinungen über Zweckmäßigkeit einer Einteilung können in vielen Punkten verschieden sein. Der Herausgeber hat versucht, sein bestes zu tun, damit die inneren Zusammenhänge aus den Sagen selbst heraus sichtbar werden. — Es soll nicht verschwiegen sein, daß auch über die erwähnten Mängel hinaus die befolgte Einteilung nicht ein Ideal darstellt, wenn, wie hier, das Ziel verfolgt wird, den Menschen aus den Sagen hervortreten zu lassen; für diesen Zweck ist auch diese Einteilung noch zu sehr im Gegenständlichen befangen (etwa Alf, Untererdschen). Am fruchtbarsten wäre es, den Sagenstoff zu zerlegen nach den Grundkräften des menschlichen Fühlens, seines Wünschens und Sinnens, denen die Sagen ihr Dasein verdanken, die sich in den Sagen wenigstens spiegeln. Es wäre etwa das zusammenzustellen, was aus dem Grauen vor dem Geheimnisvollen, was aus dem Unverstandenen in Natur und Menschenleben, das der Geist doch verstehend durchdringen will, was aus dem alten Traum nach Reichtum usw. kommt. Es wird dem Kundigen sofort einleuchten, daß bei einer solchen Gliederung die Darbietung der Sagen in einer verhältnismäßig ursprünglichen Form nicht mehr möglich wäre, weil sich dann in jeder Sage noch mehr verschiedene Einteilungsprinzipien durchschneiden würden, als es jetzt schon manchmal der Fall ist. Sollte also der Charakter des Buches als eines Sagenbuches gewahrt bleiben, das wirkliche Sagen in lesbarer Form darbietet und sie nicht nur stück- und motivweise für eine systematische Untersuchung heranzieht, so galt es, sich auf einem Mittelwege zu bescheiden: Eine Ordnung zu befolgen, die den Menschen so gut wie möglich hervortreten läßt, ohne das doch um den Preis der Zerstückelung der Sagen zu erkaufen.

Die Geschichte des Landes in der Sage.

Für die Chroniksagen der älteren Zeit, die schon in der Sagensammlung von Tettau und Temme stehen, ist „Tettau, nach...“ zitiert. Wo die Wiedergabe, wie meist, gut und ansprechend war, ist die Form mit kleinen Änderungen aus Tettau entnommen. Es wurden jedoch in allen Fällen die ursprünglichen Quellen verglichen und, wenn es nötig war, auch größere Umgestaltungen oder Erweiterungen des Tettauschen Textes vorgenommen. — S. 35. **Die heilige Eiche:** IfH 399 hs, Reidnitz; von einer 49 Jahre alten Frau Rippke, die diese Sage in ihrer Jugend in ihrem Geburtsort Sanditten, Kr. Wehlau, gehört hat. Ob in der Sage, die Guttzeit auf S. 13, mitteilt, „Der goldene Königssarg“, Erinnerungen an noch weiter zurückliegende Zeiten, die Zeiten der Wikingerbesuche an den Küsten des Samlandes, bewahrt sind, oder ob in ihr nur verworrene Kunde aus der Schwedenzeit des 17. Jhd. zu sehen ist, ist nicht zu entscheiden; wahrscheinlicher ist das letzte. Hier die Sage: Die Leute, die in der Gegend von Pottlitten wohnen, erzählen aus ganz alter Zeit folgende Sage: Von Nordwesten, aus Fischhausen oder Pillau, kam einmal ein fremdes Schiff, das der Wind rasch vorwärts trug. Es legte an der Haffküste an. Sechs große, starke Männer stiegen aus; sie trugen auf ihren Schultern eine schwere Last. Es war ein goldener Sarg. In dem Sarge lag die Asche eines toten Schwedenkönigs. Heimlich und ohne ein Wort zu sprechen, gingen sie in den Pottlitter Grund. Hier schaufelten sie ein Grab, senkten den goldenen Sarg hinein und deckten sorgfältig Erde darüber, damit niemand die Stelle fände, wo sie ihren König begraben hatten. Dann fuhren sie übers Haff in ihre Heimat zurück. Aber als sie dort ankamen, wurden sie alle getötet, damit niemand es wüßte, wo der goldene Sarg in der Erde ruht. Man sieht im Pottlitter Grund in der Gegend des Pillenberges mehrere kleine Hügel. Einer von ihnen soll den goldenen Sarg bergen. Andere sagen wieder, der goldene Sarg wäre im Bachtal bei Warnikam oder gar im Pillenberge begraben. Dazu die Sage IfH 678 hs, Stadie: Auf dem Berg am Wald von Trulick im Kreis Fischhausen ist ein Jüngling in einem goldenen Sarg begraben. Sechs junge Leute trugen und begruben ihn. Dann wurden sie getötet, damit keiner die Stelle weiß. — S. 35. **Ein christlicher Leutnant:** nach Guttzeit S. 7. Statt Leutnant ist wohl Priester zu lesen. — S. 36. **Die Ritter in Bündken:** Lemke III, S. 130 Nr. 119. — S. 36. **Der Ritter im Sprindberg:** IfH 269 hs, Rohse. Dieselbe Sage erzählt noch weiter, wie dann wieder vor hundert Jahren ein Knecht mit einem Fuder Heu im Sprindloch versunken sei, und daß bei der Gelegenheit die „Manns“ versucht hätten, mit zwölf zusammengebundenen Ochsenketten den Grund des Sprindloches zu ermassen. Sie hätten aber keinen Grund gefunden. — S. 36. **Ein unterirdischer Gang:** IfH 256 hs, Kunz; der Erzähler, 78 Jahre alt, „hat es als Kind von einem alten Onkel“ gehört. — S. 36. **Die Johannikirche in Bartenstein:** IfH 528 hs, Grohnert. Vom Erzähler in seiner Jugend in der Schülerpension in Bartenstein von einer damals schon alten Dame gehört. — S. 37. **Der getreue Macko:** Tettau Nr. 32, nach Lucas David T. III, S. 18. — S. 37. **Die Herrlichkeit des Deutschen Ordens:** Tettau Nr. 34, nach Grunau Tract. X. Kap. 1

und Dusburg P. III, Kap. 12. — S. 37. Michael Rimpitz: Tettau Nr. 69, nach Grunau Tract. X, Kap. 1. — S. 38. Herkus Monte und Hirsehhals: Tettau Nr. 53, nach Dusburg P. III, Kap. 86, Casp. Schütz, fol. 29 u. Lucas David T. IV, S. 46. — S. 38. Die heilige Jutta: Tettau Nr. 113, nach Lucas David T. IV, S. 88 ff. u. Leo, S. 99 ff; eine zweite preußische Heilige war die heilige Dorothea, die in Marienwerder starb; vgl. Tettau Nr. 119. — S. 39. Die Hilfe vom Himmel: 1: Tettau Nr. 51, nach Leo S. 99; 2: Tettau Nr. 52, nach Dusburg P. III, cap. 136; 3: Tettau Nr. 65, nach Leo S. 101; 4: Tettau Nr. 111, nach Hennenberger S. 159. — S. 40. Das Totenglücklein von Bartenstein: Tettau Nr. 64, nach Dusburg P. III, cap. 116; Leo S. 106 u. Bergenroth S. 241—246. — S. 41. Hans von Sagan: Tettau Nr. 89, nach Rohde S. 15 f.; Luc. David T. VI, S. 87; Erl. Pr. I, S. 630. — S. 41. Der Schuß auf den Pfeiler: Tettau Nr. 98, nach Casp. Schütz, fol. 103. Diese Geschichte wird als im Jahre 1410 nach der Tannenberger Schlacht geschehen gedacht. — S. 42 Herr Wolfgang Sauer: Tettau Nr. 90, nach Hennenberger S. 391 ff. — S. 43. Das Bernsteinrecht: Tettau Nr. 120, nach Grunau Tract. I, Kap. 5 — S. 43. Valtin Supplit: Tettau Nr. 128, nach Luc. David T. I, S. 118 u. 123; Hennenberger S. 351. — S. 45. Der letzte Mönch von Wehlau: Plenzat S. 26 f. — S. 45. Das Abendmahl in Thorn: Tettau Nr. 130, nach Zerneck S. 135. — S. 45. Der Irrlehrer Osiander: Tettau Nr. 135. — S. 46. Die Schweden in Pr. Mark: Lemke III, S. 130, Nr. 111. Das Motiv, daß Belagerte irgendwelche Nahrungsmittel zum Feinde hinüberschießen, ist auch in Ostpreußen ein rechtes Wandermotiv, kommt nicht nur in den Schwedensagen vor. Dabei ist meist, wo es verwandt wird, zum Ausdruck gebracht, daß der Käse, oder was es sonst war, das man hinüberschoß, das letzte war, was man zu essen hatte. Das Gelingen der List bekommt dadurch eine noch größere Bedeutung als in der abgedruckten Sage. Unter den Schwedensagen ist es die vom „Glomssack zu Memel“, die das erwähnte Listmotiv benutzt; vgl. Erl. Pr. IV, S. 240. Ähnlich Tettau Nr. 225. — S. 46. Der Kösnicker Trompeter: Reusch Nr. 91. — S. 47. Gottes Gericht über den Schwedenkönig: IfH 519 hs, Grannas. — S. 47. Die Kriegskasse der Schweden: Heimat u. Leben I, Nr. 6 S. 4, Gottschalk — S. 48. Der Tatarenstein bei Neidenburg: nach U. Heimat 17. Jg. S. 11. — S. 48. Der Tatarenhügel bei Gr. Wollisko: nach U. Heimat 8 Jg. S. 305 u. U. Masurenland VII, Nr. 10, S. 44. — S. 48. Die Ausbreitung der Pest: IfH 491 hs, Koriath. Bemerkenswert ist noch die in U. Heimat IX, S. 137 abgedruckte Sage mit dem Motiv, daß eine alte Frau aus dem Dorf Grunzig vor der herannahenden Pest unter dem Gebet aller Dorfbewohner das Dorf mit einer tiefen Furche umzirkt, eine schwarze und eine weiße Kuh vor den Pflug gespannt. Sie selbst bricht nach Vollendung der Arbeit von der Anstrengung zusammen und stirbt; das Dorf jedoch hat sie durch ihre Tat gerettet. Die starke „dichterische“ Verbrämung der Erzählung (Paul Dahms) läßt es allerdings zweifelhaft erscheinen, ob das Motiv an diesem Ort wirklich aus dem Volke her stammt, zumal es mir für Ostpreußen nur an dieser Stelle bezeugt ist. — S. 49. Die Pestmänner auf der Kurischen Nehrung: U. Heimat IX, S. 153 f., Erminia von Olfers-Batocki. Obwohl die

Sage von der Aufzeichnerin leicht künstlerisch gestaltet wurde, ist sie doch aufgenommen, weil kein Grund zum Zweifel besteht, daß das Motiv wirklich aus dem Volksmund stammt. Einige rein dichterische Ranken sind abgetrennt worden. — S. 50. Die Pest in Stigehnen: Reusch Nr. 92. — S. 51. Die eingesperrte Pest: Tettau Nr. 234. — S. 51. Die verlorene Schwachpartie Friedrich Wilhelms I.: nach Apr. Ms. Schr. VII, S. 557, Rogge. — S. 52. Frau Stolle und die Kosaken: Braun II, S. 58 f. — S. 52. Der alte Fritz wandert durchs Land: Lemke III, S. 131, Nr. 112. — S. 52. Der Alte Fritz als Richter: nach IfH 332 hs, Bertulat. Die Sage knüpft sich an den Grabstein des Amtrats Niederstetter auf dem Domänenfriedhof von Stannaitschen; Niederstetter ist 1789 gestorben. Die Anfangsworte der Grabinschrift „Hier ruht die Redlichkeit begraben, Herr...“ mögen, falsch aufgefaßt, zur Entstehung der Sage geführt haben. — S. 54. Die Bittschrift: U. Mas. Land VIII, Nr. 24, S. 95, Luckat, Jeziorowski. — S. 55. Die harte Strafe: IfH 10 hs, Tolkmitt. — S. 55. Napoleon und der Eylauer Glöckner: IfH 335 hs, Pödehl. — S. 55. Napoleon im Kasten: IfH 533 hs, Grannas. — S. 56. Glück und Glas...: Plenzat, S. 31 f. — S. 56. Die verräterischen Krähen: nach Braun, Mas. S. 82 ff. — S. 57. Der Rückzug aus Rußland: Lemke III, S. 131 f., Nr. 113/114. — S. 57. Die Franzosenweide: IfH 537 hs, Grannas. — S. 58. Der Franzosensee: IfH 229 hs, Reidenitz. — S. 58. Der Räuber Schekorra: IfH 312 hs, Christowzik. — S. 58. Die drei Räuber vom Pachtzkgiraben: Heimatkd. Bl., Jg. II, Nr. 5, S. 36, Stärk. — S. 59. Die Machulzen: IfH 540 hs, Grannas. — S. 60. Vom Räuber Sierke: IfH 147 hs, Lindecke; aus der Toppriener Schulchronik, handschr. von Lehrer Lindecke. Die Wiedergabe ist etwas gekürzt. — S. 61. Noch einiges vom Räuber Sierke: IfH 4 bis 8 hs, Borm. — S. 61. Kriegsvorzeichen: Lemke III, S. 116, Nr. 80. — S. 62. Prinz Friedrich Karl: Lemke III, S. 132, Nr. 115. — S. 62. Kaiser Wilhelm I im Kriege 1870/71: Lemke III, S. 132, Nr. 116. — S. 62. Der Kronprinz Friedrich 1870/71: Lemke III, S. 133, Nr. 117. — S. 62. Der Blutregen im Jahre 1914: Ndd. Zs. f. Vkde. VII, S. 186, Reich. A. a. O. ist die Sage in plattdeutscher Sprachform gebracht. Dort findet sich auch der Hinweis auf eine Sage vom Blutregen, die sich an die Zeit kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges knüpft. Dasselbe Motiv, aber verbunden mit dem Auftreten eines koboldartigen, weissagenden Wesens: ebenda, S. 184 ff. — S. 63. Die drei Hähne in der Jurgaitsohen Kirche: ebenda, S. 186 f. Ebenfalls aus dem Plattdeutschen übertragen. — S. 63. Der Graurock von Gumbinnen: ebenda, S. 184, aus dem Plattdeutschen übertragen. — S. 64. Ein Nachtwächter pfeift dreizehn: ebenda, S. 183, Charlotte Wüstendörfer. Zu der Sage von den drei Särgen vgl. Plenzat in Ostpr. Heimat, Jg. II, Spalte 168 ff.; ders. in Zs. d. Ver. f. Vkde., Jg. 25, S. 400—402; Bolte in Zs. d. Ver. f. Vkde, Jg. 26, S. 89; Plenzat, ebenda, S. 211. An der letzten Stelle wird eine russische und eine serbische Variante mitgeteilt. Vgl. a. Brehmer in Ostpr. Heimat, Jg. II, Sp. 141—146. — S. 64. Der Tod des Kriegers: IfH 14 hs, Raudonat. — S. 65. Das graue Heer: nach einer Mitteilung von Frau Lisa Treike. — S. 65. Hindenburgs treuer Hund: Mitteilung von Frau Treike.

Der Mensch, seine geheimnisvollen Kräfte und übernatürlichen Fähigkeiten.

S. 65. **Die Seele als weiße Maus:** nach U. Heimat XV, S. 90 f.; die Sage wird an der angegebenen Stelle noch weiter geführt, jedoch gehört jenes Motiv nicht mehr hierher. Die mitgeteilte Sage ist insofern unvollständig, als die Seele des Wanderers, die weiße Maus, ja erst wieder in den Mund des Schlafenden hätte zurückkehren müssen, wie das sonst deutsche Sagen auch erzählen. — S. 66. **Die verklärten Seelen:** Tettau Nr. 66 nach Leo S. 113. Sagen von der den lebenden Menschen gelegentlich verlassenden Seele scheinen in Ostpreußen nicht sehr verbreitet zu sein (soweit nicht die Marsagen hierher gehören). Über die dem Menschen im Augenblick des Sterbens entweichende Seele sind die Vorstellungen sehr reich. Etwa: „Wenn der Mensch stirbt, so verläßt ihn die Seele; das ist ganz deutlich zu sehen. Der letzte Odem, den der Mensch ausstößt, ist ein blauer Fraderi: das ist die Seele. Weiß der liebe Gott, wo sie bleibt; manch einer könnt's bezeugen“. (Lemke III, S. 125, Nr. 100.) Das durch den Atlas der deutschen Volkskunde unter der Frage 159 c hierüber eingekommene Material dürfte mit Vorsicht zu benutzen sein; denn auffallend häufig finden sich die Antworten „wie ein Vogel, Schatten, Rauch“, welche drei Bezeichnungen mit einem „z. B.“ bereits in die Frage des Fragebogens aufgenommen sind. Außerdem wird aber auch an dieser Stelle hin und wieder „wie eine Maus“ gebracht, was vielleicht doch darauf schließen läßt, daß diese Anschauung von der den lebenden Körper zeitweilig verlassenden Seele weiter verbreitet ist, als es nach dem bloßen Sagenmaterial den Anschein hat. — S. 66. **Das Alptrücken:** nach IfH 484 hs. — S. 67. **Maren müssen Wasser durchschwimmen usw.:** Tettau S. 273. — S. 67. **Zusammengewachsene Augenbrauen:** Heimat u. Leben V, Nr. 9, Berg. — S. 67. **Paten machen das Kind zur Mar:** Patenvers: aus Bieberstein, Kr. Gumbinnen, Material des Atlas d. dt. Vvde., Frage 174; Unterredung der Paten: IfH 216 hs, Klein; Hebamme verwünscht Patenkind: Treike S. 5; Umbetten des Täuflings: nach Plenzat S. 52; Sonntagskind nicht Sonntags taufen: Lemke I, S. 42; Mar durch die Art der Stillung: U. Mas. Land III, S. 12. — S. 68. **Drei Töchter sind Maren: I.:** IfH 248 hs, Schlesier. Ähnliche Sagen werden in Ostpreußen häufig erzählt. Das Umtaufen ist das allgemeine Mittel, eine Mar von ihrem Fluch zu befreien. Gelegentlich wird es auch auf den Wechselbalg und den Werwolf angewandt. 2.: Toeppen, S. 30. — S. 69. **Die Mar als viereckiger Klotz:** IfH 629 hs, Wunsch. Was das „bis die Zeit rum war“ bedeutet, ist nicht ganz klar. Vielleicht ist gemeint, daß die Verwandlung bis zum Morgendämmern anhielt, um welche Zeit die Maren gewöhnlich ihre menschliche Gestalt wieder annehmen. — S. 69. **Die Mar auf dem Sieb:** Lemke I, S. 68. — S. 69. **Die Mar als Reifen:** Tettau S. 273 f. — S. 70. **Mar als Perücke:** Lemke I, S. 68. — S. 70. **Die Mar als Strohalm:** N. Pr. Pr. Bll. I (1846), S. 394. — S. 70. **Die Mar als bleierne Nähnaedel:** nach Reusch Nr. 2. — S. 70. **Die erhängte Mar:** Heimat u. Leben I, Nr. 2. Die Sage ist so nicht ganz verständlich; es liegt doch wohl die Vorstellung zugrunde, daß der Junge mit dem Bindfaden die Seele der

Mar getötet hat. — S. 70. Die getötete Mar: Toeppen S. 29 f. — S. 71. Die Mar verbrannt: Heimat u. Leben V, Nr. 9. — S. 71. Die Mar als Katze gefangen: Tettau S. 274. — S. 71. Die Mar als Birne gegessen: IfH 421 hs, Tulewski. — S. 72. Eine Mar geheiratet: 1. Treike S. 29 f; 2.: nach U. Mas. Land III, Nr. 2, S. 12. — S. 72. Schwingblatt: Lemke I, S. 67. — S. 73. Mar ruft einen Handwerksburschen: Reusch S. 3 f. — S. 73. Die abgewehrte Mar: 1.: Kbg. Tageblatt v. 8. 3. 1936, Bohrke; 2.: Toeppen S. 29. — S. 74. Die Mar wegwünschen: 1.: nach U. Mas. Land II, Nr. 7; 2.: Lemke I, S. 67. Derartige Wünsche, die mit einem Arbeitsauftrag verbunden sind, sind ja bei den Segensformeln gang und gäbe und wohl von dort her gelegentlich in den Kreis um die Mar übertragen. — S. 74. Die Mar einladen: 1.: U. Mas, Land II Nr. 7, Borowski; 2.: Toeppen S. 30; 3.: Heimat u. Leben II, Nr. 7, Hallmann; 4. Heimat u. Leben V, Nr. 9, Berg. — S. 75. Mar im Pferdestall: Heimat u. Leben I, Nr. 7. — S. 75. Der Blutfleck: Heimat u. Leben I, Nr. 2. — S. 75. Mar als Birne im Pferdestall: IfH 440 hs, Fiedler. — S. 76. Die Marenzöpfe der Pferde: Heimat u. Leben II, Nr. 15. — S. 76. Mien Arm, mien Arm: nach Heimat u. Leben II, Nr. 7, Hallmann u. IfH 409 hs, Podelh. — S. 76. Der Knecht als Mar im Pferdestall: Heimat u. Leben V, Nr. 9, Berg. Tettau beschreibt die Mar auch als den „Geist eines alten Mannes oder Weibes ohne Haare, oft mit Fittigen“, S. 274. In einer Sage aus dem Kreise Johannisburg wird die Mar als kleines, altes Weib mit großem Buckel und Augen, die wie Feuerkohlen blänkern, geschildert. Wie hier die Annäherung der Mar an gespenstische und koboldartige Vorstellungen ersichtlich ist, so vermischt sie sich gelegentlich auch ganz mit dem Typus des dienstwilligen Untererdschkes, wie ja diese ihrerseits sehr oft von den Maren den Zug des Zöpflechtens übernommen haben. In diesem Zusammenhang ein Beispiel: In einem Dorfe erblickte ein Mann die smorra im Stalle. Er putzte gerade die Pferde, die smorra wollte helfen. Der Mann erlaubte es ihr. Sie kam jeden Tag; als sie wieder einmal kam, verdrosch er sie. Von jetzt an ließ sie sich nicht mehr sehen. (Heimat u. Leben II, Nr. 13, Häusler.) Eine ganz abseits stehende Vorstellung, die sich garnicht in die sonstigen Marsagen eingliedert, sei an diesem Orte noch mitgeteilt: Die Mar erschien oft in Gestalt einer Katze mit langem Schwanz. Den benutzte sie, um die Menschen zu foppen und zu ärgern. Wenn man z. B. einen beiseite hingeleghen Gegenstand wieder zur Hand nehmen wollte, so war er nicht da, er war verschwunden. Kein Wunder, die Mar hatte ihn eben mit ihrem Schwanz bedeckt. Hatte man nun alles umgekrant und sich halbtot gesucht, so fand man schließlich den Gegenstand genau an derselben Stelle, wo man ihn hingeleghet hatte: die Mar hatte unterdes ihren Schwanz wieder weggenommen. (U. Mas. Land III, Nr. 2, S. 12.) Es wäre daran zu denken, ob diese Vorstellung nicht einem scherzhaften Einfall ihr Vorhandensein verdankt. — S. 77. Der böse Blick: 1.: Toeppen S. 38; 2.: Lemke III S. 70; vgl. a. IfH 763 hs, 764 hs, Rose. In Masuren heißt der böse Blick urok, aber auch allerlei Übelkeit usw., die durch den bösen Blick hervorgerufen wird, wird so genannt. (S. Toeppen S. 37 f.) — S. 77. Den Tod sehen: Lemke I, S. 65. — S. 77. Der Tod sitzt unter dem Holzhafen: nach Reusch Nr. 41. — S. 78. Der Geisterseher

aus dem Heinrichswaldschen: Apr. Ms. Schr. XV, S. 448 f. — S. 78. Tod vorhersehen: IfH 448 hs, Tröder. — S. 78. Geist macht schiefe Mäuler: Reusch Nr. 39. — S. 78. Die erleuchtete Kirche: nach Borbstädt S. 98 f., gekürzt. — S. 79. Der Küster von Jedwabno: nach U. Heimat XIII. S. 30. — S. 80. Der Todseher am Kreuzweg: Treike, S. 9. — S. 80. Den eigenen Tod voraussehen: Reusch Nr. 41. — S. 80. Ein Sonntagskind sieht Geister: IfH 608 hs, Pelz. — S. 80. Über die Sonntagskinder: Lemke I, S. 42. — S. 81. Hundetränen und Geistersehen: nach Apr. Ms. Schr. XV, S. 448, Langkusch. — S. 81. Geisterseherin und Hund: IfH 373 hs, Sperling. — S. 81. Der Tote hilft den Sarg zurechtheben: Treike S. 9. — S. 82. Die Toten auf der Friedhofsmauer: Borbstädt, S. 97. — S. 82. Der Tote folgt seinem Bruder: Lemke I, S. 65 f. — S. 82. Den Tod ins Sterbelaus tragen: Lemke I, S. 67. — S. 83. Den Geist des Todgeweihten tragen: Lemke III, S. 51. — S. 83. Geister tragen: Apr. Ms. Schr. XIX. S. 504, Rogge. — S. 83. Der Geisterträger von Nikolaiken: N. Pr. Pr. Bl. IX (1850), S. 467 f. — S. 83. Geisterträger in Allenburg: Apr. Ms. Schr. XV, S. 449. — S. 83. Den Toten aus dem Wege gehen: IfH 292 hs, Reidys. — S. 84. Den toten Mann zum Kirchhof führen: Ndd. Zs. f. Vkd. XI, S. 110 f., Bohrke. — S. 84. Ein totes Kind abbringen: ebenda XI, S. 111, Bohrke. — S. 85. Die gestorbene lahme Bauersfrau: ebenda XI, S. 111, Bohrke. — S. 85. Vergessen, die Tote abzubringen: ebenda XI, S. 109 f., Bohrke. — S. 85. Die Hexe Stasy: Tettau Nr. 134, nach Hennenberger, S. 188. — S. 86. Der Blocksbergtritt: N. Pr. Pr. Bl. I (1846), S. 228, Funk. Die letzten plattdeutschen Sätze sind wörtlich die Worte des Erzählers. Die Übereinstimmung dieser Darstellung vom Blocksbergtritt mit der in Grimmelshausens *Simplicius* ist sehr auffallend. — S. 87. Die Hexen auf dem Kaddigsberge: nach Gutzzeit, S. 14 f. — S. 87. Müllerinnen auf dem Blocksberg: Reusch Nr. 84. Als Hexentanzplätze werden noch angesehen ein runder Platz bei Hartigswalde und die Skekszkalnis (Huronberg). Die Skekszkalnis ist eine kleine, bewaldete Anhöhe bei Bittkallen, Kr. Labiau. IfH 207 hs, Szepannek u. IfH 446 hs, Minuth. — S. 87. Die Bierhexe: N. Pr. Pr. Bl. III (1846), S. 374 f., Funk. Fast dasselbe erzählte vor etwa 60 Jahren ein damals achtzigjähriger Mann aus der Niederung: Als die Sache herauskam, heißt es dann in jener Sage: „Noch an demselben Tage jagte der Mann das Weib aus dem Hause und ließ sich später von ihr scheiden. Es wurde zwar ein anderer Grund angegeben, aber alle wußten, was die Glocke geschlagen hatte.“ (Apr. Ms. Schr. XV S. 440 f., Langkusch.) — S. 88. Hexen als Katzen gondeln im Braukessel: N. Pr. Pr. Bl. II (1846), S. 375 f. — S. 88. Die schlimme Hausfrau als Katze: Pr. Pr. Bl. XXII, S. 441, Reusch; Reusch Nr. 84. — S. 89. Die Hexe als Käse: Pr. Pr. Bl. XXII, S. 440 f., Reusch; hier haben sich wohl Mar- und Koboldvorstellungen hineingemischt. — S. 89. Die Schwarzkünstlerin und der Teufel: IfH 268 hs, Rohse. — S. 90. Der Teufel holt eine Hexe: IfH 422 hs, Tulewski. — S. 91. Hexen in der Johannisnacht: nach Heimat u. Leben I, Nr. 2. — S. 91. Milchzauber: nach IfH 482 hs, Geede. — S. 91. Milch- und Wetterzauber: nach Lemke III, S. 115, Nr. 79. — S. 92. Die Gänsehexe: Apr. Ms. Schr. XV, 412 ff., Langkusch. — S. 92. Beschütten

und böse Stellen: Toeppen, S. 38. — S. 93. Ein Mädchen lahm gehext: nach Lemke I, S. 111 f. — S. 93. Totbeten, totsingen: Toeppen S. 40 f.; Tettau S. 267. — S. 94. Gegen den Milchzauber: 1.: nach Lemke I, S. 84; 2.: nach Heimat u. Leben II, Nr. 7, Hallmann. — S. 95. Die Hilfe des Hexenmeisters: nach IfH 517 hs, Hülsen. — S. 95. Hexenmeister vertreibt Hexe: nach IfH 374 hs, Krüger. — S. 95. Der Oberhexer: Toeppen S. 36 f., S. 39. — S. 96. Der Zauberspiegel: Toeppen S. 39. — S. 96. Zauberbücher: nach Lemke III, S. 72 u. IfH 775 hs, Rose. — S. 97. Oblatenzauber einer Bienen diebin: nach U. Heimat XV, S. 43, Borbstädt u. Plenzat S. 55. — S. 97. Wohlstand durch Oblatenzauber: 1. Apr. Ms. Schr. III, S. 397, Toeppen; 2.: nach U. Heimat XV, S. 43, Borbstädt u. Bortstädt S. 144. — S. 97. Juden treiben Oblatenzauber: 1.: Tettau Nr. 71; 2. IfH 219 hs, Klein. — S. 98. Juden allgemein: IfH 760 hs, Rose. — S. 98. Die Rache der Teerjuden: IfH 42 hs, Czinscholl. — S. 99. Zigeuner: 1.: Lemke I, S. 110 f.; IfH 513 hs, Grannas; 2. IfH 753 hs, Rose. — S. 99. Augenverblenden: Toeppen S. 41. — S. 99. Der Alte Dessauer als Zauberer: Tettau Nr. 155. — S. 100. Der Alte Dessauer macht Soldaten: Lemke III, S. 130, Nr. 110. — S. 101. Unsichtbar machen: Tettau S. 266 u. IfH 4 hs, Borm. — S. 101. Luftfahrer: Lemke II, S. 13, Nr. 21. — S. 101. Schwarzkünstler verschwindet in der Luft: nach Grunau, Tract. XVIII, cap. 1. — S. 102. Freimaurer allgemein: Lemke III, S. 116, Nr. 81; IfH 273 hs, Doepner; IfH 323 hs, Loerzer; Erm-land mein Heimatland, 1931, Nr. 5, S. 20. — S. 102. Ein Müller kauft Seelen: IfH 438 hs, Bartsch. — S. 102. Der erhängte Kutscher: nach IfH 408 hs, Podehl. — S. 103. Das durchstochene Bild: nach IfH 407 hs, Podehl, u. N. Pr. Pr. Bl. VII, (1849), S. 472. Die Sage ist nicht ganz klar; es ist wohl vorausgesetzt, daß die Herren vom Gericht mit dem Freimaurer unter einer Decke steckten. — S. 103. Teufel holt den Freimaurer: IfH 649 hs, Hempler. — S. 103. Ein Freimaurer weiß alles: IfH 649 hs, Hempler. — S. 104. Der Oberförster als Doppelgänger: nach IfH 556 hs, Grannas. — S. 103. Der Alte Dessauer: nach Plenzat S. 29, aus Obgartel: Reg.-Bez. Gumbinnen. — S. 104. Der Oberinspektor als Doppelgänger: nach Treike S. 26. — S. 105. Der Doppelgänger im Woplauker Walde: nach Plenzat S. 57 f. — S. 105. Weiße Schlange und Doppelgänger: nach Reusch Nr. 4. — S. 105. Der Doppelgänger der Hausfrau: IfH 466 hs, Szoebb. Der Einsender überschreibt die Sage irreführend: Der Alf in Gestalt der Hausfrau. — S. 106. Doppelgänger arbeitet doppelt: Apr. Ms. Schr. XV, S. 442, Langkusch. — S. 106. Doppelgänger in Hundegestalt: IfH 407 hs, Podehl. Ähnliches wird berichtet vom Gutsbesitzer K. aus Wenzken, Kr. Angerburg (IfH 467 hs, Szoebb) und von einem Gutsherrn im Kreise Stallupönen (IfH 325 hs, Loerzer). In diesen drei Sagen hat sich das Motiv von der Verwandlung einer Hexe (oder des männlichen Gegenstücks) in ein Tier mit der Doppelgängervorstellung vermischt. — S. 106. Eine andere Art von Doppelgänger: zum Allgemeinen: Heimat u. Leben IV, Nr. 2, S. 3 und Lemke I, S. 68 f.; die Sage: Lemke II, S. 281. Diese Doppelgängervorstellung zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem nordgermanischen fylgjen-Glauben, obwohl der Doppelgänger hier als männlich gedacht ist. Die angeführte Sage, die einzige mir bekannte

dieser Art aus Ostpreußen, ist jedoch wenig ursprünglich. Offensichtlich ist die abweichende Vorstellung hier einem Sagengerüst vom ersten Doppelgängertypus aufgeklebt worden. — S. 107. **Der Freischütz von Sorquiten:** Plenzat S. 57 u. Lemke III, S. 72. — S. 107. **Die Flinte des Wilddiebs:** Apr. Ms. Schr. III, S. 397, Toeppen. — S. 107. **Festmachen:** N. Pr. Pr. Bl. I, (1846), S. 20. — S. 108. **Festgemachte Holzdiebe:** Heimat u. Leben I, Nr. 5, S. 3. — S. 108. **Festgemachte vor Sonnenaufgang lösen:** Lemke II, S. 290. — S. 108. **Ein Jude als Festmacher:** IfH 183 hs, Podehl. — S. 108. **Wolfbannen:** Reusch Nr. 86. — S. 109. **Geister beschwören:** nach Apr. Ms. Schr. XV, S. 442 f., Langkusch. — S. 109. **Teufelaustreibung:** Toeppen S. 122 und U. Mas. Land V, Nr. 16, S. 72. An der letzten Stelle nähere Angaben über die Herkunft des Berichtes. — S. 110. **Verbannung ins Hohe Holz:** IfH 160, Grunwald. — S. 111. **Schlangbanner:** 1. Apr. Ms. Schr. XV, S. 412 ff.; 2.: nach Jung-Ostpreußen, V, S. 7 f. — S. 111. **Der Herr von Bardeleben:** IfH 100 hs, Fischer. — S. 112. **Die Grafen von der Trenck:** nach N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 465 f. — S. 112. **Der Besitzer Kühne in Willkassen:** IfH 266 hs, Karos. — S. 112. **Das Agathenbrot:** Ermland mein Heimatland, 1936, Nr. 6, S. 23 f., Hennig. — S. 113. **Pfarrer bannt Feuer:** Lemke II Nr. 45, S. 24. — S. 113. **Kennzeichen des Werwolfs:** Toeppen S. 31 i.; S. 32 aus dem Posenschen auch ein Mittel, wie man feststellen kann, ob ein Wolf in Wirklichkeit ein Werwolf ist. — S. 113. **Der Werwolf und der Baumstumpf:** nach U. Mas. Land IX, Nr. 11, S. 44. — S. 113. **Werwolf mit dem Leibriemen:** Reusch Nr. 85. — S. 114. **Die beiden Freunde und der Werwolf:** nach Kbg. Tageblatt 1934, Nr. 40, S. 3, Bohrke. — S. 114. **Wie wird ein Mensch zum Werwolf?:** Reusch Nr. 85; IfH 162 hs, Grunwald. — S. 114. **Ein Werwolf zur Zeit Herzog Albrechts:** Toeppen S. 31. — S. 115. **Die stille Frau:** IfH 432 hs, Rohse. — S. 115. **Die Wölfe des Werwolfs:** IfH 722 hs, Grohnert.

Die Toten, Totenspuk und dämonischer Spuk.

S. 117. **Voranmelden des Soldaten:** IfH 393 hs, Bartsch. — S. 117. **Einer besieht sich seinen Leichenwagen:** IfH 372 hs, Bartsch. — S. 118. **Der Onkel auf dem Iltis:** IfH 259 hs, Preuß; ähnlich IfH 418 hs, Tulewski. — S. 118. **Tod-meldet Todesfall an:** nach Toeppen S. 105. — S. 118. **Der Ruf am Fenster:** IfH 300 hs, Reidys. — S. 118. **Die Scheunentür sperrt:** IfH 353 hs, Rostock. IfH 712 hs erzählt, daß ein Mann, der des Nachts mit Pferd und Wagen nach Hause zurückkehrte, die Pferde nicht über einen nahe seinem Hause gelegenen Graben zu bringen vermochte. Er mußte sie schließlich bei einem Nachbarn einstellen. Als er zuhause ankam, erfuhr er, daß sein Bruder ertrunken sei. — S. 118. **Die von selbst nähernde Nähmaschine:** IfH 711 hs, Kaschub. — S. 119. **Blutsauger, Nachzehrer oder Vampyre:** nach Toeppen S. 114 f.; Tettau S. 275—277. Einen ganz jungen Fall von Grab- und Leichenschändung aus dem Vampyrglauben heraus berichtet aus Putzig in Westpreußen der in Rhein, Kreis Lötzen, wohnende Bäckermeister Brueß: IfH 622 hs. Vgl. a.

Ostland XV, S. 359 u. Masovia IX, S. 179—181. — S. 120. **Der lebende Leichnam:** U. Heimat XI, S. 136, Didßun. In einer anderen Sage steht der in der Kammer aufgebaarte Tote, der ein großer Kartenspieler gewesen war, plötzlich in der Kammertür und mischt sich in das Kartenspiel seiner drei Söhne in der Stube mit der Frage: „Wat ös Trompf?“ ein. (Schwarzien S. 36 ff.) — S. 120. **Der ruhelose Leichnam:** Tettau Nr. 86, nach Sebast. Moeleri Chronic. (M. S.) und Leo S. 119. — S. 121. **Die verstorbene Mutter stillt ihr Kind:** Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 339 f., Frischbier. — S. 121. **Die tote Mutter von Zipperken:** nach Treike S. 20. — S. 122. **Der Tote legt sich in den Sarg:** nach Lemke II, S. 281. — S. 122. **Der Tote als Wächter:** nach IfH 427 hs, Tulewski. — S. 122. **Der sorgende tote Vater:** IfH 45 hs, Brauer. — S. 122. **Die Tränen der Kinder:** Reusch Nr. 48. — S. 122. **Der verstorbene Geizhals:** Toeppen S. 113. — S. 123. **Der ruhelose Liebhaber:** IfH 447 hs, Bartsch. — S. 123. **Die aufhockende tote Frau:** IfH 184 hs, Podehl. — S. 123. **Aufhocker-Totengeister allgemein:** Material des Atlas der deutschen Volkskunde zu Frage 175. — S. 123. **Sägespäne im Totenkissen:** IfH 27 hs, Magdanz. — S. 124. **Der ertrunkene Knecht:** IfH 721 hs, Grohnert. — S. 124. **Das nasse Grab:** IfH 46 hs, Brauer. — S. 124. **Der bestohlene Tote:** IfH 329 hs, Engelhard. — S. 124. **Die Gräfin und ihre Katzen:** IfH 13 hs, Raudonat. — S. 125. **Der Schatten des Kindes:** IfH 552 hs, Grannas. — S. 125. **Vom Mann, der Oblaten mißbrauchte:** U. Heimat XIII, S. 331 f., Bohrke. — S. 125. **Der hingerichtete Bauer:** nach Apr. Ms. Schr. XII, S. 313, Strehlke. — S. 126. **Das zerfallende Skelett:** IfH 599 hs, Braun. — S. 126. Vor der Sage von den drei Domherren: Außer acht gelassen habe ich hier die Erlösungsmotive in den Ostpreussischen Märchen von Hertha Grudde; einerseits, weil die in dieser Sammlung am ehesten als Sage zu bezeichnenden Stücke doch mit märchenhaften Zügen ausgestattet sind, also nicht reine Sagen darstellen; andererseits, weil anzunehmen ist, daß das hier vor allem vorkommende Motiv der Erlösung eines Gespenstes durch „Zerspicken“ u. ä. aus reinen Märchenbezirken stammt, vgl. etwa: Zaunert, Märchen seit Grimm, I, Nr. 1. Jedenfalls sind die Verhältnisse hier noch nicht klar zu überschauen, wie überhaupt die gesamte Sammlung dem Problem von Märchen und Sage und ihren Grenzbezirken in mancher Beziehung neue Fragen aufgibt. — S. 127. **Die drei Domherren:** IfH 168 hs, Grunwald. — S. 127. **Die unschuldig gerichtete Nonne:** nach U. Heimat XIII, S. 319, Borbstädt. — S. 127. **Ein Ertrunkener erscheint:** IfH 557 hs, Wohler. — S. 128. **Der tote Schwedenhauptmann:** N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 464. Toeppen. — S. 128. **Spuk auf dem Mörderberg:** IfH 495 hs, Ohlenberg. — S. 128. **Der Soldat mit der Kette:** IfH 401 hs, Kuster. — S. 128. **Weißer Frau im Schloß zu Schlodien:** Tettau Nr. 157. — S. 129. **Der umgehende Gotteslästerer:** nach IfH 21 hs, Plischke. — S. 129. **Der ungetreue Pfarrer:** IfH 67 hs, von Olfers-Batocki. — S. 129. **Die diebische Pfarrmagd:** N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 468 f., Toeppen. — S. 129. **Die Kindsmörderin:** N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 468, Toeppen. — S. 130. **Umgehender Landmesser:** nach IfH 206 hs, Szepannek. — S. 130. **Ein Spuk in der Kirche von Gr. Arnsdorf:** Lemke II, S. 6, Nr. 7. — S. 131. **Reiter ohne Kopf:** 1.: IfH 41 hs,

Kübner; 2.: IfH 490 hs, Remke. — S. 131. Gespenst ohne Kopf und Beine: IfH 260 hs, Preuß. — S. 131. Die Spukkutsche von Frauenburg: IfH 154 hs, Grunwald und nach IfH 317 hs, Marquardt. — S. 132. Die Ritter und Nonnen von Kreuzburg: Pr. Pr. Bll. XVII, S. 229—231. Varianten zu dieser Sage s. N. Pr. Pr. Bll. IV (1847), S. 318 f. — S. 133. Das Gericht im Rathaus: N. Pr. Pr. Bll. IV (1847), S. 319 f. — S. 133. Schwarzer Mann und schwarzer Hund in Döhringen: nach IfH 73 hs, Klinke. — S. 135. Der schwarze Hund im Schloß Cremitten: nach IfH 444 hs, Böhnke. — S. 134. Eine Tote als Katze: nach Lemke III, S. 55. — S. 135. Die schwarze Ziege: nach IfH 360 hs, Biell. — S. 135. Die arme Seele als Krähe: nach IfH 113 hs, Balzer. — S. 135. Darauf: U. Mas. Land III, S. 21. — S. 135. Fohlen ohne Kopf: IfH 202 hs, Balzer. Interessant ist (IfH 685 hs, Stadie) die Angabe „am Seeberg bei Ihnicken, wo Pferde begraben liegen sollen, spukt ein Pferd ohne Kopf“; so als ob es Pferde-Totengeister gäbe. — S. 135. Irrlicht allgemein: Material des Atlas der deutschen Volkskunde zu Frage 178. — S. 136. Das mahnende Licht: nach IfH 460 hs, Dannowki. — S. 136. Das Licht der Selbstmörder: 1.: nach IfH 561 hs, Grannas; 2.: nach IfH 205 hs, Szepannek. — S. 136. Das Licht in den Sunkler Wiesen: nach IfH 143 hs, Kuster. — S. 137. Das Irrlicht lacht und klatscht in die Hände: nach Lemke I, S. 64 und Treike S. 24. — S. 137. Tote schauen über den Kirchhofszaun: IfH 493 hs, Remke. — S. 137. Das winkende Gespenst: nach IfH 308 hs, Reidys. — S. 137. Das geneckte Totengespenst: IfH 625 hs, 626 hs, Schulz. — S. 138. Kirchhofspuk in Schmauch: IfH 602 hs, Nieswandt. — S. 139. Die Totenlinde bei Romitten: nach Treike S. 8. — S. 140. Setz mir den Zahn richtig ein: nach U. Mas. Land X, Nr. 22, S. 88, Stomber. — S. 140. Gespenst in der Grunauer Kirche: nach Guttzeit S. 15. — S. 140. Meßdiener bei der Geistermesse: IfH 167 hs, Grunwald. — S. 141. Totengottesdienst: Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 338 f., Frischbier. Eine Sage von der Überfahrt der Toten zum nächtlichen Gottesdienst ist aufgezeichnet Apr. Ms. Schr. XV, S. 446 ff., Langkusch. — S. 141. Totengottesdienst auf dem Friedhof: IfH 720 hs, Grudde. — S. 142. Leichenflughahn zu Ragnit: Tettau Nr. 162. — S. 143. Wilde Jagd allgemein: Zeit des Umzugs der Wilden Jagd „Ende Oktober“ (IfH 439 hs, Bartsch); „in dunklen Nächten“ (Guttzeit S. 13); „besonders im Winter“ (Lemke III, S. 119, Nr. 86); „namentlich in den Zwölf Nächten“ (Czyborra S. 45). Die stürmischen, dunklen, langen Winternächte sind wohl in Ostpreußen das Ursprüngliche; viele Sagen haben keine Zeitbestimmung, lassen aber durch die obwaltende Situation (Vieh hüten usw.) erkennen, daß der Wilde Jäger auch in anderen Jahreszeiten umzieht. — S. 143. Der weiße Streifen: IfH 70 hs, Reimer. — S. 143. Der wilde Jäger im Lindenwäldchen: IfH 487 hs, Remke. — S. 143. Der Jägerberg: IfH 687 hs, Stadie. — S. 143. Die wilden Jäger auf dem Butzkeberge: nach Pr. Pr. Bll. XXIII, S. 125 f., Reusch. — S. 144. Der Graf S. als Wilder Jäger: Apr. Ms. Schr. XII, S. 312, Strehlke. — S. 144. Die Wilde Jagd im Knochenbruch: nach Lemke III, S. 119, Nr. 86. Die Verbindung: ein verstorbener Graf usw. = Wilder Jäger, Anführer der Wilden Jagd, ist, wenigstens in Ostpreußen, nicht ursprünglich, sondern

diese toten, spukenden Grafen usw. sind erst aus den Sagen vom Typus der Geisterkutsche, der ja schon sehr alt ist, in den Kreis der Wilden Jagd geraten. Man beachte, wie leicht der Übergang von der nachstehend mitgeteilten Sage zu Sagen von der Wilden Jagd vom Typus „Der Graf S. als Wilder Jäger“ ist. Die hier angeführte Sage wurde uns zudem bereits unter dem Titel „Die Sage vom Wilden Jäger“ übermittelt. Sie lautet, IfH 543 hs, Grannas: Fischer wissen von einem Grafen zu berichten, welcher nach seinem Tode dazu verurteilt war, an bestimmten Tagen um Mitternacht durch die Wälder zu streifen. Sie wurden bei ihrer Arbeit einst durch ein Getöse erschreckt, welches näherkommend immer stärker wurde. Bald konnten sie Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens unterscheiden. Bald sauste er an ihnen vorüber. Mit Grausen erkannten sie in dem Wagen eine menschliche Gestalt ohne Kopf. Diese lenkte die vier Rappen, welche den Wagen zogen. Noch heute bildet der Inhalt dieser Sage den Schrecken der Umwohnenden des Röthloffsees. — S. 144/45. **Darauf:** Czyborra S. 45 und nach IfH 595 hs, Grottko. — S. 145. **Öck schmiert:** nach Reusch Nr. 43; dazu gehört die neuere Aufzeichnung IfH 333 hs, wo es sich um einen Riesen und den Fischer Heiteberg handelt. — S. 145. **Jagdbeute des Wilden Jägers:** 1.: Heimatkd. Bil. III, Nr. 17, S. 133, Grajetzki; 2.: nach IfH 293 hs, Reidys; 3.: Czyborra, S. 45; 4. Gutzzeit S. 13 — S. 146. **Pfarrer bannen die Gaben des Wilden Jägers:** nach IfH 486 hs, Heyser. — S. 146. **Der Hund des Wilden Jägers:** Plenzat S. 46, gekürzt. In der Sage von der „Wilden Jagd am Ibenberge“, die Czyborra S. 45 mitteilt, heißt es, daß der Hirt Musa in dem Anführer der Wilden Jagd den „alten Perkuhn“ erkannt haben wollte. Eine solche Rückerinnerung an einen Preußengott wäre etwas ganz Ungewöhnliches und ist auf alle Fälle mit größter Vorsicht aufzunehmen. Solange nicht mehr Belege auftreten, wird man diesen Zug (wenn er nicht überhaupt als wirkungsvoll gedachter Abschluß auf Kosten des Buchautors geht) wahrscheinlich auf irgendwelche Bildungseinflüsse bei dem Gewährmann dieser Sage zurückführen müssen. — S. 147. **Weißer Schimmel, schwarzes Lamm:** IfH 65 hs, von Olfers-Batocki; darauf: IfH 146 hs, Schwark. — S. 147. **Das wunderbare Singen und Klingen:** IfH 358 hs, Biell. — S. 147. **Das graue Mannchen:** Treike S. 25. — S. 147. **Die Mauerschirk:** nach Lemke I, S. 29. — S. 147. **Der Aufhocker am Rodinnes:** Heimatkd. Bil. II, Nr. 7, S. 26, Tews. — S. 148. **Der Kurzpelz auf dem Konertsberge:** nach Apr. Ms. Schr. XXVII, 341, Frischbier. Die Sage enthält noch andere Motive, hier ist nur das Aufhockermotiv herausgegriffen. — S. 148. **Die herausgelöste Speiche:** IfH 630 hs, Dannowski. — S. 148. **Das Spinnwebengespenst:** IfH 636 hs, Hempler. — S. 149. **Die Flügelpferde:** IfH 414 hs, Tulewski — S. 149/50. **Das Wunschpferd:** Reusch Nr. 23, Abschnitt 2, 3. — S. 150. **Das rätselhafte Kalb:** Heimat u. Leben, II, Nr. 15, S. 3. — S. 150. **Der riesengroße Hund:** Reusch Nr. 45. — S. 151. **Gespensterhund und Gespensterkatze:** nach IfH 280 hs, Ussat; darauf: IfH 311 hs, Grudde. — S. 151. **Das schwarze Schwein:** IfH 68 hs, Doskocil. — S. 151. **Gespentische Rebhühner:** Heimatkd. Bil. III, Nr. 17, S. 113, Grajetzki. — S. 151—53. **Dämonischer Spuk in Menschengestalt:** 1. IfH 655 hs, Stadie; 2.: Heimatkd. Bil. IV, Nr. 18,

S. 120; 3.: IfH 644 hs, Hempler; 4.: Apr. Ms. Schr. XII, S. 312, Strehlke; 5. IfH 159 hs, Grunwald; 6. Heimatkd. Bll. V, Nr. 22, S. 135, Fischer. — S. 153. Die glitzernde Kugel: IfH 262 hs, Preuß. — S. 153. Anderer Lichtspuk: 1.: IfH 554 hs, Grannas; 2.: IfH 555 hs, Grannas. Liegt hier, unter Zugrundelegung der Vorstellung von irreführenden Irrlichtern, eine Umbiegung und Neubildung in Anlehnung an den Exodusbericht vor? — S. 154. Geheimnisvolle Geräusche und Bewegungen: 1.: IfH 699 hs, Stadie; 2.: IfH 142 hs, Kuster; 3. IfH 103 hs, Robitzki. — S. 154. Spuk in der Mühle: IfH 282 hs, Ussat. — S. 154. Die unsichtbare Ohrteige: IfH 178 hs, Kuster. — S. 155. Blendspuk: 1.: IfH 585 hs, Fuchs; 2.: IfHs 334 hs, Engelhardt und IfH 123 hs, Krüger; 3.: IfH 294 hs, Reidys. — S. 156. Das geschenkte Brot: IfH 413 hs, Tulewski. — S. 156. Geister und Zwerge im Berg: IfH 612 hs, Braun. — S. 156. Der Ordensritter im Berg: Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 344, Frischbier. — S. 157. Der Pilleberg: nach N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 469 f., Toeppen. — S. 157. Die Toten im Tilsiter Schloßberg: Krauledat, S. 100 nach Mitt. d. Litt. Ges. II, Thomas. — S. 157. Die weißen Nebeljungfrauen: Heimatkd. Bll. III, S. 113, Nr. 17. — S. 157. Die Burgfräulein am Orler See: IfH 193 hs, Krankowski. — S. 158. Die schwarzen Jungfrauen von Karschau: Bludau S. 213. — S. 158. Weiße Frau kämmt sich: Reusch Nr. 59. — S. 158. Weiße Frau mit schwarzer Kuh: Heimat u. Leben IV, Nr. 22, S. 1. — S. 158. Das Geschenk der Fräulein: Heimatkd. Bll. II, Nr. 4, S. 6. — S. 160. Ein Jüngling trägt die verzauberte Prinzessin: IfH 78 hs, Donner. — S. 160. Die drei Jungfrauen vom heiligen Berg: nach U. Heimat XI, S. 138, Tr. — S. 160/61. Alle Tiere küssen: IfH 604 hs, Stadie. — S. 161. Weiße Jungfrau und Kröte: 1.: nach Heimatkd. Bll. II, Nr. 7 S. 26; 2.: nach N. Pr. Pr. Bll. IV, (1847), S. 311; 3.: nach N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 467, Toeppen. — S. 161. Der Drache: nach U. Heimat I, S. 45, Rossius. — S. 162. Weiße Frau will Kind küssen: Heimatkd. Bll. II, Nr. 7, S. 26, Tews. — S. 163. Das Reiterheer: nach Toeppen S. 133. — Die Prinzessin mit den Löwen: IfH 705 hs, Balzer. — S. 162. Eine Katze verzehren: nach IfH 94 hs, Bertulat. — S. 163. Eine gelungene Erlösung: Lemke III, Nr. 72, S. 109 f. — S. 163. Dreimal „Guten Tag“: nach Tettau Nr. 191. — S. 163. Gebet für die Jungfrau: Toeppen S. 133. — S. 164. Das Schlüsselbund: Heimat u. Leben IV, Nr. 18. — S. 164. Der Einkauf: nach Pr. Pr. Bll. XXIII, S. 123 f., Reusch. — S. 164. Prophezeitung der Erlösung: nach U. Heimat XII, S. 5, Bachor.

Der Teufel.

S. 165. Der Teufel im Hohlweg: IfH 190 hs, Krankowski. — S. 165. Der Teufel in der Wirschupp: IfH 133 hs, Reidys. — S. 165. Der Teufel im Löbegaller Teich: nach N. Pr. Pr. Bll. I, (1846), S. 119 — S. 165. Der Teufel am Kreuztor: Erl. Pr. I, S. 369. Vor dem Kreuztor hat sich ein Galgen befunden. — S. 166. Teufel hängt eine Kuh auf: IfH 714 hs, Ziesemer. — S. 166. Der Teufel als wegelagernder

Hund: IfH 386 hs, Borbstädt. — S. 166. **Der Teufel als Pferd:** IfH 713 hs, Ziesemer. — S. 166. **Der Teufel als Schwein auf dem Wagen:** IfH 387 hs, Borbstädt. — S. 167. **Eens! Zweek!:** nach Heimackdl. Bl. III, Nr. 15, S. 98. — S. 168. **Der Teufel als Hecht und Wirbelwind:** N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 461 f., Toepfen. — S. 168. **Der Teufel im Wirbelwind:** 1.: Kbg. Tageblatt v. 8. 3. 1936, Bohrke; 2.: IfH 433 hs, Rohse. — S. 169. **Teufel stürzt sich ins Wasser:** 1. IfH 98 hs, Ussat; 2.: IfH 302 hs, Reidys. — S. 169. **Der Teufel im Keitelkahn:** IfH 298 hs, Reidys. — S. 169. **Der Teufel wird ersäuft:** 1.: IfH 125 hs, Reidys; 2.: nach IfH 281 hs, Ussat. — S. 170. **Die Teufelskutsche:** IfH 342 hs, Tulewski. — S. 170. **Der richtige Schimmel:** IfH 591 hs, Rohse. In keiner der mir aus Ostpreußen bekannten Sagen vom richtigen Schimmel wird ausdrücklich gesagt, daß es der Teufel wäre. In der bei Lisa Treike, S. 28 stehenden Sage, heißt es, daß der menschliche Schimmelreiter vom Kampf Hufeisenspuren auf der Brust zurückbehielt. Allerdings wird in derselben Sage (überlieferungstreu?) auch wieder vom „ohl Wod“ gesprochen. In meinem Heimatort Tolks im Kreise Pr. Eylau wenigstens, wo ich als Kind viel von diesem richtigen Schimmel zu hören bekam, wurde unter ihm der Teufel verstanden. — S. 171. **Der Tanz mit dem Teufel:** 1.: IfH 719 hs, Grohnert; 2.: IfH 161 hs, Grunwald; 3.: nach IfH 227 hs, Brack. — S. 172. **Das rote Kleid:** IfH 58 hs, Krause. — S. 172. **Teufel will Karten spielen:** IfH 30 hs, Richter. — S. 173. **Kartenspiel auf dem Leichenstein:** IfH 109 hs, Rhode; **Darauf:** nach U. Heimat VII, S. 285, Didszun. — S. 173. **Der Pracherstein:** IfH 337 hs, Podehl. — S. 173. **Der Teufelsstein im Suchwalde:** nach IfH 516 hs, Grannas. — S. 174. **Teufel holt die Lügner:** IfH 395 hs, Reidenitz. — S. 174. **Der Teufel und das Rätselraten:** IfH 718 hs. — S. 174. **Der Teufel und der Sonntagsschänder:** nach IfH 158 hs, Grunwald. — S. 175. **Die Krügersche von Eichmedien:** nach Hennenberger S. 429 u. Erl. Pr. 1, S. 195 ff. — S. 176. **Die Teufelsmesser:** Baczko, Versuch, S. 123. — S. 176. **Ein Teufelspakt:** IfH 456 hs, Wenzel. — S. 177. **Ein Kind einmauern:** IfH 291 hs, Reidys. — S. 177. **Der Griffstein:** N. Pr. Pr. Bl., 3.: Folge III, (1859), S. 317, Lilienthal; ähnlich ist die Sage N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 116, Borowski. — S. 178. **Das rettende Gesangbuch:** Lemke II, S. 14, Nr. 24. — S. 178. **Teufel und Kirchenbau:** 1.: IfH 122 hs, Reidys; 2.: IfH 497 hs, Ohlenberg; **darauf:** nach IfH 117 hs, Podehl. — S. 179. **Teufelsberg bei Frauenburg:** IfH 316 hs, Marquardt. — S. 179. **Teufel will einen See zuschütten:** 1.: Erm-land mein Heimatland, 1932, Nr. 11, S. 44, Brosch; 2.: IfH 136 hs, Neumann. — S. 180. **Die Entstehung des Fuchsberges:** 1.: nach IfH 621 hs, Donner u. IfH 390 hs, Reidenitz; 2. nach IfH 391 hs, Reidenitz. — S. 181. **Teufel tut Gutes:** nach N. Pr. Pr. Bl. III, (1847), S. 482. — S. 181. — **Teufel als Helfer:** nach Kbg. Tageblatt 1934, Nr. 40, S. 3, Bohrke. — S. 181. **Der Teufel als Morallehrer:** N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 470, Toepfen. — Der Teufel wird immer als eine Person aufgefaßt; Abweichungen von dieser Anschauung sind selten: So wird er einmal in der Sage vom Großen Friedrichsgraben (N. Pr. Pr. Bl. II, 1846, S. 462 f.) gewissermaßen als mit Familie vorgestellt; in einer Schatzsage wird vom Teufel in der Mehrzahl gesprochen, von Teufeln. (Lemke I, S. 64 f.)

Der Alf.

(Drak, Lataniec, Kaubuk)

S. 182/83. **Allgemeines:** Toeppen S. 15—21; hs *Sagen des IfH*; *Atlas der deutschen Völker*, Antworten auf die Frage 45. Die ganz gelegentliche Beschreibung des Alf als kleines Kind mit rotem Rocke bedeutet eine irrthümliche Anwendung des Namens Alf auf Unterirdischen oder Kobolde. — S. 183. **Der Alf und die Hirten:** Reusch Nr. 1. — S. 184. **Der Alf bei Venedien:** nach Lemke II, S. 33, Nr. 69. — S. 184. **Ein Alf kocht Keilchen:** *IfH* 445 hs, Bartsch. — S. 184. **Ein Alf verschafft Futter:** Plenzat S. 80. — S. 185. **Der Alf als Katze:** *Apr. Ms. Schr.* III, S. 401 f., Toeppen. — S. 185. **Die Rache des Draks:** *IfH* 348 hs, Tulewski. — S. 185. **Der teuflische Alf:** *IfH* 28 hs, Richter. — S. 186. **Die graue Gans:** *IfH* 580 hs, Treike. Die graue Gans ist hier ein Geschenk des Teufels an den, der ihm seine Seele verschreibt, und es braucht der Beachtung bestimmter Zeremonien zur Erlangung des Vogels (s. ebenda). Einige (seltene) Sagen vom Drachen in Ostpreußen machen nicht den Eindruck der Echtheit und werden deshalb nicht berücksichtigt, z. B. Borbstädt, S. 91—96, wo der Kern eine Alfsage und diese nachträglich als Drachensage ausgestaltet ist.

Riesen.

S. 187. **Der Riese Miligedo:** Tettau Nr. 55, nach Dusburg u. a. Quellen, vgl. bei Tettau. — S. 187. **Der Osteroder Grenzsteinträger:** *Heimat u. Leben* II, Nr. 15, S. 3. — S. 188. **Riesenschädel in der Kapelle Langfelde:** *Zs. d. Wpr. Gesch. Ver.*, Heft 54, 1912, S. 167 f.; dort ist die Geschichte aus der hs. *Chronik von Langfelde* des Superintendenten Pohl abgedruckt; darauf: *Act. Bor.* I, S. 242. — S. 188. **Die Riesen am Frischen Haß:** nach *IfH* 87 hs, Zink; *IfH* 35 hs, Siedenbiedel; *Apr. Ms. Schr.* II, (1865), S. 464, Dentler; die von Pfarrer Carolus Plauten aufgezeichnete Fassung (*Zs. d. hist. Ver. f. Marienwerder*) enthält noch einige andere abweichende Züge. — S. 188. **Riesengrab am Willuhner See:** Plenzat S. 65 f.; in wesentlich kürzerer Form *IfH* 697 hs, Stadie. — S. 189. **Riesen am Kurischen Haß:** nach *U. Heimat* XI, S. 154. — S. 190. **Das Riesenkind von der Kurischen Nehrung:** nach *U. Heimat* XI, S. 154. — S. 190. **Die Riesen am Omulef-See:** *IfH* 574 hs, Bachor. — S. 190. **Riesenwerke an der Windenburger Ecke:** nach *N. Pr. Pr. Bl.* V, (1848), S. 469 f. — S. 190. **Die Entstehung des Sees Schlepschinak:** *IfH* 568 hs, Adamski. — S. 191. **Der Obssee und der Mühlensee:** nach Plenzat S. 66. — S. 191. **Die Riesen sterben aus:** nach *U. Heimat* X, S. 322, Walenski. Einmal findet sich eine Verbindung der Riesensage zum Spuk, so zwar, daß der Geist eines Riesen spukt: *Schwarzien* Nr. 10. Auch in die Sagen von der Wilden Jagd dringt Riesisches gelegentlich ein: *IfH* 333 hs. Obwohl bei dem Bild, das man sich von dem Teufel macht, riesische Ausmaße meist nicht vorausgesetzt werden, bildet das für das Volk doch kein Hindernis, ihm Riesenwerke zuzuschreiben. Gelegentlich wird der Widerspruch doch empfunden. Bezeichnend ist

der Ausweg, den die Sage da findet: „aus einer Handvoll Erde (die der Teufel fallen ließ) entstand (!) ein großer Berg“. IfH 316 hs. — Die von dem Schulmann Eduard Gisevius um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelten Sagen haben zum großen Teil auch Riesen als Hauptgestalten zum Gegenstand. Diese Riesensagen konnten hier aber nicht verwendet werden, weil Gisevius bei seiner erklärten Vorliebe für das Litauertum vorwiegend in Litauen sammelte und dazu das Aufgezeichnete erwiesenermaßen dann noch in der phantastischsten Weise kombinierte, erweiterte und verwirrte, alles in allem fälschte.

Die Untererdschen.

S. 192. Untererdschen allgemein: In Masuren werden die Untererdschen auch *crazno lutki* genannt, doch versteht man unter diesen ebenfalls kleine, rote Würmer, die den Menschen innerlich quälen und aufzehren (Toepfen S. 22). Im Norden der Provinz finden sich die *Barstukken* und *Kauken* (die letzten als Hausgeister gedacht), im Südosten vereinzelt noch die *Koltki*. Die *Koltki* sind aber meist anderer Wesensart als die anderen Untererdschen. Sie sind die kleinen Wesen, die in Masuren den Menschen das Haar verwirren, so daß man einen solchen *Koltki*, wie man das verwirrte Haar selbst dann auch wieder nennt, schwer entwirren kann. Es muß abgeschnitten werden. Dabei handelt es sich wohl um den Weichselzopt (nach Hedwig Borowski in U. Mas. Land II, Nr. 7). — S. 192. Untererdschen ein Drittel Elle hoch: N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 376 f. — S. 192. Untererdschen sehen wie Kalmücken aus: ebenda, S. 377. — S. 192. Urnen, die Gefäße der Untererdschen: Tettau S. 285. — S. 192. Der Unterirdischen Tanzplatz: nach Reusch, Nr. 6, S. 9. — S. 193. Untererdschen bei Sassen: Lemke II, S. 33, Nr. 68. — S. 193. Zwei Untererdschen-Mädchen: nach IfH 361 hs, Biell. — S. 193. Die Botschaft an die Untererdschen: N. Pr. Pr. Bll. VIII, (1849), S. 228; darauf: nach Tettau Nr. 156. — S. 193. Überfahrt der Untererdschen: nach Becker N. 33 u. Pr. Pr. Bll. XVII, S. 390 ff. — S. 194. Die Untererdschen auf dem Hausen: nach N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 373 f.; darauf: Reusch Nr. 9. — S. 195. Bergeister stehlen Milch: Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 346 f. — S. 195. Die Untererdschen und die Küchenmägde: Reusch Nr. 12. — S. 196/97. Taufe bei den Untererdschen: 1.: Lemke III, S. 127 f., Nr. 106; 2.; nach Plenzat Nr. 70; 3.: nach IfH 211 hs, Zatrieb. In dieser Sage ist nicht ganz deutlich, ob es sich um Untererdschen oder um verwunschene Menschen handelt; da aber die folgende Sage mit demselben Motiv ganz ausdrücklich von Untererdschen erzählt, so wurde die vorstehende auch mit aufgenommen; 4.: Reusch Nr. 14. — S. 197. Die Untererdschen in Kuppen: Lemke III, S. 128 f., Nr. 106. — S. 198. Untererdschen in Alexwangen: Reusch Nr. 13. — S. 198. Die Untererdschen und der Graf zu Eulenburg: Pr. Pr. Bll. XXII, S. 442 f., Reusch u. IfH 258 hs, Rätthgen. — S. 199. Die Männlein zu Allenstein: Tettau Nr. 190, nach Luc. David I, S. 130 ff. — S. 200. Zwerge als Goldgräber und Goldschmiede: 1.: HeimatkdI.

Bl. V, Nr. 22, S. 153, Fischer; 2.: Czyborra Nr. 10, S. 25. Die Zwerge als Goldgräber und unterirdische Goldschmiede sind im goldlosen Ostpreußen wohl nicht ursprünglich. Bezeichnenderweise wird der Ausweg gefunden, daß die Zwerge das Gold aus einem versunkenen Schloß holen. Die beiden mitgeteilten Sagen machen überhaupt nicht den Eindruck voller Glaubwürdigkeit. — S. 200. Das kostbare Gerät der Untererdschen: Reusch Nr. 10 u. nach Borbstädt S. 86 f. — S. 201. Versteinerte Kartoffeln: nach U. Heimat X, S. 61. — S. 201. Untererdschen nimmt Eingemachtes: Reusch Nr. 11. — S. 202. Untererdschen stehlen Mehl: Heimat u. Leben II, Nr. 19, S. 3. — S. 203. Utgelohnt: 1.: nach Reusch Nr. 16; 2.: nach IfH 606 hs, Schmidt; 3.: nach N. Pr. Pr. Bl. II, (1846), S. 376 f. u. nach N. Pr. Pr. Bl. VIII, S. 229 f.; ebenso noch Reusch Nr. 15. — S. 204. On öek teh öommer mött: IfH 119 hs, Kerwien; ähnlich Treike S. 26; dazu IfH 339 hs, Podehl. In dieser Sage haben die Untererdschen etwas von den sonst in Deutschland bekannten koboldhaften Poltergeistern. In Ostpreußen scheint dieser Zug im allgemeinen zu fehlen. Erwähnt sei aber noch eine Sage, die sich an eine nicht mehr vorhandene Mühle bei Schmalleningken am Memelufer heftet. Dort hat ein häßlicher Kobold sein Wesen getrieben. Er rumorte und tobte und trieb allen Unfug. Nichts konnte ihn vertreiben. Da kam einmal ein Bärenführer und bat um Nachtherberge. Der Bär muß den Kobold nachts furchtbar zugerichtet haben, denn man hörte in der Nacht ein Winseln und Schreien, und der Kobold ließ sich ein paar Tage nicht sehen. Aber dann steckte er eines Abends seinen häßlichen Kopf durch die Tür und fragte ängstlich: „Möller, lewt diene grote, schwarte Katz noch?“ Der Müller dachte gleich an den Bären und antwortete: „Joa, de lewt noch u hett sewe Junge.“ Von da ab ließ sich der Kobold nicht mehr sehen. Die Sage macht keinen ursprünglichen Eindruck; in die Koboldvorstellung sind Mär-Züge eingemischt (nach Borbstädt S. 115 ff.). — S. 205. Untererdschen als Kinderräuber allgemein: Toepfen S. 21 f. — S. 205. Die Untererdschen wollen ein Kind rauben: 1.: nach IfH 265 hs, Schröder u. Lemke I, S. 62; 2.: Lemke III, S. 129, Nr. 107. — S. 206. Wechselbalg wird zurückgetauscht: nach Reusch Nr. 17. — S. 206. Wechselbalg aus einem Besen: nach N. Pr. Pr. Bl. VIII, (1849), S. 230. — S. 207. Untererdschen rauben eine Wöchnerin: 1.; N. Pr. Pr. Bl. VII, (1849), S. 229; 2.: nach Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 337, Frischbier. — S. 207. Ein Kielkropf auf dem Weg zur Taufe: nach N. Pr. Pr. Bl. III, (1847), S. 477; darauf: Lemke I, S. 64. — S. 208. Trampeltienke: nach Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 336 f. — S. 208. Das Schlorrengericht: Lemke I, S. 63. — S. 209. Der Wechselbalg und die Erbsensuppe: nach Heimat u. Leben II, Nr. 19, S. 4. — S. 209. Kind wehrt sich gegen die Untererdschen: Reusch Nr. 19. — S. 209. Ein Sonntagkind wird Zwergenkönig: IfH 346 hs, Tulewski. — S. 210. Untererdschen werben um ein Mädchen: nach Tettau Nr. 156. Das Ringmotiv ist hier fortgelassen worden, weil es schon im Zusammenhang mit einer anderen Untererdschensage der Eulenburgs gebracht worden ist. In jener Sage hieß es auch, daß die Köchin mit einem Untererdschen vermählt wurde. — Eine in Apr. Ms. Schr. XIX, S. 501 f. gedruckte Sage erzählt aus Spirockeln, daß ein aus einem berstenden

Stein heraustretender Mann dem Bauern Kernnis in Geldnöten hilft gegen das Versprechen, binnen Jahresfrist das zu geben, „was in deinem Besitz ist, und wovon du nichts weißt.“ Das ist dann ein neugeborenes Töchterchen, wie sich herausstellt. Der Verlauf ist glücklich, weil nach Jahresfrist der Mann, Petras hieß er, vom Blitz erschlagen ist. Hier haben sich vielleicht Zwergenvorstellungen mit solchen vom Teufel, der Seelen erobern will, vermischt. — Rosemuk, Rasemuk und Geeltän werden gelegentlich als Kobolde im Haus genannt. Doch geht aus dem jeweiligen Zusammenhang hervor, daß es sich dabei nur um einen Kinderschreck handelt, um — heute wenigstens — scherzhafte Bildungen. Eine ähnliche Rolle scheint der einmal genannte Geist „Scheepelkopp“ (Scheffelkopf) gespielt zu haben, von dem aus dem Jahre 1846 berichtet wird (N. Pr. Pr. Bll. II, S. 378).

Wassermann (Topich), Seejungfern, Moorhexe.

S. 211. Name des Wassermanns: Neben Topich usw. auch Topielez = der Ertränker, der Ersäuer. Es kommen im übrigen Teil der Provinz (nach Ausweis des Materials vom Atlas der deutschen Vkte.) noch andere Namen vor, wie Häckelpeter, Häckelmann; jedoch werden dazu keine Sagen berichtet. Wassermannsagen sind mir nur aus den masurischen Kreisen bekannt, außer einer sehr unsicheren vom Tilsiter Schloßteich und der Sage vom Slomspettens, die aber zu sehr abseits liegt. — S. 211. Der Kobold im Ganshorner See: IfH 613 hs, Fuchs. — S. 211. Topich im Marxhöfer See: Apr. Ms. Schr. III, S. 412, Toeppen. Die roten Mützen sind wohl gelegentliche Entlehnungen von den Untererdschen. Über Vorkommen des Topichs im Kreis Johannisburg s. U. Mas. Land II, Nr. 7, Borowski. — S. 211. Das Aussehen des Wassermanns: nach Toeppen S. 33; U. Heimat XI, S. 245; Heimat u. Leben I, Nr. 4, S. 3. Das Material des Atlas der deutschen Vkte. bringt noch eine Anzahl anderer, z. T. widersprechender Angaben über das Aussehen des Wassermanns, z. B., daß er besonders groß sei, oder einen Schlangenleib mit Menschenkopf besitze. Außerdem wird außerhalb Masurens auch von der „Wassermutter“ gesprochen. Aber darunter (wie hin und wieder auch unter dem Wassermann) werden große Wasserkäfer, Spinnen oder größere Frösche verstanden und stellen zum großen Teil nur einen Kinderschreck dar. Auch in Masuren kommen vereinzelt diese Vorstellungen vor; Sagen sind jedoch nirgends in Ostpreußen mit ihnen verbunden. — S. 212. Sollt' sein und ist nicht: nach U. Mas. Land II, Nr. 7, Borowski. Eine ähnliche Sage wird auch vom Tilsiter Schloßteich erzählt, die aber möglicherweise von dem Sammler Langkusch, der Sagen von den Seejungfern erzählt, hierher übertragen worden ist. Auch sonst schmückt er seine Sagen fast unerträglich aus (Ap. Ms. Schr. XV, S. 412 ff.). — S. 212. Die Stimme des Topichs: nach Toeppen S. 33. — S. 212. Topich holt sein Opfer überall: nach Toeppen S. 33 f. — S. 212. Der Topich im Swenty-See: U. Heimat XI, S. 245. Br. — S. 213. Konczer See will sein Opfer: nach N. Pr. Pr. Bll., 3. Folge XI, (1866), S. 335 f.

In diesen Sagen vom Konzer See, der nicht in Masuren liegt, ist die Wassermann-Vorstellung sehr verblaßt. In der ersten dieser drei Sagen wird nicht mehr vom Wassermann gesprochen, sondern es ist einfach der See, der sein Opfer fordert. Auch von der Pleschnis, einem toten Arm des Pregels, unweit Auer, wird erzählt, wie sie ihr Opfer haben muß. Dabei spielt die gespenstische Erscheinung eines Wagens ohne Pferde eine Rolle (IfH 481 hs, Geede). — S. 214. **Slomspeters:** Apr. Ms. Schr. XV, S. 412 f., Langkusch. (echt?) Diese Sage steht in ihrer Art ganz vereinzelt da und ist überhaupt verdächtig gut durchgeformt. — S. 215. **Die Seejungfer am Margensee:** Schwarzen Nr. 2, S. 8. — S. 215. **Nixe im Muckersee:** IfH 236 hs, Krüger. — S. 215. **Seejungfern bei Warnicken:** nach Reusch Nr. 21. — S. 215. **Seejungfern im Oletzkoer See:** nach Plenzat S. 68 u. nach Reusch Nr. 21 u. Lemke III, S. 120, Nr. 88. — S. 216. **Seejungfern zeigen Wetter an:** Lemke III, S. 52. — S. 216. **Die Nixe ein verwünschenes Burgfräulein:** nach U. Mas. Land XI, S. 64, Stomber. — S. 216. **Die Seejungfrau im Tilsiter Schloßteich:** nach Apr. Ms. Schr. XV, S. 416 ff., Langkusch. Eine ähnliche Sage knüpft sich an den Otterstein in der Scheschuppe, nahe dem Kirchhof Lasdehnen. Eigenartige Züge trägt die „Sage vom Silbersee“ (Heimat u. Leben IV, Nr. 8, S. 1 f., Ackermann). Ist sie jedoch Überlieferungstreu? Sie ist stark vom Erzähler gestaltet. — S. 217. **Berggeister:** 1.: Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 363, Frischbier; 2.: IfH 589 hs, Braun. Die Bezeichnung Fee ist sicher unecht, da sie in Ostpreußen sonst nicht volkläufig ist. Es ist möglich, daß die „Feen“ dieser beiden Sagen aus dem Totenreich im Berge kommen. — S. 217. **Eine Moorhexe:** Schleicher S. 98 f. Eine stark abweichende Sage von einer Moorhexe im Großen Moosbruch, die von zwei jungen Leuten getötet wird, findet sich in der Dittchenzeitung Nr. 13 v. 31. 3. 1935. Grickschat. Die Moorhexe ist deutlich keine menschliche Hexe. Die Gestalt ist möglicherweise litauischen Ursprungs.

Holleweibchen, Kornmutter und Kornkind.

S. 218. **Das Holleweibchen in Nemmersdorf:** nach Borbstädt S. 89 f. In der Fassung von Borbstädt kommt neben Holleweibchen usw. auch die Bezeichnung Laume vor. Die Laumen sind in Litauen weithin bekannt und, wie sie heute in Nordostpreußen auch vorkommen, wohl von litauischen Ansiedlern dorthin gebracht. Jedenfalls sind sie keine deutschen Sagengestalten und wahrscheinlich auch nicht Erbgut aus altpreußischer Zeit, denn dann müßten sich wenigstens Spuren von ihnen im übrigen Ostpreußen finden. Laumensagen werden in dieser Sammlung deshalb nicht aufgenommen; lediglich die vorstehende, in der sich ausnahmsweise eine deutsche Bezeichnung eingebürgert hat, diene zur Veranschaulichung. Das Wesen der Laumen ist übrigens schwer zu fassen, es birgt sowohl Züge der Bergfeen als auch solche hilfreicher sowie koboldartiger Untererdschen, und auch Züge von Untererdschen vom Wechselbalgtypus. Außerdem ragen sie im Zusammenhang mit Laima, sehr oft in mythologische Bezirke. — S. 219. **Von der Kornmutter:** Lemke I,

S. 26; Becker Nr. 12; Bubainsa: Toepfen S. 34; U. Mzs. Land II, Nr. 7, Borowski. Richtige Sagen werden von Kornmutter und Bubainsa nicht erzählt. — S. 219. Das Kornkind: nach Krauledat der „das Kornkind“ aus „Ostpr. Heimat-Bll.“, Beilage zum Kbg. Tageblatt, 27. Jg., v. 15. 4. 1923 entnommen hat. Eine Wiedergabe in plattdeutscher Mundart bei Treike S. 17. Nur aus der einen Quelle ist dem Herausgeber das Kornkind bekannt geworden, so daß die Überlieferung unsicher erscheint. Die Gestalt ist in christlicher Beleuchtung gesehen.

Schatzsagen.

S. 219. Über Schatzgräberei im 15. und 16. Jahrhundert: Prussia XXIX, S. 135—143, Gaerte. — S. 220. Emporarbeiten eines Schatzes: Reusch Nr. 71. — S. 220. Wandern des Schatzes: IfH 483 hs, Steffen. — S. 220. Geldfeuer in Liep: nach IfH 370 hs, Krüger. — S. 220. Der Traum vom Schatz auf der Brücke: Plenzat S. 77. — S. 221. Goldkohlen: IfH 328 hs, Engelhard. — S. 221. Brennendes Gold: IfH 415 hs, Tulewski. — S. 222. Teufel als Schatzhüter: nach Apr. Ms. Schr. XV, S. 425, Langkusch. — S. 222. Der zu früh gehobene Schatz: nach IfH 343 hs, Tulewski. — S. 223. Teufel zeigen Schatz an: Lemke I, S. 64 f. — S. 223. Die fehlgeschlagene List: IfH 340 hs, Tulewski. Nach Reusch Nr. 56 liegt ein Schatz dort, wo eine Hasel Wispen (— Misteln) trägt. — S. 224. Der verfluchte Schatz: Reusch Nr. 74. — S. 224. Der Schatz auf dem Hausen: Reusch Nr. 51. — S. 225. Ihr habts schon: nach Lemke II, S. 11 f., Nr. 18. — S. 225. Von den Listen der Schatzhüter: Blendzauber: Heimatkd. Bll. I, Nr. 2, S. 12, Krause; S. 226. Teufel auf Ziegenbock: nach N. Pr. Pr. Bll., 3. Folge X, S. 359 f., Titius. — S. 226. Pakt den Kahlkopf: Reusch Nr. 63. — S. 226. Der Schatz in Gestalt eines Hundes: IfH 576 hs, Frey. — S. 226. Der Tote und der Schatz: nach IfH 235 hs, Krüger. — S. 227. Schwarzkünstler beim Schatzheben: 1.: nach U. Heimat XIV, S. 127, Stomber; 2.: Prussia XXIX, S. 141, Gaerte. — S. 227. Der Goldberg in Burdungen: Apr. Ms. Schr. XXI, S. 672. — S. 228. Die Forderung der Geister: nach Apr. Ms. Schr. XV, S. 426, Langkusch. — S. 228/29. Noch einiges von der Kunst des Schatzhebens: Kreuzgroschen: Reusch Nr. 68. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1599 verwandten die Schatzgräber damals Dost und Dill, s. Prussia XXIX, S. 88 ff. — S. 229. Schuhe in die Flammen werfen: Toepfen S. 34. — S. 229. Loch nicht zuschütten: Lemke II, S. 12. — S. 229. Die Schatzkiste auf dem See: Heimatkd. Bll. V, N. 22, S. 152, Walsdorff. — S. 230. Das Ende der Schatzgräber: nach IfH 483 hs, Steffen.

Glockensagen.

S. 230. Die vergrabene Glocke: IfH 26 hs, Magdanz. — S. 231. Die mitversunkene Glocke: IfH 546 hs, Grannas. — S. 231. Anna Susanna will ich nicht heißen: 1.: IfH 423 hs, Bartsch; s. a. Reusch

Nr. 75; 2.: IfH 565 hs, Künstler. — S. 231/32. Anna Susanna und ihre Namensschwester: nach Reusch Nr. 18. — S. 232. Glocke will nicht über die Grenze: I.: IfH 38 hs, Spohde; 2.: nach Czyborra, S. 41 f. S. 232/33. Die frommen Glocken: nach U. Heimat IX, S. 239, Schenk. — S. 233. Erlösung der Glocke: 1.: IfH 548 hs, Grannas; 2.: Lemke III, S. 111 f., Nr. 74.

Frevelhafte Taten, versunkene Schlösser u. Kirchen.

S. 234. Wehe euch Verfluchten: Apr. Ms. Schr. XXIII, S. 609 f., Sembritzki. — S. 233. Strafe des Fluchens: Hartwich S. 529. — S. 234. Strafe der Gotteslästerung: I.: Tettau Nr. 121, nach Grunau, Tract. XVII, cap. 1; 2.: nach Zs. d. Ver. f. Vlkde. XVI, S. 177—181; auch mündlich IfH 520 hs. — S. 235. Die Sonntagschänderin: Reusch Nr. 82, 1. — S. 236. Die versteinerte Wasserträgerin: nach IfH 364 hs, Biell. — S. 236. Guste Balde: Tettau Nr. 188. — S. 236. Der Brotstein zu Oliva: nach Hennenberger S. 339. — S. 237. Versunkenes Schloß ohne Frevelmotiv: nach Heimat u. Leben IV, Nr. 23, S. 1. S. 238. Sage vom Heilbrunnen bei Mehlsack: IfH 86 hs, Zink. — S. 238. Der versunkene Krug: 1.: nach N. Pr. Pr. Bll. IX, (1850), S. 175 f., Gebauer; 2.: nach IfH 383 hs, Krause. — S. 239. Sage vom Saal-See: nach U. Heimat VIII, S. 217, Rogalla. — S. 239. Der Schloßberg Bubaineu: nach IfH 394 hs, Reidenitz. — S. 239. Die Goldberge bei Muschaken: Plenzat Nr. 29 nach Jung-Ostpreußen. Von einer versunkenen unterirdischen Stadt erzählt auch die Sage U. Mas. Land II, Nr. 11. Über Schloß- und Goldberge im Kreise Neidenburg s. Heimat u. Leben II, Nr. 7, S. 4. — S. 240. Wiederauferstehen des versunkenen Schlosses: 1. nach IfH 575 hs, Bacher; 2.: N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 377, Falkenberg. Eine fast gleiche, 1935 aufgezeichnete Sage ist IfH 129 hs, Biell: Wer den Fisch fängt, erlöst das Schloß und wird selbst Schloßherr. — S. 241. Versunkene Kirchen: 1.: IfH 63 hs, Popien; 2.: IfH 314 hs, Christowzik; 3. IfH 472 hs, Mattern; 4. IfH 593 hs, Braun.

Wirken und Zeichen Gottes.

S. 242. Des Heilands Fußspuren: N. Pr. Pr. Bll., 3. Folge, III, (1859), S. 318, Lilienthal. Ein Stein mit Fußabdrücken des Heilands liegt auch in Kl. Gehlfeld, Kr. Osterode, s. IfH 717 hs, Stadie. — S. 241. Die Jungfrau Maria wandert: Ranke S. 95. — S. 242/43. Das blutende Christusbild: IfH 463 hs, Dannowski u. IfH 535 hs, Grannas. — S. 243. Der heilige Florian: Jung-Ostpreußen IV, S. 48. — S. 243. Die Warnung Gottes: IfH 9 hs, Brachvogel. — S. 243. Die Jodokuseiche bei Labiau: U. Heimat XIII, S. 32. — S. 244. Die Einäugigen zu Narpischken: Tettau Nr. 166, nach Hennenberger S. 327. — S. 244. Die Kiefer auf dem Friedhof von Scharfs: IfH 92 hs, 270 hs, 93 hs, Rohse. — S. 245. Das Gottesurteil von Ernstburg: Heimatkd. Bll. II, Nr. 6, S. 23. — S. 245. Der Graf und sein Sohn: IfH 521 hs, Grannas. — S. 246. Wunderbare Errettung: IfH 500 hs, Rohse. — S. 246. Der rollende Berg: U. Erml. Heimat XIII, Nr. 5, S. 20, Schle-

siger. — S. 246. **Die Berge um Heilsberg:** nach Erml. Volkskal. 1863. — S. 247. **Wunderbare Speisung:** IfH 141 hs, Rosenfeld. — S. 247. **Erweckung der getöteten Kinder:** IfH 474 hs, Kuhn; auch U. Erml. Heimat XIII, Nr. 5, S. 20. — S. 247/48. **Die Engelsteiner Kirche:** 1.: IfH 223 hs, Marder; 2.: Erml. m. Heimatl. 1933, Nr. 7; S. 28. Nach dem Bericht über diesen Vorgang in Erl. Pr. II, S. 230 ist es so, daß die Rösauer die vier Wände mit Trostkammer einer Kirche ünden, so daß sie die Kirche nachher nur noch zu säubern und zu decken haben. — S. 248. **Die Monstranz in der Erde:** IfH 2 hs, Palm. In andern Sagen scharft das Reitpferd eines Herrn einen großen Schatz aus, so daß der Herr zum Danke eine Kirche bauen läßt. — S. 248. **Ein Verirrter als Kirchengründer:** IfH 64 hs, Popien. — S. 248/49. **Der verschwundene Grundstein:** IfH 338 hs, Podel. — S. 249. **Engel tragen Kirchenglocken fort:** IfH 107 hs, Rhode. — S. 249. **Wandernde Kreuze:** 1.: IfH 464 hs, Dannowski; 2.: N. Pr. Pr. Bil. IV, (1847), S. 67.

Von Tieren und Tierverwandlung.

S. 249/50. **Der geheimnisvolle Ruf:** 1.: IfH 384 hs, Krause; 2.: Lemke III, Nr. 87, S. 120. In den Sagen dieser Art dürfte das Tier doch irgendwie in Beziehung zum Totenreich stehen, vgl. besonders Tettau Nr. 255, wo ein solcher Fisch in einem See gefangen wird, in welchem eine Kirche versunken ist; oder IfH 620 hs, wo die auf der Alle gefangenen Fische auf einen Ruf als Schweine verwandelt den Hausenberg hinauflaufen. Auf dem Hausenberg bei Gr. Engellau soll aber ein Schloß versunken sein! — S. 250/51. **Redendes Vieh:** N. Pr. Pr. Bil. V, (1848), S. 467 f., Mübling; 2.: Plenzat, S. 75 nach Tielo. — S. 251. **Vom Schlangenkönig:** 1.: Lemke I, S. 96; 2.: Pr. Pr. Bil. XXIII, S. 126 f. — S. 252. **Der Priester und die Schlangen:** Jung-Ostpreußen V, S. 7 f., Kraski. — S. 252. **Das Storcheland:** U. Heimat XII, S. 329 f., Strukat. — S. 252/53. **Die Menschenstörche:** U. Heimat XI, S. 153 f., Bohrke.

Von allerlei wunderbaren Ereignissen und Dingen.

S. 253/54. **Die Entstehung der Krakerorter Lank:** nach N. Pr. Pr. Bil., 3. Folge XI (1866), S. 412—414, Langkusch. — S. 254/55. **Der Wystiter See:** IfH 77 hs, Donner. — S. 255. **Vom Willuhner See, bei Konezen:** nach N. Pr. Pr. Bil., 3. Folge XI, (1866), S. 354 f. Lindau. — S. 255. **Die Entstehung des Zarksees:** IfH 174 hs, Maerz. — S. 255. **Von versunkenen Schiffen:** 1.: nach IfH 369 hs, Krüger; 2.: nach N. Pr. Pr. Bil. VIII, (1849), S. 228, Harnack; 3.: nach Apr. Ms. Behr. XIX, S. 500, Rogge. — S. 256. **Die Padugnis:** IfH 112 hs, Balzer. — S. 256. **Der Fisch mit dem Silberglöckchen:** Beobachter, Juli 1935, Ussat; danach: nach IfH 47 hs, Ussat; IfH 549, hs Grannes. — S. 256. **See mit sieben Böden und fahrbares Schloß:** nach IfH 679 hs, Stadie u. IfH 532 hs, Krüger. — S. 257. **Die gestohlene Kirche:** nach IfH 571 hs, Bachor. — S. 257. **Die Kirche in Saalfeld:** nach Lemke II, S. 5 f., Nr. 6. — S. 257. **Die Mainaberge** nach IfH 522 hs, Bachor. —

S. 257. Die verseuchten Heringe: Reusch Nr. 88. — S. 258. Das bernsteinerne Pferd: IfH 12 hs, Tolkemitt. — S. 258. Weihnachtswasser: nach N. Pr. Pr. Bll. I, (1846), S. 395, Funk. — S. 258. Bibernell und Armetill: Lemke II, S. 24 f., Nr. 47. — S. 258. Der rote Sand: IfH 106 hs, Rohde. — S. 259. Selbstmörderblut: IfH 326 hs, Remke u. Apr. Ms. Schr. XXIII, S. 610 f., Sembritzki. — S. 259. Das hohe Gras in Hanswalde: Lemke III, S. 125, Nr. 99.

Namensagen, Wappensagen.

S. 260. Frauenburg: IfH 155 hs, Grunwald. — S. 260. Sieben-eichen: N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 469, Toeppen. — S. 260. Gr. Klausitten: IfH 169 hs, Selke. — S. 260. Passenheim: nach Hennenberger, S. 342. In Wirklichkeit ist die Stadt nach dem Komtur Siegfried Walpot von Bassenheim genannt. — S. 261. Wormditt: nach U. Erml. Heimat, 1921, S. 8, Nr. 2. — S. 261. Palmnicken und Sorgenau: nach U. Heimat X, S. 313. Tatsächlich ist der Bestandteil Palm im Ortsnamen entstanden aus apr. Palwe, was heide-ähnliches Land bedeutet. — S. 261. Horn: IfH 590 hs, Braun. — S. 261. Stehlischken: IfH 310 hs, Grübner. — S. 262. Simanzinagorka: IfH 577 hs, Bachor. — S. 262. Der Studentenhügel: nach N. Pr. Pr. Bll. II, (1846), S. 373, Friderici. — S. 262. Der Kopetschsee: IfH 208 hs, Szepannek. — S. 263. Der Borstenstein: Reusch Nr. 89. — S. 263. Die Perbandts: IfH 442 hs, Böhnke. Der Name Perbandt ist altpreußischen Ursprungs, die Perbandts selbst ein altes Preußengeschlecht. Die Sage wird auch in Quednau lokalisiert, woher das Geschlecht stammt. — S. 263. Sensburg und Rastenburg: nach N. Pr. Pr. Bll., 3. Folge X, (1865), S. 536 f., Titius. — S. 264. Friedland: nach N. Pr. Pr. Bll., 3. Folge IX, (1864), S. 263 f., Reiter.

Welt und Weltende.

S. 264. Ob die Steine wachsen: Lemke II, S. 17, Nr. 27. — S. 264. Tausend Jahre und nicht tausend: Lemke III, S. 125 f., Nr. 101 — S. 265. Ewig durt lang: Apr. Ms. Schr. XXVII, S. 337 f., Frischbier. Eine ähnliche Sage ohne die Schlußwendung ist Lemke II, S. 34, Nr. 70.



Herkunft der Quellen.

- I. f. H.:* Handschriftliche Sagensammlung des Instituts für Heimatforschung und Volkskunde an der Albertus-Universität zu Königsberg (Pr).
- Act. Bor.:* Acta borussica, ecclesiastica, civilia, literaria oder Sorgfältige Sammlung allerhand zur Geschichte des Landes Preußen gehöriger Nachrichten, Urkunden, Schriften und Documenten. Bd. 1—3, Königsberg und Leipzig 1730—32.
- Apr. Ms. Schr.:* Altpreußische Monatsschrift, hrsg. von R. Reicke und Ernst Wichert (43 ff. v. Aug. Seraphim). Bd. 1—59, Königsberg 1864—1922.
- Baczko:* Baczko, Ludwig v.: Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs. H. 1—7. 2. A. Königsberg 1804.
- Becker:* Becker, F., Roose, C., Thiele, J. G.: Litthauische und preußische Volkssagen, nach zum Theil unbenutzten Quellen poetisch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von —. Königsberg 1847.
- Beobachter:* Der Beobachter, Stallupöner Beiblatt zur Preußischen Zeitung.
- Bergenroth:* (Bergenroth): Die St. Marienburg. Berlin 1823. (Vielleicht ist der Verfasser Symanski.)
- Bludau:* Bludau, Alois: Oberland, Ermeland, Natangen und Barten. Eine Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1901. (Ostpreußen. Land und Volk IV.)
- Borbstädt:* Borbstädt, Frida: Zwischen Memel und Danzig. Sagen und Märchen aus der ostpreußischen Heimat, gesammelt und bearbeitet von —. Pillkallen (1931).
- Braun:* Braun, Hermann: Ostpreußische Erzählungen. Aus dem Volk für das Volk. I u. II. Berlin o. J.
- Braun, Mas.:* Braun, Hermann: Aus Masuren. 3. Folge. Gumbinnen 1907.
- Casp. Schütz:* Schütz, Caspar: Historia rerum Prussicarum Leipzig 1599.
- Czyborra:* Czyborra, Albert: Zwischen Mauersee und Alle. Rastenburg 1924.
- Dusburg:* Dusburg, Peter von: Chronica terrae Prussiae. Hrsg. von Max Toeppen. In: Scriptorum rerum Prussicarum. I, 1861, S. 3—269.

- Dittchenzeitung:* Ostpreußische Dittchenzeitung. Illustrierte Wochenschrift für ostpreußische Mundart, für Humor und Satire.
- Erl. Pr.:* Erleutertes Preußen oder Auserlesene Anmerkungen über verschiedene zur preußischen Kirchen-, Civil- und Gelehrten-Historie gehörige besondere Dinge... (Hrsg. von Michael Lilienthal). T. 1—5. Königsberg 1724—42.
- Erml. m. Heimatl.:* Ermland, mein Heimatland. (Monatl.) Heimatbeilage der Warmia. Verantwortlich: Arthur Hintz. Jg. 1 ff. Heilsberg 1924 ff.
- Grunau:* Grunau, Simon: Preußische Chronik. Hrsg. von M. Perlbach, R. Philippi und P. Wagner. Bd. 1—3. Leipzig 1876—96.
- Guttzeit:* Guttzeit, Emil Johannes: Volkstümliche Sagen aus der Heimat, gesammelt und herausgegeben für die Jugend von —. Heiligenbeil (1934).
- Hartwich:* Hartwich, Abraham: Geographisch-historische Landesbeschreibung derer dreyen im Pohnischen Preußen liegenden Werdern... Königsberg 1722.
- Heimatkdl. Bll.:* Heimatkundliche Blätter: Hrsg.: Kreisverein für Heimatforschung Darkehmen. Jg. 1 ff., Darkehmen 1931 ff. (Beilage zu: Darkehmer Zeitung und Neues Darkehmer Tageblatt.)
- Heimat u. Leben:* Heimat und Leben. Blätter für heimatkundliche Forschung und Unterhaltung. Beilage in vierzehntägiger Folge zur Osteroder Zeitung. Jg. 1—7, Nr. 4. Osterode 1929—1935.
- Hennenberger:* Hennenberger, Caspar: Erclerung der Preußischen größern Landtaffel oder Mappen. Königsberg 1595.
- Jung-Ostpr.:* Jung-Ostpreußen. Zeitschrift für Ostpreußens Jungmannen. Hrsg. von Albert Kayma. Jg. 1—7, Nr. 17 u. 18. Königsberg 1916—22.
- Kbg. Tagebl.:* Königsberger Tageblatt.
- Krauledat:* Krauledat, Johannes: Romowe. Altpreußische Sagen. Den Kindern der Heimat ausgewählt von —. 2. A. Langensalza 1928.
- Lemke:* Lemke, Elisabeth: Volkstümliches in Ostpreußen. T. 1—3. Mohrungen (3: Allenstein) 1884—99.
- Leo:* Leo, Johannes: Historia Prussiae. Brunsbergae 1725.
- Luc. David:* David, Lucas: Preußische Chronik. Hrsg. von Ernst Hennig und (Bd. 8) Daniel Friedrich Schütz. Bd. 1 bis 8. Königsberg 1812—17.
- Masovia:* Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia. Hrsg. von K. Ed. Schmidt. Jg. 1 bis 33. Lötzen 1895—1928. (H. 1 u. d. Titel: Beiträge zur Kunde von Masuren.)

- Mas. Volkskal.:* Masurischer Volkskalender. Hrsg. vom Ostdeutschen Heimatdienst. Allenstein E. V.
- Mitt. d. Lit. Litt. Ges.:* Mitteilungen der Litauischen Litterarischen Gesellschaft. Bd. 1—6, n. Heidelberg 1883—1912.
- Ndd. Zs. f. Vdkde.:* Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Hrsg. von Ernst Grohne. Bremen 1923 ff.
- N. Pr. Pr. Bll.:* Neue Preußische Provinzial-Blätter. S. Pr. Pr. Bll.
- Obgartel:* Obgartel, Wilhelm: Der Regierungsbezirk Gumbinnen. Insterburg 1912.
- Ostland:* Ostland/Wochenschrift für die gesamte Ostmark. Hrsg. von E. Ginschel und Franz Lüdtke. Jg. 1 ff. Berlin 1920 ff.
- Ostpr. Heimat:* Ostpreußische Heimat. Blätter für die Gesamtinteressen des Ostpreußentums. Hrsg. Eduard Kenkel. Jg. 1/2. Charlottenburg-Westend 1915/16.
- Ostpr. Heimatbll.:* Ostpreußische Heimatblätter. Beilage zum Königsberger Tageblatt.
- Plenzat:* Plenzat, Karl: Sage und Sitte im Deutschherrenlande. Breslau 1926.
- Pr. Pr. Bll.:* Preußische Provinzial-Blätter. Bd. 1 bis 3. Folge, Bd. 11. Königsberg 1829—66. (Von 1846 ab: Neue Preußische Provinzial-Blätter.)
- Prussia:* Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg i. Pr. (1)—25. Fortgesetzt unter dem Titel: Prussia. Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Prussia. 26 ff. — Königsberg 1875 ff.
- Ranke:* Ranke, Friedrich: Volkssagenforschung. Vorträge und Aufsätze. Breslau 1935.
- Reusch:* Reusch, Rudolf Friedrich: Sagen des Preußischen Samlandes. 2. A. Königsberg 1863.
- Rohde:* Rohde, Joh. Jac.: Von der Rudauischen Schlacht und derselben zum Andencken auffgerichteten Säule. In: Erleutertes Preußen I, 1724, S. 615—640. (Übersetzung einer lateinischen Dissertation vom Jahre 1721).
- Schleicher:* Schleicher, August: Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder. Gesammelt und übersetzt von —. Weimar 1857.
- Schwarzien:* Schwarzien, Otto: Memelländische Sagen, Märchen und Schwänke. Gesammelt und hrsg. von —. Selbstverl. d. Verf. 1925.
- Tettau:* v. Tettau, W. J. A. und Temme, J. D. H.: Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von —. Neue Ausgabe. Berlin 1865.

- Tielo:* Tielo, A. K. T.: Thanatos. Stuttgart 1905.
- Toeppen:* Toeppen, Max: Aberglauben aus Masuren mit einem Anhang enthaltend: Masurische Sagen und Märchen. 2. A. Danzig 1867.
- Treike:* Treike, Lisa: Meakes. Schämmastund. Hrsg. von Karl Wilhelm Bink. Königsberg 1930.
- U. Heimat:* Unsere Heimat. Neue Folge der Zs.: „Die Heimat“ und „Ostdeutsche Nachrichten“. Organ des ostdeutschen Heimatdienstes und der Heimatvereine in den alten Provinzen Ost- und Westpreußen. Jg. 1—17, Nr. 6. Königsberg (6, 23 ff.: Allenstein) 1921—1935.
- U. erml. Heimat:* Unsere ermländische Heimat. Monatsbeilage der Ermländischen Zeitung. Jg. 1 ff. Braunsberg 1921 ff.
- U. Mas. Land:* Unser Masuron-Land; Hrsg. im Auftrage der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Lyck. Verantwortlich: Fritz Hintz. Jg. 1 ff. Lyck 1925 ff. (Halb-Monatsbeilage zur Lycker Zeitung.)
- Zernecke:* Zernecke, Jacob Heinrich: Thornische Chronica... 2. A. Berlin 1727.
- Zs. d. hist. Ver. f. Mwd.:* Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder (H. 64 ff.: Westpreußen). H. 1 ff. Marienwerder 1876 ff.
- Zs. d. Ver. f. Vvde.:* Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Hrsg. von Karl Weinhold (ab 1892: Joh. Bolte; 1930 ff.: Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von Fritz Boehm). Jg. 1 ff. Berlin 1891 ff.
- Zs. d. Wpr. Gesch. Ver.:* Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins. Bd. 1 ff. Danzig 1880 ff.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1— 34
I. Die Geschichte des Landes in der Sage	35— 65
Altpreußische Zeit	35
Ordenszeit	36— 44
Reformation	45— 46
Die Schweden in Ostpreußen	46— 48
Die Tataren	48
Pestsagen	48— 51
Friedrich Wilhelm I. und der Alte Fritz.	51— 54
Leibeigenschaft	55
Franzosenzeit	55— 58
Von Räubern	58— 61
Der Krieg 1870/71	61— 62
Der Weltkrieg	62— 64
Hindenburg	65
II. Der Mensch, seine geheimnisvollen Kräfte und übernatürlichen Fähigkeiten.	66—115
Die Seele	66
Die Mar	66— 75
Der böse Blick. Den Tod sehen und vorher- sehen, führen und tragen.	76— 85
Hexen, Hexenmeister und allerlei Hexerei	85—102
Freimaurer und Doppelgänger.	102—107
Freischützen.	107
Bannzauber, Geisterbannung	107—111
Feuerreiter, Feuerbannen	111—112
Werwolt	113—116
III. Die Toten, Totenspuk und dämonischer Spuk.	117—164
Tod anmelden	117—119
Vampyr und lebender Leichnam	119—120
Umgehen der Totengeister	120—136
für kurze Zeit nach dem Tode	120—124
auf unbestimmte Zeit	125—132
Totengeister in Tiergestalt	133—135
Lichterscheinungen	135—136
Totenspuk auf dem Friedhof und in Kirchen.	137—143
Der wilde Jäger	143—146
Dämonischer Spuk.	146—154
Vorspuk	146
Aufhocker und Hemmspuk	146—148
Gespenstische Tiere	148—151

Dämonischer Spuk in Menschengestalt	151—153
Irrlichter und anderer Lichtspuk	153
Geheimnisvolle Geräusche	154
Blendspuk	155
Tote und Verwünschte im Berg	155—164
weiße und schwarze Frau	158
Erlösung der weißen Frau	159—164
IV. Der Teufel	165—181
Der Teufel als Spukwesen	165
Spuk	165
Tiergestalt	166—168
Wirbelwind	168
Menschengestalt	168—170
Teufelskutsche	170
Der „richtige Schimmel“	170
Der Teufel als Verführer und Vollzieher	170—181
V. Der Alf (Drak, Lataniec, Kaubuk)	182—186
VI. Riesen	187—191
VII. Die Untererdschen	192—210
VIII. Wassermann (Topich), Seejungfern, Moorhexe	211—218
IX. Holleweibchen, Kornmutter und Kornkind	218—219
X. Schatzsagen	219—230
XI. Glockensagen	230—233
XII. Frevelhafte Taten, versunkene Schlösser und Kirchen	234—242
Gotteslästerung, Fluchen, versteinerte Menschen	234—236
Versunkene Schlösser, Gasthäuser, Kirchen	237—242
XIII. Wirken und Zeichen Gottes	242—249
XIV. Von Tieren und Tierverwandlung	249—253
XV. Von allerlei wunderbaren Ereignissen und Dingen	253—259
XVI. Namensagen, Wappensagen	259—264
Ortsnamen	260—262
Flurnamen	262—263
Personennamen	263
Wappensagen	263—264
XVII. Welt und Weltende	264—265
Nachwort	266
Anmerkungen	267—293
Herkunft der Quellen	294—297

